This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Lit 499.6

Harvard College Library

FROM THE BEQUEST OF

JOHN AMORY LOWELL,

(Class of 1815).

This fund is $20,000, and of its income three quarters shall be spent for books and one quarter be added to the principal.

26 July, 1887.

Charakterbilder

aus dem neunzehnten Jahrhundert.

Biographisch-kritische Essais

von

Leopold Katscher.

Berlin

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung

Harrwitz und Gossmann

1884.

~~VIII. 1980~~
Lit 499.6

HARVARD COLLEGE
JUL 26 1887
LIBRARY.

Lowell fund.

Herrn

Hofrath **Dr. Rudolf von Gottschall**

dem Meister des biographisch-kritischen Essais

widmet dieses Buch

in aufrichtiger Verehrung

Der Verfasser.

Inhalts-Verzeichnis.

Erste Abtheilung: Frauen.

Seite.

George Sand (Mme. Dudevant) 1
George Eliot (Mary Ann Evans) 96
Currer Bell (Charlotte Brontë) 113
Harriet Martineau 145

Zweite Abtheilung: Männer.

Hyppolite Adolphe Taine 173
Alfred de Musset 212
Henry Thomas Buckle 233
Charles Bradlaugh 261
Hans Christian Andersen 303

Erste Abtheilung.

Frauen.

George Sand.

(1876.)

I.

Viel Kronen gibt es, dunkle, dornenvolle,
Die Gott den Kindern dieser Erde lieh;
Die schwerste doch, mit der der Herr im Grolle
Ein Weibeshaupt bekränzt, ist — das Genie.

Alfred Meißner.

Der Tod hat die moderne französische Literatur eines Geistes beraubt, der auf sie einen ungeheuren, heute kaum mehr richtig zu beurtheilenden Einfluß ausübte. Die Zahl der Nachahmer George Sand's — von denen sie wohl keiner erreichte — ist Legion. Die Geschichte ihres Lebens ist ebenso interessant wie die ihrer Schriften, aber auch ebenso dunkel und unaufgeklärt, wenigstens bisher, in so manchen Beziehungen. Ihre „Histoire de ma vie" von 1854 und 1855 genügt ebenso wenig zu einer genauen Beurtheilung ihres Charakters, ihrer Ideen und ihres Lebenslaufes, wie die zahllosen Bücher, Broschüren und Aufsätze, die seit fast einem halben Jahrhundert über, für und gegen George Sand geschrieben worden sind. Wer einen großen Theil jener „Histoire" und dieser Biographien und Kritiken der Mitwelt liest, kommt oft aus dem Staunen, dem Kopfschütteln und Verdruß garnicht heraus. Wir unsererseits haben diesen häufigen Ungewißheiten gegenüber es für unsere Pflicht gehalten, alle vorhandenen Versionen zu prüfen, alle herrschenden Meinungen zu untersuchen, alles mit

der „Histoire de ma vie", und wo diese nicht ausreichte: mit den uns privatim gewordenen Mittheilungen zu vergleichen und uns dann unser eigenes Urtheil nach bestem Können zu bilden. Wir hegen die Zuversicht, daß die folgenden Blätter ein Bild von George Sand's Leben und Wirken bieten, das vielleicht nicht vollkommen korrekt, aber doch mindestens nicht so voll falscher Darstellungen, Uebertreibungen und Erfindungen ist, wie leider fast alles, was bisher sowohl in Deutschland als auch in Frankreich und England über sie gesagt wurde.

Bekanntlich ging aus der Verbindung des „starken" August II., Königs von Sachsen und Polen, mit der schönen Aurora von Königsmark der berühmte „liebreiche" Marschall Moritz von Sachsen hervor. Von diesem wurde die ebenso schöne als bedeutende Schauspielerin Mlle. Verrière zur Mutter eines Mädchens gemacht, das den Namen Marie Aurore erhielt und ins Geburtsregister als „Tochter des Bürgers von Paris Jean Baptiste de la Rivière und der Marie Rinteau, seiner Gemahlin" eingetragen wurde, denn Fräulein Rinteau, die nur auf der Bühne Verrière hieß, war mittlerweile dem ehrsamen Rivière zur Frau gegeben worden. Diese natürliche Enkelin des Königs von Polen wurde im Alter von 15 Jahren an einen natürlichen Sohn des Königs Ludwig XV. von Frankreich verheirathet. Derselbe führte den Titel eines Grafen Arvid Bernhard von Horn und sah seinem Vater so auffallend ähnlich, daß Aurore förmlich erschrak, als sie ihn zum ersten mal sah. Er war französischer Statthalter in Schlettstadt (Elsaß). Da er mit einer häßlichen Krankheit behaftet war, wurde die Trauung nur formell vollzogen und das Paar sah sich nur sehr selten. Horn starb bereits drei Jahre nach der Hochzeit. Zehn oder zwölf Jahre brauchte seine junge Witwe, um sich zu einer zweiten, diesmal glücklichen Ehe zu entschließen, die sie mit dem bereits ziemlich ältlichen Generalpachter Dupin de Francueil einging; es ist dies derselbe, der in Rousseau's Memoiren und in Madame d'Epinay's Korrespondenz erwähnt wird. Er war sterblich verliebt in Rous-

seau's Mutter. Bei Dupin's Vater war Jean Jacques auch eine Zeit lang Sekretär. Die Frucht dieser Ehe war ein einziger Sohn, Maurice Dupin, der in die Armee trat und es bis zum Obersten brachte und unter dem General Bonaparte nach Italien ging. Hier lernte er ein Mädchen kennen, dessen hübsches Gesicht und Natürlichkeit ihm sehr gefielen; obwohl Mlle. Delaborde ein leichtfertiges Geschöpf und blos die Tochter eines pariser Vogelhändlers war, während in seinen eigenen Adern gesalbtes Blut rollte, faßte er doch nach mehrjährigem Beisammenleben den Entschluß, sie zu heirathen. Er that es, getraute sich aber nicht, es seiner Mutter, die durch und durch Aristokratin war, zu gestehen.

Einen Monat, nachdem sich Dupin mit Sophie Delaborde vermählt hatte, gebar ihm diese ein Töchterchen, das er nach seiner Mutter Aurore nannte und das die weiteren Namen Amantine Lucile erhielt. Dies fand statt in Paris, Rue Meslay. Während der Geburt spielte der Vater zufällig auf einer Violine — George Sand, denn dies ist die Tochter, hat diese zeitlebens als heilige Reliquie aufbewahrt — was eine Tante zur Prophezeiung veranlaßte: „Sie ist bei Musik zur Welt gekommen, sie wird Glück haben". Es war der 5. Juli 1804, das letzte Jahr der Republik, das erste des Kaiserreiches. Kurz nachher erfuhr die Mutter Dupin's die Verheirathung ihres Sohnes und traf energisch alle Anstalten zur Erwirkung der Nichtigkeitserklärung der Mesalliance. Als sie zu diesem Zwecke eines Tages auch nach Paris kam, erdachte Dupin im Einverständnisse mit der Portierfrau im Absteigequartier der Wittwe eine List, infolge deren ihr der Säugling in die Hände gespielt wurde. Sie erkannte dessen Aehnlichkeit mit ihrem geliebten Maurice und — war besiegt. Sie söhnte sich mit ihrem Sohne aus und gewann die kleine Enkelin von vornherein lieb, aber sie weigerte sich, die Tochter eines Vogelhändlers kennen zu lernen, wenn sie auch nicht mehr auf Scheidung drängte. Schließlich jedoch befürchtete sie, ihren Sohn, den sie vergötterte, allzu sehr zu kränken, und willigte ein, sie zu empfangen und bei

sich wohnen zu lassen. Bald nachher gestattete sie auch, daß die beiden kirchlich getraut wurden, nachdem sie vorher nur vor dem Maire vereinigt worden waren. Aber vertragen konnten sich die zwei Frauen niemals recht; ihre Abkunft, ihr Bildungsgrad, ihr Temperament waren zu verschieden.

Im Alter von vier Jahren konnte Aurore bereits ziemlich gut lesen. Bevor sie noch verstand, was sie las, entwickelte sich bei ihr die Liebe zum Roman. Sie hatte nämlich die Gewohnheit, mit dem Ofenfeuer zu spielen; dies veranlaßte ihre Mutter, ihr zwischen vier Stühlen eine Kieke ohne Feuer zu machen und sie hineinzusetzen. Während sie nun hier das Stroh der Sessel zerzauste, erfand sie allerlei endlose Erzählungen, die sie laut zum besten gab. Ihre Mama nannte das „ihre Romane" und half ihr dabei. Eine Tante pflegte sie zu necken: „Nun, Aurorchen, ist dein Prinz noch nicht aus dem Walde heraus? Hat deine Prinzessin noch nicht ihr Schleppkleid angezogen und ihre goldene Krone aufgesetzt?" Und Sophie sagte oft: „Laßt sie in Ruhe; ich kann nicht arbeiten, bevor sie mit ihren Romanen zwischen vier Stühlen beginnt." George Sand nennt in ihren Memoiren ihre Mama stets „ma mère", ihre Großmutter „ma bonne maman". Um jene Zeit kam ihr Vater durch einen Sturz vom Pferde ums Leben, ein Ereignis, das großen Kummer ins Schloß von Nohant, den Wohnsitz der Witwe Dupin, im Berri gelegen, brachte. Mutter und Gattin hatten ihn gleich innig geliebt und waren aufeinander eifersüchtig gewesen. Nun wurde die kleine Waise der Gegenstand einer ähnlichen Eifersucht. Aurore's Erziehung wurde nunmehr von beiden Frauen gemeinschaftlich geleitet; den Unterricht besorgte der alte Deschartres, von welchem George Sand sehr viel erzählt und der schon ihren Vater unterrichtet hatte. Sie theilt mit, daß sie sich über sein Steckenpferd, ein Brechmittel, das er für eine Panacee hielt — er war im übrigen ein tüchtiger Arzt — so geärgert habe, daß sie es vorzog, zu schweigen, wenn ihr etwas fehlte. Im Alter von fünf Jahren

lernte sie schreiben, was ihr große Freude machte. Nun konnte sie auch Gelesenes besser verstehen; neben Feengeschichten las sie auch eine griechische Mythologie. Sie liebte es, die Druckantiqua nachzuschreiben, und machte sich auch eigene Hieroglyphen und eine eigene vereinfachte Orthographie. Zur Uebung schrieb sie allerlei Briefe an Verwandte und Gespielinnen, ohne jedoch jemals einen abzugeben.

Die Zwistigkeiten zwischen den beiden Frauen im Schlosse von Nohant wurden immer ärger. Endlich gelang es 1811 einem verwandten Geistlichen, die jüngere zu veranlassen, mit einer Jahrespension von 2500 Frs. nach Paris zu gehen, sich dort der Erziehung ihrer natürlichen Tochter Karoline zu widmen und Auroren ihrer Schwiegermutter zu überlassen. Das Kind, das von den Differenzen seiner Leiterinnen nicht viel wußte oder verstand und das seiner Mama sehr zugethan war, obwohl es von ihr stets streng behandelt wurde, empfand die Trennung um so schmerzlicher, als gleichzeitig auch die Bonne, an der es sehr hing, das Haus verließ, um sich zu verheirathen. Da auch die alte Dupin einen Theil des Jahres in Paris zuzubringen pflegte, wurde das Abkommen getroffen, daß sie und Aurore schon 14 Tage nach Sophiens Abreise ebenfalls nach Paris gehen würden. Dennoch war die Kleine außerordentlich gekränkt und all die verdoppelte Zärtlichkeit der Großmama war vergeblich. Die Schilderung ihrer Gefühle während dieser Zeit („Histoire de ma vie") ist ungemein interessant und ein Meisterstück psychologischen Ausdruckes; freilich klingt die Geschichte nicht sehr wahrscheinlich. In Paris sah Aurore ihre Mama täglich, ging mit ihr spazieren und war äußerst verliebt in sie. Sie spricht überhaupt stets mit hoher Verehrung von ihr, wenn sie auch ihre nachtheiligen Eigenschaften und ihr Vorleben nicht verschweigt. Nach der Rückkehr nach Nohant gewöhnte sich das Kind an die Großmama, die Deschartres veranlaßte, demselben auch fernerhin Unterricht zu ertheilen, während sie selbst es in die Anfangsgründe

der Musik einweihte. Religionslehre wurde ihm nicht beigebracht, denn die alte Gräfin „beurtheilte den Katholicismus kalt und erbarmungslos; sie war zwar nicht Atheistin, sondern Deistin, aber sie verachtete Dogmen und Ceremonien. Sie hielt Jesus in großer Achtung, bewunderte das Evangelium als treffliche Philosophie und beklagte, daß die Wahrheit stets mit lächerlichen Fabeln umgeben werde". Wir erfahren, daß George Sand im Alter von 10—13 Jahren der kränklichen „bonne maman" zu Liebe die „langweiligsten Sachen", wie Arithmetik, Lateinisch, Metrik u. s. w. gelernt habe; nur an Geschichte, Geographie, Literatur und Musik fand sie Gefallen. Als sie später für den letzteren Gegenstand eigene Lehrer bekam, wurde das Studium ihr zuwider und „sie hielten mich für unbefähigt. Seither habe ich wohl eingesehen, daß es mehr der Lehrer Fehler als mein eigener war. Hätte ich mit meiner Großmutter das Studium fortgesetzt, wäre ich Musikerin geworden; denn ich bin wohl geeignet es zu sein, und das Schöne macht in dieser Kunst auf mich mehr Eindruck und entzückt mich mehr als in jeder anderen Kunst".

Mit zwölf Jahren verfaßte Aurore einige kleine Beschreibungen, die zwar der Großmama gefielen, die sie aber doch nicht fortsetzte, weil nämlich ihre Mutter, der sie dieselben schickte, sich darüber lustig machte. Schon damals setzte sie sich Corambé, „mon grand roman inédit", in den Kopf und wachend und schlafend träumte sie davon. „Corambé war der Gott meiner Religion, die Form meines religiösen Ideals." Mit diesem Roman beschäftigte sie sich freilich nur im Geiste, während vieler Jahre. Als junges Mädchen lebte sie sich so sehr in denselben hinein, daß sie das Bedürfnis empfand, diese ihre eigene „Religion" auch mit einem eigenen Kultus auszustatten. Sie wollte Corambé einen Altar errichten und fand in der That eine einsame Grotte, die sie zu der ihren machte, ausschmückte und im geheimen besuchte. Sie opferte auch ihrem Gotte; das Opfern lebender Wesen schien ihr natürlich zu barbarisch, aber sie kam dafür auf die Idee, die Vögel, Schmetter-

linge und Käfer, die ihre Gespielen ihr zu fangen pflegten, nach ihrer Grotte zu führen und dort frei zu lassen. Auch frische Blumen brachte sie täglich dahin und betete den „guten Geist der Freiheit und des Schutzes“ an. Lange hatte niemand von diesem Treiben eine Ahnung; da aber ihre häufige Entfernung auffiel, ging man ihr eines Tages nach und entdeckte die Geschichte. Obwohl man gegen diese Harmlosigkeit nichts einzuwenden hatte, hielt doch Aurore den Tempel für entweiht und zerstörte ihn.

Obwohl die Enkelin des „maître oiselier Delaborde“ sich, wie gesagt, an die alte Gräfin gewöhnt hatte und sie sogar sehr liebte, konnte sie doch ihre Mutter nicht vergessen. Eines Tages hatte sie dieserhalb Streit mit der Haushälterin, wofür sie drei Tage Hausarrest erhielt; man sagte ihr, sie werde am Ende desselben zu ihrer Mama geschickt werden, worüber sie sich sehr freute. Statt dessen hielt ihr die Großmutter eine lange Predigt, enthüllte ihr das Vorleben Sophiens und wollte ihr begreiflich machen, daß ihr aus dem Zusammenleben mit derselben nur Schande erwachsen könne. Diese Scene machte einen häßlichen Eindruck auf das junge Mädchen, das außerordentlich betrübt war und ihrer Großmama sehr zürnte. Sie fing an, ein enfant terrible zu werden, sich schlecht aufzuführen, nur das Nöthigste zu arbeiten und Gelerntes rasch zu vergessen. Wenn ihr innerer Schmerz zu erwachen drohte, zwang sie sich zu einer närrischen Ausgelassenheit, lief mehr als je herum und ärgerte das ganze Haus mit ihren lärmenden Spielen. Die Herrin des Schlosses begann zu fürchten, ihre Enkelin werde nichts lernen und schlechte Eigenschaften annehmen und beschloß daher mit Zustimmung der Schwiegertochter, jene der allgemeinen Sitte gemäß in ein Kloster zur Erziehung zu geben. Man wählte das der Englischen Fräulein in der Rue des Fossés Saint-Victor zu Paris. Verschiedene Sand-Biographen haben — wahrscheinlich ad majorem gloriam der Pikanterie — behauptet, ihre Heldin habe mit 15 Jahren „trefflich zu schießen, fechten, reiten und tanzen gewußt“ und sei damals „eine liebens-

würdige muthwillige Amazone" gewesen. Die Wahrheit ist, daß sie von ihrem 13. bis 16. Jahre in jenem Kloster blieb und gerade als fünfzehnjähriges Mädchen, wie wir sofort sehen werden, ganz besonders fromm war, ohne auch nur im geringsten an Gewehre und Degen zu denken.

Beim Eintritt Aurorens erschraken die ehrwürdigen Schwestern über die philosophische Ungeschicklichkeit, mit der sie sich bekreuzte und die von gänzlichem Mangel an Uebung zeugte. Sie wurde der „jüngeren" Klasse zugetheilt, die in „Teufel" (lustige), „Dumme" und „Weise" (fromme Mädchen) zerfiel. Der Zukunfts-George erhielt den Spitznamen „Kleiner Knabe" und wurde bald der Rädelsführer der „Teufel". Sie setzte die in letzterer Zeit zu Hause angenommenen Launen fort, war sehr ausgelassen und im Erfinden von tollen Streichen unerschöpflich. Und doch war sie allgemein beliebt, bei den Gespielinnen nicht nur, sondern auch bei den strengen Lehrerinnen und Nonnen, denn sie war in der Schule das ruhigste und folgsamste Kind, gab niemals vorlaute Antworten und schrie nicht. Selbst die größten Ungezogenheiten vollführte sie mit einem Ernst, der komisch wirkte. Als es den Nonnen zu bunt wurde, versetzten sie das „stille Wasser" in die höhere („ältere") Klasse. Hier wurde Aurore in der That solider und ließ von ihrer Tollheit ab. Sie wurde auch fleißiger. Sie spann „Corambé" ohne Unterlaß weiter, ohne jemandem davon zu sagen. Sie machte auch viele Alexandriner und schrieb eine Novelle, die sie ihren Freundinnen zeigte. Diese erklärten die darin vorkommenden, durchgehends frommen und tugendhaften Personen für langweilig. Hierauf ließ sie einen ländlichen Roman folgen, den sie aber für so schlecht hielt, daß sie ihn verbrannte. Dann hörte sie auf zu schreiben, da ihr das „Komponiren im Geiste" viel mehr Vergnügen bereitete als das Produciren mit der Feder.

Dem vermehrten Brüten und Nachdenken, dem sich das junge Mädchen nun hingab, darf es wohl zugeschrieben werden, daß sie, wie sie erzählt, eines Abends — sie war kurz vorher 15 Jahre

alt geworden — von selbst „bekehrt" wurde, indem sie „einen unbekannten Drang" und „geheime religiöse Regungen" empfand. Elf Tage nachher nahm sie das Abendmahl und dieser 15. Aug. erschien ihr damals als der schönste Tag ihres Lebens. Die nun folgende Periode ihres Klosterlebens nennt sie die Zeit „einer heiligen Krankheit". Dieser gab sie sich vollständig hin. Ungequält von Zweifeln, acceptirte sie die Mysterien des Katholicismus mit Ekstase, hielt sich von ihren Colleginnen fern und verfiel in religiöse Träumereien. Sie ging jeden Sonntag in die Messe, zuweilen zwei Tage hintereinander. Ihre Gedanken schweiften auf ungewöhnlichen und unmöglichen Gebieten umher. Sie stand unter dem Einflusse eines Fiebers und „fand ihre Freude daran, nicht zu vernünfteln". Sie betete stundenlang allein in der Kirche, was ihr Herz ihr eingab, da ihr die vorgeschriebenen Gebete nicht genügten. Sie verstieg sich sogar bis zur Askese und legte sich unnöthige Entbehrungen und verdienstlose Kasteiungen auf. Die glühende und psychologisch meisterhafte Schilderung, die sie von diesem ihrem damaligen Zustande entwirft, ist zwar an manchen Stellen geeignet, ein ungläubiges Kopfschütteln hervorzurufen, läßt aber, im ganzen genommen, ahnen, daß George Sand in den religiösen Rhapsodien ihrer Novellen kein leeres Stroh drischt, sondern Selbstgefühltes ausdrückt. Die erste Reaktion kam nicht etwa von einer Verminderung ihres Glaubens, sondern von ganz anderer Seite. Sie dachte, die Oberin habe eine Freundin, die ihr (Auroren) theuer war, ungerecht behandelt. Das veranlaßte sie zu der Selbstbefragung: ob denn auch wirklich in der religiösen Welt alles so vollkommen sei, wie es ihr scheine? Auch gefiel es ihr nicht, daß eine Freundin, mit der sie religiösen Uebungen obzuliegen pflegte, zu viel Gewicht legte auf die Aeußerlichkeiten in der Religion. Ihre Meinung war, der Geist allein komme in Betracht, die Form sei Nebensache, und übertriebene Ceremonien dienen nur zur Materialisirung der Religion. Derlei Betrachtun-

gen schwächten ihre Begeisterung; damit trat zugleich das Gefühl körperlicher Schwäche auf. Sie bekam Gewissensbisse, hielt sich für eine Sünderin und verzweifelte an ihrem Seelenheil. Glücklicherweise waren die Englischen Fräulein keineswegs darauf erpicht, in ihren Zöglingen den Geist der Ekstase und Askese zu fördern, und der Beichtvater gab dem Mädchen den praktischen Rath, ihre Lebensweise radikal zu ändern, ihren Körper zu stärken, sich zu unterhalten und wieder mit ihren Gespielinnen zu verkehren. Sie gehorchte und gab sich einem heiteren Leben hin, was für sie die wohlthätige Folge hatte, daß Geist und Körper wieder gesund wurden. Die Krisis ihres religiösen Enthusiasmus war vorüber. Sie gab die Absicht, Nonne zu werden, zwar durchaus noch nicht auf; aber ihr Eifer ließ nach, sie wurde ruhig und glücklich.

Ihre Großmama beobachtete mit Schrecken diese klösterlichen Neigungen, und aus Furcht, es könne Ernst daraus werden, nahm sie die Enkeltochter von den Englischen Fräulein gänzlich fort. Aurore war sehr betrübt, denn das Institut, in dem sie drei Jahre zugebracht hatte, war ihr zum Paradies geworden. Noch peinlicher berührte es sie, daß ihre Erzieherin unter Hinweis auf ihren nahe bevorstehenden Tod davon sprach, sie zu verheirathen. Ganz glücklich fühlte sie sich, als sie nach kurzem Aufenthalte in Paris nach Nohant gehen durfte, ohne daß eins der ihr vorgeschlagenen Eheprojekte realisirt worden wäre. Da sie die alte Frau wirklich lieb hatte, tröstete sie sich bald, um so eher, als sie nun sowohl Leib als Seele wirklich zu pflegen und zu kräftigen begann. Die immer kränklicher werdende Gräfin überließ die Sechzehnjährige ihrem eigenen Belieben. Diese turnte und ritt fleißig und lernte nach einer selbstgemachten Stundeneintheilung Sprachen und schöne Wissenschaften. Den größten Theil ihrer Zeit verwandte sie jedoch auf die Lektüre. Sie plünderte die Bibliothek des Schlosses und las alles, was ihr in die Hand fiel. Der Beichtvater ihres pariser Klosters hatte ihr

empfohlen, „Le génie du Christianisme“ zu lesen. Dieses Buch zeigte ihr, daß der Katholicismus eine neue Richtung eingeschlagen habe und daß die Mehrheit der Katholiken nicht befriedigt wird von jener Religion, die sie bei den Englischen Fräulein als Ideal betrachtet hatte. Sie vertauschte Thomas a Kempis mit Chateaubriand und — bekam andere Gedanken. Sie dachte nicht mehr daran, den Schleier zu nehmen, sondern widmete sich ihren häuslichen Pflichten und suchte nebenbei Vergnügen und Weisheit aus allen guten oder berühmten Büchern zu schöpfen, deren sie habhaft werden konnte. Selbst an Locke, Aristoteles und Leibniz wagte sie sich; freilich mochte sie damals, als sechzehn- und siebzehnjähriges Mädchen, von den Schriften dieser Männer weder viel verstanden noch profitirt haben. Was speciell Leibniz betrifft, so hat sie stets große Stücke auf ihn gehalten und ist auch in ihrem späteren Leben oft auf ihn zurückgekommen. Endlich kam sie zu Rousseau; dieser paßte für sie, denn er war der Herold der großen Brüderlichkeits- und Gleichheitsdoktrinen, unter deren Einflusse sie aufgewachsen war. Während sie nicht wußte, ob sie mit dem Katholicismus sympathisiren oder sich von ihm abwenden sollte, predigte ihr Jean Jacques natürliche Freiheit und Liebe. Er war leicht zu verstehen; seine Leidenschaftlichkeit überwältigte, seine Sprache fesselte sie. Bald begann sie auch die „Literatur der Verzweiflung“ zu lesen. Am Bette ihrer Großmutter während deren letzter langer Krankheit die Nächte durchwachend, brütete sie über René und Byron. Sie trauerte über die Armen und Unterdrückten, dachte sich die Welt außer Rand und Band, bekam Selbstmordgedanken — kurz, sie machte ganz regelrecht ihre Flegeljahre, ihre Weltschmerzperiode durch. Sie überwand diese Stimmung zwar bald, aber aus dieser Zeit haben sich ihr ein paar leitende Ideen eingeprägt, an denen sie für immer mit merkwürdiger Zähigkeit festhielt. Etwas von Rousseau in ihrem Stil und ihren socialen Ansichten, und etwas von Chateaubriand in ihren religiösen Ideen hat sie niemals verleugnen können.

Eine trübe Zeit kam für Auroren nach dem Tode der Herrin von Nohant. Nohant wurde nun ihr Eigenthum. Das Testament enthielt aber die Klausel, die Mutter sei von der Erziehung ihrer Tochter auch fernerhin auszuschließen und durch einen anderen verwandten Vormund zu ersetzen. Madame Dupin jun., die das gewaltig verdroß, machte ihr gesetzliches Recht geltend, wobei sie ihre Schwiegermutter im Grabe beschimpfte, was wieder dazu beitrug, sie selbst ihrer Tochter unangenehm zu machen. Letztere widersetzte sich aber doch nicht, sondern ging, als Mama ihr nicht erlauben wollte, im Kloster oder in Nohant zu leben, mit jener nach Paris. Dies hatte zur Folge, daß alle ihre Verwandten von väterlicher Seite sich von ihr abwandten. Ueberdies wurde sie nun von ihrer Mutter sehr schlecht behandelt, eine Periode, die sie in den Memoiren mit abstoßender Ausführlichkeit darstellt. Keine Tochter, auch die beste Schriftstellerin nicht, sollte die Fehler ihrer Mutter — am allerwenigsten die gegen die Tochter selbst begangenen Fehler — derart analysiren. Sie wollte sich in ihr Schicksal fügen und im Studium Trost suchen; aber das Leben wurde ihr immer unerträglicher, ihre Mutter immer reizbarer und argwöhnischer. George Sand erzählt, sie habe ihre Mutter damals ernstlich für wahnsinnig gehalten. Die Heirathsanträge, die sich mehrten, wurden von ihr alle abgewiesen, denn ihre häuslichen Bitternisse hatten ihr den Gedanken, Nonne zu werden, wieder vor die Seele gebracht. Eines Abends jedoch änderte sich die Sachlage. Aurore kam mit ihrer Mutter, die ihre geistigen Leiden und ihre geschwächte Gesundheit denn doch erkannt hatte, zu einem besseren Einverständnis und wurde von ihr für einige Monate auf das Land geschickt. Dort, in Plessis, erholte sie sich bei einer braven, schlichten Familie an Körper, Geist und Gemüth von ihren Kränkungen. Das glückliche Leben, das diese Leute führten, ließ sie auch begreifen, daß die Ehe denn doch ihre Vortheile habe. Dort lernte sie einen Freund des Hausherrn, den jungen Casimir Dudevant, kennen, mit dem sie sich anfänglich scherzweise Gemahl

und Gemahlin nannte, bis er ernsthaft um ihre Hand anhielt. Sein ruhiges, einnehmendes Wesen gefiel ihr; gegen seine Vermögensverhältnisse und Herkunft (sein Vater war der wohlhabende pensionirte Oberst Baron Dudevant) war ebenfalls nichts einzuwenden. Ueber diesen Mann haben verschiedene Sand-Biographen die lächerlichsten Erfindungen gemacht; die einen ließen ihn grau, kahl und alt sein, andere erhoben ihn zum Range eines Marquis. Die Wahrheit ist, daß er gar keinen Adelstitel, dagegen schönes blondes Haar hatte und erst 27 Jahre alt war. Auch sonst hörte man alles Gute von Dudevant; seine Eltern und Aurorens Mutter stimmten unter Vorbehalten zu. Plötzlich zog letztere ihre Einwilligung zurück; nachdem sie noch einigemal hin- und hergeschwankt hatte, war sie es schließlich doch zufrieden, und die Hochzeit fand am 22. Sept. 1822 statt, kurz nachdem die Braut ihr 18. Jahr vollendet hatte. Man hat viel darüber gestritten, ob die Heirath eine freiwillige oder erzwungene war; man hat dieselbe sogar in die Lebenszeit von Aurorens Großmutter verlegen wollen, welch letztere sie gegen den Willen ihrer Schwiegertochter und selbst ihrer Enkelin durchgesetzt haben sollte. All dies wird klar durch die Darstellung der ganzen Angelegenheit in der „Histoire de ma vie"; nach derselben kann kein Zweifel darüber herrschen, daß — abgesehen davon, daß die alte Gräfin Horn längst tot war — diese Ehe von George Sand ganz aus freiem Antriebe eingegangen wurde. Nur ihre Mutter hatte im Verlaufe der Unterhandlungen sich manchmal sehr launenhaft gezeigt. Bei dieser Gelegenheit sei erwähnt, daß sie ihrer Mama in den Memoiren von der Hochzeit ab mit keiner Silbe mehr erwähnt; erst wo sie über deren nach vielen Jahren erfolgten Tod berichtet, spricht sie wieder von ihr, indem sie ihr Verhältnis zu einander seit der Heirath in halb rührender, halb abstoßender Weise schildert.

Das junge Paar schlug seinen Wohnsitz in Nohant auf. Aurore beschäftigte sich jetzt — wie begreiflich — viel mit weiblichen Handarbeiten, die sie bis dahin gänzlich vernachlässigt hatte

und über deren moraliſche Vortheile ſie eine lange Abhandlung ſchrieb. Im Sommer 1823 ging ſie nach Paris, wo ſie am 30. Juni Maurice zur Welt brachte, denſelben, der heute unter dem Namen Maurice Sand ein bekannter Schriftſteller und Maler iſt. Den Winter brachte ſie in Nohant zu, mit ihrem Kinde beſchäftigt. Anfangs lebten Monſieur und Madame Dudevant friedlich und freundlich beiſammen; es konnte jedoch nicht fehlen, daß ihm ihre hohe Bildung, ihr ſeine Gleichgültigkeit bald unbehaglich werden mußten. Es fehlte die innere Einheit der Gemüther. Ohne ſich etwas verbergen zu wollen, wußten ſie doch nichts miteinander zu reden. „Wir zankten niemals; im Gegentheil, ich bemühte mich ſtets, mit ſeinen Augen zu ſehen; aber kaum hatte ich mich mit ſeinen Ideen in Uebereinſtimmung verſetzt, fand ich mich mit mir ſelbſt im Widerſpruch und verfiel in unausſprechliche Traurigkeit.“ Im Frühling 1824 verurſachten ihr die von ihm vorgenommenen Veränderungen im Hauſe, auf den Feldern und in den Gärten unangenehme Gefühle; ſie wurde melancholiſch und brachte gern auf den Wunſch ihres Gatten den Sommer in Pleſſis bei der obenerwähnten trefflichen Familie zu. Zur Zeit, da Ludwig XVIII. ſtarb, bewohnte unſer Paar eine Villa in Ormeſſon bei Paris; dann gingen ſie gänzlich nach Paris, bei welcher Gelegenheit der einſtige „Kleine Knabe“ den Engliſchen Fräulein einen Beſuch abſtattete, diesmal freilich nicht mehr, um als Nonne Aufnahme zu finden, ſondern um den Sohn zu zeigen. An ihrem 21. Geburtstage trat ſie eine Erholungsreiſe nach den Pyrenäen an, über die ſich in den Memoiren ein kurzes Tagebuch vorfindet. Nach einjähriger Abweſenheit zurückgekehrt, verließ ſie während der nächſten fünf Jahre Nohant ſehr ſelten und auch dann nur auf wenige Tage. Sie befaßte ſich mit ihrer Wirthſchaft und ſammelte einen kleinen Kreis von Freunden und Freundinnen um ſich, während Herr Dudevant ſeinen Beſchäftigungen nachging und mit Leuten verkehrte, die ihm zu Geſichte ſtanden. Für die Studien und das nachdenkliche Weſen ſeiner Frau hatte er keinen Sinn.

„Ich sprach ihm nicht von meinen inneren Kämpfen; er hätte von einer Seelenangst, die er nie empfunden, nichts verstanden.“ Im September 1828 gab sie einer Tochter das Leben und nannte sie Solange, nach der Schutzpatronin des Berri. Auf die Dauer konnte auch das sie nicht trösten; sie langweilte sich immer mehr. Sie wurde melancholisch und begann, sich den Kopf über die Anomalien in der Beschaffenheit der Gesellschaft zu zerbrechen. Um jene Zeit kam ein Besucher auf das Schloß: Jules Sandeau, heute eins der bedeutendsten Mitglieder der Akademie. Er erkannte ihre Talente und ihren Geschmack, die den seinigen verwandt waren, und faßte eine tiefe Zuneigung zu ihr. Sie fand bei ihm die Ermuthigung und die Sympathie, deren sie bei ihrem Gatten gänzlich ermangelte. Außer diesem jungen Studenten war es „le Malgache“, d. h. der Botaniker Néraud, den ihre Lage rührte und mit dem sie, um sich zu zerstreuen, fleißig Botanik trieb, ein Unterricht, dessen Resultate in einem Theil von George Sand's „Lettres d'un voyageur“ („Lettres à propos de botanique“) wiederzuerkennen sind. Monsieur Dudevant aber war auf diesen gutmüthigen Mann eifersüchtig, sodaß derselbe das Haus verließ.

Aurore war nicht im Stande gewesen, mit dem ihr von ihrem Gemahl zugewiesenen Gelde die Wirthschaft zu führen. Sie hatte daher schon ein Jahr nach der Hochzeit die Handhabung der häuslichen Finanzen in seine Hände zurückgelegt und seither jeden Franc, dessen sie bedurfte, von ihm verlangen müssen. Sie leistete selbst Verzicht auf die 1500 Frs., die er ihr per Jahr als Toilettengeld kontraktlich zugesichert hatte. Da sie nunmehr ihre Armen nicht mehr mit Geld unterstützen konnte, verlegte sie sich darauf, deren unentgeltlicher Rathgeber, Arzt und Apotheker zu werden; sie hatte beim alten Deschartres etwas Medicin gelernt. Die Beschränktheit in ihren Hülfsmitteln — ihr großer Wohlthätigkeitssinn gehörte zu ihren schönsten Eigenschaften — und die Abhängigkeit von ihrem Manne widerstrebten ihr, und sie hegte den Wunsch,

eigene Einnahmsquellen zu besitzen. Dieser Gedanke trug viel bei zu ihrem Entschlusse, Schriftstellerin zu werden. Sie erzählt, sie habe, als sie in Nohant zu ihrer Zerstreuung schrieb, bemerkt, daß sie rasch, mühelos und andauernd schreiben könne, daß ihr die Gedanken wie von selbst in die Feder fließen und daß sie genug Menschenkenntnis erworben habe, um Charaktere schildern zu können. Sie fühlte, daß von allem, dessen sie fähig war, die Literatur ihr die meisten Chancen auf Erfolg und Gewinn biete. Um ehrgeizig zu sein, war allerdings ihr Selbstvertrauen noch zu klein und sie konnte „auf ihr kleines Genie nicht rechnen"; aber ihre Liebe zur Natur, ihre Fähigkeit, Gefühle zu analysiren und Charaktere zu zeichnen, dünkten ihr für den Anfang eine genügende Grundlage. Sie hoffte dabei, daß ihr Gedankenkreis sich erweitern werde, sobald sie mehr Leute und Dinge werde kennen gelernt haben. Eines Tages machte sie ihrem Manne folgende Vorschläge: Er möge ihr gestatten, von nun an je drei Monate in Paris mit Solange zuzubringen und je drei Monate in Nohant; Maurice möge bei ihm bleiben und von seinem Hofmeister, in den sie seit Jahren ihr Vertrauen gesetzt hatte, erzogen werden; damit sie in Paris leben könne, möge er ihr die ihr ohnehin gebührenden 1500 Frs. jährlich geben. Diese Summe würde, auf sechs Monate vertheilt, 250 Frs. monatlich ergeben, allerdings nicht übermäßig viel, aber sie wollte mit dem Vorsatze, zu schreiben, in die Hauptstadt einziehen, und das werde ihr wohl allein ein höheres Einkommen sichern. Hr. Dudevant willigte ein, mochte sich aber gedacht haben, es handle sich um eine Grille, deren seine Frau gewiß bald würde müde werden. Dies begab sich im Jahre 1831.

Aurore Dudevant-Dupin ging also mit ihrem Töchterchen nach Paris. Sie machte einen Besuch in der Rue des Fossés Saint-Victor, aber ihre erwachte Thatkraft ließ ihr nicht lange Ruhe; die Nonnen konnten sie weder trösten noch ihr die socialen Probleme lösen. Sodann beschloß sie, sich von ihren meisten Verwandten zu trennen, zu welchem Behufe sie ihnen ein für

allemal Visiten abstattete. Sie kam auch zu ihrer Schwiegermama; als diese die Absicht Aurorens, „Bücher zu machen", vernahm, erklärte sie die Idee für komisch, aber gut; nur bat sie, ihr Familienname (Dudevant) möge nicht „auf die Titelblätter gedruckter Bücher gestellt werden"; dies nicht zu thun, versprach die Zukunfts-Schriftstellerin, und —. sie hat Wort gehalten.

Der Wunsch der jungen Frau, bis zu einem gewissen Grade unabhängig und selbständig zu sein, war erfüllt. Auf dem Quai Saint-Michel nahm sie in Gemeinschaft mit Jules Sandeau drei kleine Zimmer für eine Jahresmiethe von 300 Frs. Es ist begreiflich, daß sie in ihrer Selbstbiographie ihrer Intimität mit Sandeau nicht ausführlich gedenkt; sie übergeht diesen Mann überhaupt nahezu gänzlich. Von ihrem Balkon aus sah sie die Seine, die Notre-Dame-Kirche, den Saint-Jacques-Thurm, aber auch die Morgue. Die fünf Stockwerke zu ersteigen, war ihr nicht angenehm, aber dafür war die Wohnung billig! Das Essen brachte ihr ein Garkoch ins Haus; ihre und ihres Kindes Wäsche wusch sie selbst, wie sie denn überhaupt willig das meiste selbst that, um das Honorar für Mägde zu sparen. Ein schwer zu lösendes Problem war die Anschaffung von Möbeln. Sie wollte weder ihr Budget überschreiten, noch auch Geld borgen. Es traf sich, daß man ihr Möbel creditirte, und die Bezahlung der dafür entfallenden 500 Frs. machte ihr genug Sorgen. Ihre Auslagen für Holz im Winter verringerte sie dadurch, daß sie während ihrer Abwesenheit ihre Tochter einer freundlichen Nachbarin anvertraute. Sie hatte ohnehin zu Hause nichts zu lesen und ging daher in die Bibliothèque nationale, wo sie weder für Bücher noch für Heizung zu bezahlen brauchte. Aber das konnte ihr nicht genügen; sie wollte „den Provinzialen abstreifen und sich von den Dingen und Ideen und Formen der Zeit unterrichten". Besonders nach dem Theater sehnte sie sich. Mit ihren beschränkten Mitteln durfte sie jedoch an derlei kostspielige Vergnügungen nicht denken. Andererseits sah sie, daß ihre Freunde (Sandeau,

Planet u. a.) mit einem ganz geringen Einkommen alles, was die gebildete Jugend interessiren konnte, wußten oder mitmachten. Sie dachte daher an einen Ausweg. Sie hatte längst bemerkt, daß bei ihrem Umherstreifen in Paris ihre Kleider, Hüte und Schuhe sehr rasch ruinirt werden, und nun fiel ihr ein, daß sie einst ihre Mutter in Bezug hierauf befragt und erfahren hatte, daß diese auf den Wunsch Dupin's in Paris Männerkleider getragen hatte, um Ersparnisse an Toilette, im Haushalte und in den Theatern zu machen. Als Frau in Frauenkleidern hätte sie nicht ins Parterre gehen dürfen; auch fiel ihr bei, daß sie selbst in ihrer Kindheit oft Knabengewänder getragen hatte. Sofort ließ sie sich einen Anzug aus grauem Tuche machen, der das Strapaziren schon vertragen konnte. Als sie dann noch ein wollenes Halstuch umband, Stiefel anzog und einen grauen Hut aufsetzte, glich sie aufs Haar einem jungen Studenten im ersten Semester. Sie konnte nun bei jeder Witterung ausgehen, unauffällig das Parterre, die Museen, Bibliotheken und Gasthäuser betreten und zu jeder Stunde nach Hause kommen, ohne daß jemand außer ihren Freunden sie für eine verkappte Dame gehalten hätte. Uebrigens ging sie nicht allein ins Parterre der Theater, sondern stellte sich in die Mitte ihrer Freunde, die eine Schutzmauer um sie bildeten, eine Maßregel, die bei der Anmaßung der damaligen Claque nicht unnöthig war. Nach dem Gesagten ist es offenbar, daß sie nicht aus Skandalsucht und um sich auffällig zu machen, Männerkleider anlegte, sondern aus Klugheit und Oekonomie. Das kann man nur billigen.

Aus den zahlreichen verbürgten und unverbürgten Verkleidungsanekdoten, die man von George Sand kennt, wollen wir drei authentische herausgreifen. Als sie einmal zufällig allein ins Parterre ging, traf es sich, daß sie unter der Loge der bekannten galanten Schauspielerin Leverd stand. Diese ließ ihr Blumenbouquet auf den Pseudostudenten fallen, der jedoch seine Männerrolle nicht genug studirt hatte, um dasselbe aufzuheben.

Er dachte hieran auch nicht, als die Actrice rief: „Junger Mann, mein Bouquet!“ Da wendete sich ein neben Auroren sitzender alter Herr an diese mit den Worten: „Sie sind aber gar nicht galant, junger Mann“, und hob das Bouquet selbst auf. Als Mademoiselle Leverd ihm dankte und ihn „Monsieur Rollinat“ nannte, fiel Auroren ein, Rollinat sei einer der bedeutendsten Advokaten des Berri. Mittlerweile kam ein anderer Landsmann, der um Madame Dudevant's Verkleidung wußte, hinzu, begrüßte sie und sprach mit Rollinat, dem er des Spaßes halber von ihr nur sagte: „Es ist ein distinguirter junger Mann.“ Der „distinguirte junge Mann“ unterhielt sich dann den ganzen Abend mit Rollinat, ohne ihm seine Verkleidung zu entdecken, sagte ihm einen falschen Namen und versprach, ihn im Berri einmal zu besuchen. Rollinat wunderte sich, den angegebenen Namen als Berrichon nicht zu kennen, und es gab ein Quidproquo ums andere. Beim Abschied sagte er: „Unser Freund hat mich nicht getäuscht; für Ihr zartes Alter sind Sie ein merkwürdiges Kind.“ Der Zufall fügte es, daß Rollinat im nächsten Jahre nach Nohant kam und seinen Freund Dudevant besuchte. Als er da dessen Frau, die gerade nach Hause kam, in Frauenkleidern sah, war er wie vom Donner gerührt und mußte ausrufen: „O, was für ein Esel war ich!“ Seither wurden die beiden die besten und treuesten Freunde. — Aurore gehörte mit einigen engeren Landsleuten zum Klub der Berrichons. Als sie eines Tages mit Planet dort war und Männerkleider anhatte, machte sie die Bekanntschaft eines gewissen Paultre. Tags darauf saß sie mit Planet in Frauenkleidern in einem Restaurant. Paultre trat ein und setzte sich zu ihnen, ohne George Sand zu erkennen. Da fragte ihn Planet, ob er den Namen des jungen Mannes von gestern wisse. „Nein“, antwortete er, „aber es ist mir egal; dieser kleine Pedant schien mir unausstehlich.“ Nun fragte der „kleine Pedant“ selbst: „Warum? Hat er etwa eine Dummheit gesagt?“ „Das nicht, aber für sein Alter von vielleicht 15 Jahren

ist er zu klug." Natürlich mußte George Sand lachen; Paultre sah sie genau an und rief staunend: „Pardon, Madame, offenbar ist er Ihr Bruder. Sie ähneln ihm außerordentlich." Als man ihm die Wahrheit entdeckte, wollte er derselben keinen Glauben schenken, sondern dachte, man wolle ihn nur zum besten haben. — Als George Sand schon sehr berühmt war und einmal in eine Provinzstadt kam, wo ein ihr bekannter Arzt wohnte, der einer ihrer größten Bewunderer war, lud dieser sie zu einem Diner im Landhause eines Freundes ein, der ihm die Villa nur in der Erwartung überließ, den berühmten Schriftsteller zu sehen. Madame Dudevant erschien in Frauengewändern und wurde unter ihrem wirklichen Namen präsentirt. Als das Mahl seinem Ende nahte, sagte der Hausherr ganz laut und unwillig zu seinem ärztlichen Freunde: „Du versprachst, George Sand zu bringen, und nun ist er nicht da." Auf seinen begreiflichen Irrthum aufmerksam gemacht, entschuldigte er sich mit den Worten: „Pardon, Madame, ich wußte nicht, daß Frauen Romane schreiben können."

Unsere Heldin, die nach Paris mit einem Kopf voller Vorsätze und einer eigenen Welt von traurigen Gedanken, aber ohne Kenntniß der Wirklichkeit gekommen war, schickte sich an, den Kampf mit der letzteren aufzunehmen. Sie studirte dieselbe aus Büchern und aus eigener Anschauung. Sie mußte aber auch daran denken, zu arbeiten, ihre theoretischen und praktischen Studien zu verwerthen. Anfänglich hatte sie keine Gelegenheit, zu schreiben. Sie versuchte es mit der Malerei und stellte ein Porträt aus; niemand kaufte es. Tabacksdosen u. dgl. konnte sie zwar recht geschickt bemalen, aber die Selbstkosten kamen dem Erlös fast gleich; das hatte sie schon zu Hause gefunden, als sie, um für ihre Armen etwas Geld zu beschaffen, zu malen versucht hatte. Nach ihrem Tode fanden wir in einigen Blättern die Bemerkung, sie habe ihre literarische Laufbahn damit begonnen, daß sie musikalische Artikel für die Brandus'sche „Revue et

Gazette musicale" schrieb. In den Memoiren erwähnt sie hiervon nichts; auch nichts von der Novelle „La Primadonna", die sie faktisch in der „Revue de Paris" veröffentlichte. Dagegen berichtet sie, sie habe Delatouche, als sie mit ihm das erste mal zusammenkam, einen Roman vorgelegt, den sie geschrieben; er habe denselben aber als so verfehlt bezeichnet, daß sie ihn verbrannte. Delatouche war ebenfalls ein Verrichon und nahm Auroren und Sandeau freundlich auf. Er hatte kurz vorher den „Figaro" gekauft und stellte beide sowie Felix Pyat als „journalistische Lehrlinge" an. Sie saßen in seinem Bureau und mußten unter seiner Anleitung des Vormittags aus dem Stegreif Artikel schreiben, „die aber Sinn und Stil haben mußten". Der neugebackene weibliche Redakteur stellte sich jedoch zur Journalistik anfänglich so ungeschickt an, daß er im ersten Monat nur 12 oder 15 Frs. verdiente. Delatouche rieth ihr, Romane zu schreiben. Sie verfaßte nun einen in Gemeinschaft mit Sandeau, d. h. sie schrieb ihn und dieser arbeitete ihn um. Das Werk erhielt den Titel „Rose et Blanche" und enthält zwar schon Anzeichen der späteren George Sand'schen Ideen und war des Aufschwunges, den damals die poetische Literatur Frankreichs nahm, nicht unwürdig, zeigte aber im ganzen genommen noch solche Mängel, daß es heute wol nur noch dem Namen der Verfasserin zu Liebe in literarhistorischen Werken Erwähnung findet. Rose ist eine klar denkende, verständige, leidenschaftlich entschlossene Natur, die Tochter einer unsittlichen Person (Primrose). Sie macht sich aus der niedrigen Sphäre los, entflieht später aus dem Kloster und wird eine berühmte Sängerin; in ihrer ersten Liebe durch einen Unwürdigen getäuscht, geht sie wieder ins Kloster. Ihre Schwester Blanche ist anfangs blödsinnig; in den Besitz ihrer Vernunft gelangt, wird sie leicht gängelbar, quält ihre Seele mit religiösen Skrupeln und weiß ihren schwachen Geist in keiner Hinsicht ins rechte Gleis zu bringen. Rosens Geliebter, Horace Cazalès, ist der erste in der langen Reihe

George Sand'scher Männer, die ihren Frauen oder Geliebten weit nachstehen und deren wir noch viele werden zu erwähnen haben. „Rose et Blanche", wofür der Verleger 400 Frs. bezahlte, wurde unter dem Pseudonym „J. Sand" veröffentlicht, denn Aurore wollte ihren Namen, um Aufsehen zu vermeiden, nicht hergeben, Sandeau den seinigen nicht, weil er den Zorn seiner ihn unterstützenden Verwandten fürchtete.

Wie Madame Dudevant mit ihrem Gatten besprochen, kehrte sie, wenn auch sehr ungern, jede drei Monate regelmäßig nach Nohant zurück. Dort mischte sie sich in nichts ein, sondern lebte nur ihren Kindern und ihrer Schriftstellerei; beides tröstete sie über ihre Seelenpein. Das Gefühl erduldeter Schmach und Ungerechtigkeit entwickelte sich immer mehr und trug zur Entfaltung ihrer Geistesgaben bei, die nach ihrem eigenen Ausspruche bis dahin geschlummert hatten. „Ihr Genie emancipirte sich plötzlich und verlieh ihr Kraft."*) Bevor sie das zweite mal auf ihr Schloß zurückging, besprach sie, von dem günstigen Erfolge der ersten Arbeit angeregt, mit Sandeau den Plan eines zweiten Romans und es wurde abgemacht, daß jeder von ihnen seine Hälfte bis zur Rückkunft Aurorens zu vollenden habe. Sie wußte aber, daß ihr Kollege ein Faulpelz sei, der viel lieber schlief als arbeitete, und — sie schrieb „Indiana" während dreier Monate in Nohant allein. Wieder in Paris angekommen — sie war mittlerweile, da sie in ihrer früheren Wohnung zu viel Holz gebraucht hatte, nach dem Quai Malaquais gezogen — fand sie in der That, daß ihr Freund keine Zeile geschrieben habe. Da warf sie ihm ihr Manuscript hin: „Lies." Und er las und las und er bewunderte und war entzückt. Er erklärte das Buch für so meisterhaft, daß er ihrem Wunsche, er möge es verbessern, nicht nachkommen zu können glaubte. Sowol der Verleger von „Rose et Blanche" als auch Aurore selbst wollten den nom-de-

*) Vgl. „French authors at home" (2 Bde., London 1864).

plume „J. Sand" beibehalten, aber Sandeau wollte es, da er an dem Werke nicht wirklich mitgearbeitet hatte, durchaus nicht zugeben. In der Verlegenheit wandte man sich an Delatouche, der den Rath ertheilte, „Sand" beizubehalten und als Vornamen den Heiligen des Tages — zufällig Georg — zu wählen. Und dabei blieb es. Auf diese Art entstand der berühmte „George Sand"; diesen Namen hat Aurore Dudevant seither nicht mehr abgelegt. Da diese Scene im Bureau des „Figaro" der Lesewelt nicht bekannt war, glaubten viele, das Pseudonym sei eine Demonstration zu Ehren des Kotzebue-Mörders Sand oder G. Sand gar ein Verwandter des hingerichteten Studenten. Dieser zufällige Irrthum verschaffte der jungen Schriftstellerin in Deutschland sofort viele Freunde und sie erhielt von dorther Sympathiebriefe. Zur Verbreitung dieser falschen Auffassung — denn in Wirklichkeit war „Sand" nur eine Abkürzung von „Sandeau" — trug hauptsächlich ein infamer Artikel in der londoner „Quarterly Review" bei, auf den wir später zurückkommen werden. Delatouche las „Indiana" nicht im Manuscript; als er aber die ersten gedruckten Exemplare bei Auroren fand, blätterte er die ersten Seiten durch. Er sprach sich sehr abfällig aus; am nächsten Morgen jedoch schrieb er ihr: „Vergiß, was ich dir gestern und während der letzten sechs Monate Herbes gesagt. Ich habe die Nacht mit dem Lesen deines Buches verbracht und bin außerordentlich zufrieden mit demselben." Dennoch hörte die Freundschaft zwischen beiden schon nach einem Jahre auf, um erst ein Decennium später erneuert zu werden, worauf sie dann freilich bis zu Delatouche's Tode dauerte. Die Gründe der Unterbrechung sind nicht bekannt geworden.

Indiana*) ist eine junge, schöne, lebhafte, schwache, ungebildete, demüthige, leidende, sinnliche, ätherische spanische Kreolin.

*) Von Anfang bis zum Ende ihrer langen literarischen Karrière hatte George Sand eine Vorliebe dafür, ihren Romanen weibliche Vornamen zu Titeln zu geben.

Ihre Mutter ist tot, der Vater fordert strengen Gehorsam. Ihr Cousin Ralph Brown, zehn Jahre älter als sie, ist ihr einziger Lehrer und Gesellschafter. Er erbt ein großes Vermögen und heirathet seinen Verwandten zu Liebe eine Frau, die ihn nicht interessirt, die aber bald stirbt. Indiana heirathet ebenfalls, weil es ihr Vater wünscht, ohne Liebe, und zwar einen reichen, alten pensionirten französischen Obersten Delmare, der sich der Industrie zugewendet hat. Er ist ein brutaler Haustyrann, mürrisch, eigensinnig, bornirt, streng, anspruchsvoll, herrschsüchtig. Das Paar geht von Indianens Heimat, der Insel Bourbon, nach Paris. Ralph geht mit. Dieser wortkarge, verschlossene, scheinbar unempfindliche Engländer liebt seine Cousine ohne es ihr zu sagen, während er ihr gleichgültig ist. Er bemüht sich fortwährend, die Mißhelligkeiten in dieser Ehe auszugleichen. Den Gegensatz zu ihm bildet Raymon de Ramière, den Julian Schmidt treffend den „Zwillingsbruder des Horace Cazalès" nennt. Raymon weiß, daß Indiana reizend ist; da er aber nicht sicher ist, ob sie nicht allzu tugendhaft und unerbittlich sein werde, wendet er sich, um ins Haus kommen zu können, zuerst an Noun, ihre Dienerin, Gesellschafterin und Freundin, ein schönes, zartes, glühendes, junges Mädchen aus Westindien, das ihm nicht lange widersteht. Der Oberst, der Raymon zuweilen im Hause sieht, ist auf seine Gattin eifersüchtig und verdoppelt seine Tyrannei gegen sie. Eines Nachts hält er ihn für einen Einbrecher und schießt auf ihn; da er seinen Irrthum sieht, läßt er de Ramière in seinem Hause verpflegen, eine Aufgabe, der sich Indiana, die von seinem Verhältniß zu Noun keine Ahnung hat und ihn nicht kennt, unterzieht. Im Laufe der Zeit erklärt er sich ihr. Noun bemerkt, daß er ihre Herrin zu lieben beginnt; sie versucht vergeblich, ihn wieder an sich zu fesseln, und ertränkt sich aus Verzweiflung, ohne jedoch Indianen den Grund dieses Schrittes mitzutheilen. Diese weiß nicht, daß sie es mit einem Unwürdigen zu thun hat, und liebt ihn wieder; doch ist sie tugendhaft genug, ihm zu widerstehen;

ja, in der Liebe selbst findet sie die Kraft des Widerstandes, denn die Liebe dünkt ihr etwas so Heiliges und Reines, daß sie ihr nur in der Seele, nicht aber in den Sinnen einen Platz einräumen will. Ihres Widerstandes müde, erzählt ihr Raymon als ausgezeichneter Taktiker sein Verhältniß zu Noun, aber in einer Weise, daß Indiana glauben muß, die sinnliche Liebe ihrer schöneren Freundin habe ihm nicht genügt, er fände erst bei ihr Seelenbildung. Das wirkt. War Indiana lange unwillig, ihren Mann zu hintergehen, so ergiebt sie sich jetzt; sie lebt nur für Raymon und denkt nur an ihn. Und als sie erfährt, ihr Mann, der mittlerweile ruinirt worden ist, wolle mit ihr Frankreich verlassen, flieht sie vor Tagesanbruch aus ihrem Hause in die Wohnung Raymon's, um ihn nicht verlassen zu müssen. Er aber ist zu sehr Egoist, um ihr das Opfer seines Schutzes zu bringen; er hält ihr ihre Pflichten vor und bittet sie, in ihr Haus zurückzukehren, bevor man ihre Abwesenheit merken könne. So vergilt er ihre Zärtlichkeit und ihre Opfer mit Heuchelei, Selbstsucht und Härte. Sie scheiden; Indiana will sich töten, Ralph jedoch bewegt sie, mit ihrem Manne zu gehen. Sie thut es, eilt aber wieder nach Frankreich zurück, als sie einen freundlichen Brief Raymon's erhält, der sie zurückruft. In Paris angekommen, findet sie ihn — verheirathet. Nun erreicht ihre Verzweiflung den Höhepunkt. Ralph's Liebe zu ihr ist so groß, daß sie von deren Fehltritten nicht erschüttert wird; er hat sich von ihrer Gleichgültigkeit und selbst Unfreundlichkeit nicht abschrecken lassen. Er hat Indianens Liebe zu Ramière still beobachtet, ohne seine eigene zu gestehen. Nun erst, da er sieht, daß es für seine Cousine auf Erden kein Glück mehr gebe, erklärt er ihr seine Liebe und schlägt ihr als excentrischer Engländer vor, sich mit ihm für die Ewigkeit durch den Tod, d. h. durch einen gemeinschaftlichen Selbstmord, zu verbinden. Um Skandal zu vermeiden, wollen sie nicht in Paris sterben, sondern gehen nach der Insel Bourbon, um sich angesichts der freien Natur von einem Felsen zu stürzen. Daraus wird aber nichts;

während der Ueberfahrt beginnt Indiana Ralph's Liebe zu erwidern, und auf der Insel angekommen, bringen sich die beiden nicht um, sondern führen ein idyllisches Leben in einer einsamen Hütte.

Diese Handlung ist gewiß wenig erbaulich; erst die Tendenzen, die in dem Roman verfochten werden, machten denselben bedeutend; auf diesen Punkt werden wir in einem anderen Theil unserer Darstellung zurückkommen. Hier nur soviel, daß sich von dem Tage des Erscheinens dieses Buches an ein Sturm von Begeisterung und Verdammung für und gegen diese Tendenzen erhob. Auch war man neugierig, zu wissen, wer George-Sand sei. Mann oder Frau? Alles erkannte weibliche helfende Hände, hielt aber das Ganze für zu kräftig, als daß es nicht hätte von einem Manne verfaßt sein sollen. Jules Janin, der um das Geheimniß wußte, gefiel sich noch lange darin, das aufgeregte Publikum im „Journal des Débats" zu mystificiren. Der Erfolg des Buches war ein ebenso rapider wie enormer. Alle Welt las „Indiana". Die Kritik kam in heftigen Aufruhr. Von einem Schriftsteller erzählte man sich, er habe sich aus Verdruß über den unerhörten Erfolg des Werkes das Leben genommen, da er dadurch die Hoffnung verlor, ein ähnliches Buch, das er schreiben wollte, beachtet zu sehen. Gustav Planche und Sainte-Beuve, die zwei Hauptstützen der damals neugegründeten „Revue des deux Mondes", lenkten ihre Aufmerksamkeit auf den neuen leuchtenden Stern am literarischen Horizont und gewannen denselben bald für die Buloz'sche Zeitschrift. Mirecourt berichtet auch in seiner 1854 herausgegebenen ebenso kleinen wie unverläßlichen und leichtfertig geschriebenen „Sand-Biographie", ihr Verleger habe den auf 1200 Frs. lautenden Vertrag zerrissen und ihr freiwillig ein weit höheres Honorar angeboten. Diesem in der That unglaublich klingenden Geschichtchen hat sie jedoch ein ausdrückliches Dementi entgegengesetzt.

George Sand's nächster Aufenthalt in Nohant war der Ab-

faſſung eines neuen Werkes gewidmet: „Valentine“. Sie ſchrieb es mit ſo viel Pathos, Kraft und Eloquenz, daß der Leſer, bei allen Einwendungen, die er gegen den Inhalt und die Doktrinen des Buches erheben könnte, gefangen iſt, ehe er es noch weiß. Benedikt, der Held, iſt von niedriger Herkunft; ſein Onkel Lhery, ein reicher alter Landwirth, nimmt ſich des armen Waiſenknaben an und läßt ihm eine ſehr gute Erziehung zutheil werden. Dieſe Erziehung hat aber das Reſultat, den von Natur ſtolzen und empfindſamen Benedikt mit ſeiner Lage, ſeinen beſten Freunden und mit ſich ſelbſt unzufrieden zu machen. Obwohl ſchlicht, iſt er mit beſonderer Anziehungskraft ausgeſtattet und gewinnt die Liebe dreier ſchöner Frauen. Er glaubt der Reihe nach in jede von ihnen verliebt zu ſein; ſchließlich konzentrirt ſich ſeine Leidenſchaft auf die unglückliche Valentine. Die erſte von den dreien, Athenais, iſt ſeine eigene Couſine, die Tochter Lhery's. Er verlobt ſich mit ihr und hat Ausſicht auf eine große Mitgift. Eine Zeit lang ſcheint er von ihr gefeſſelt zu ſein und ſie liebt ihn aufrichtig, aber dann wurde der Launiſche ihres Anblickes überdrüßig. Die zweite iſt Luiſe, die Tochter des hochmüthigen Grafen Raimbaults; von demſelben, da ſie verführt worden war, verſtoßen, hat ſie bei Lhery, ohne daß ihre Eltern darum wiſſen, ein Aſyl gefunden. Dieſe Geſtalt, der man täglich und überall begegnen kann, iſt ſehr lebenswahr gezeichnet. Die Scham über ihren Fehltritt hat Luiſen furchtſam und argwöhniſch gemacht. Kurze Zeit hindurch war Benedikt ihr zugethan; ſie dagegen liebt ihn bis zu ſeinem Tode innig, freilich ohne es ihm zu ſagen. Aeußerlich zeigt ſie ihm Kälte, um nicht gegen Lhery undankbar zu erſcheinen; ſie verbirgt ihr Gefühl bei ſich, wodurch es nur deſto heftiger und krankhafter wird. Die Erzählung beginnt mit einer Szene in Lhery's Hauſe. Lhery iſt im Begriff, mit Frau, Tochter und Benedikt ein Feſt in einem benachbarten Dorfe zu beſuchen. Dort ſieht Benedikt zum erſten mal Valentine, die Tochter Raimbaults' und Stiefſchweſter Luiſens; ferner ihre Mutter, die ſtolze, hoffärtige,

arrogante, herzlose Gräfin Raimbaults; deren Schwiegermutter, die Marquise Raimbaults, eine prächtig geschilderte Egoistin, ein Geist ohne Herz, ein echtes Weib des 18. Jahrhunderts. Man könnte sie für eine Karikatur halten, wäre die Verfasserin nicht so klug, sie nur selten auf der Szene erscheinen zu lassen. Auch Hr. von Lansac ist anwesend, ein glatter, geschmeidiger Höfling und Weltmann. Valentine ist mit ihm verlobt und die Hochzeit nahe bevorstehend. Benedikt hat sich in seiner krankhaften Phantasie ein Ideal gebildet, das er nicht zerstört sehen will, und da Valentine demselben nicht entspricht, gefällt sie ihm anfangs nicht. Bald aber machen ihre Schönheit und Sanftmuth einen solchen Eindruck auf ihn, daß er in heftiger Liebe zu ihr entbrennt. Er vermittelt ein geheimes Wiedersehen zwischen ihr und Luisen — eine Begegnung, die mit einfacher Erhabenheit gegeben ist. Auch ermöglicht Benedikt es Valentinen, ihre Schwester bei Lhery oft zu sehen, wodurch er selbst Gelegenheit erhält, den Gegenstand seiner Träume in der Nähe zu haben. Valentine erwidert seine Liebe; freilich kennt sie anfänglich den Zustand ihres Herzens selbst nicht, erst am Vorabend ihrer Hochzeit wird sie sich darüber klar. Da gibt es eine ergreifende Szene von Betheuerungen und Thränen. Das betreffende Kapitel des Romans gehört zu den schönsten Schöpfungen moderner Poesie. Das Gemälde droht jeden Moment, lasziv zu werden; dennoch wird die Reinheit der Darstellung nirgends verletzt. Mittlerweile hat sich Benedikt mit seinem Wohlthäter entzweit und sich geweigert, Athenais zu heirathen. Diese ist mit Peter Blutty, einem reichen jungen Bauerssohn, verlobt worden und heirathet an Einem Tage mit Valentine. Zwischen dieser und Benedikt gibt es Szenen der Heftigkeit und Verzweiflung. Am nächsten Tage muß Lansac in einer diplomatischen Mission verreisen; er läßt seine junge Frau gehirnfieberkrank zu Hause, Benedikt jagt sich eine Kugel durch den Kopf; er spaltet sich zwar den Schädel, bleibt aber am Leben und wird in einem benachbarten Landhause von der ihn

noch immer anbetenden Luise gepflegt. Der kluge Arzt ordnet eine Zusammenkunft zwischen beiden Patienten an; die Medizin wirkt Wunder: die beiden werden rasch gesund und sehen sich täglich. Benedikt schwört, sich mit einer platonischen Liebe begnügen zu wollen. Eine rührende Rolle spielt Luise; sie unterstützt und beobachtet gebrochenen Herzens und mit edler Selbstverleugnung den Fortgang dieser Liebe, die der Tod ihrer eigenen Hoffnungen ist. Lansac hat in dem Buche keine große Wichtigkeit; er tritt sehr selten, vielleicht zu selten auf. Er, der gerade der rechte Mann dazu ist, eine Gemahlin auf Abwege zu bringen, kehrt endlich zurück und hört von dem Verhältnis Valentinens zu Benedikt viel sprechen. Doch versucht er gar nicht, die Liebenden zu stören, sondern benutzt lieber die Gelegenheit, seiner Frau die Uebertragung ihres Vermögens zu erpressen. Er verkauft alles, zahlt seine Spielschulden, überläßt die Liebenden einander, reist ab und wird bald darauf in einem Duell getötet. Hierdurch von allen Schwierigkeiten befreit, wollen sich Valentine und Benedikt heirathen; aber ein schreckliches Unglück kommt dazwischen und führt ein blutiges Ende herbei, Valentine hatte nämlich, nachdem ihr Haus verkauft war, bei der neuvermählten Athenais Obdach gefunden. Der letzteren Gemahl, Blutty, weiß nichts von Benedikt's Liebe zu Valentine und glaubt, die heimlichen Besuche des ersteren in seinem Hause gelten Athenais. Eifersüchtig gemacht, lauert er ihm auf, und als er wieder einmal im Begriff ist, sein Haus zu verlassen, tötet er ihn. Valentine hört davon und verfällt in Zuckungen; Luise, die zu ihrer Pflege gerufen wird, macht ihr in ihrem eigenen Schmerz heftige Vorwürfe, sie trage die Schuld an Benedikt's Tode, sie habe ihr seine Liebe abwendig gemacht. Erschöpft, fällt auch sie in Ohnmacht. Beim Erwachen vergißt sie ihre Wuth und pflegt ihre Schwester sorgfältig, aber erfolglos: Valentine stirbt nach einer Woche.

Auch dieses Buch hatte einen großartigen Erfolg, und

George Sand konnte von sich sagen, sie sei über Nacht eine der berühmtesten Schriftstellerinnen geworden. Auch materiell besserte sich ihre Lage. Die 3000 Frs., die sie für „Indiana“ und „Valentine“ an Honorar erhalten hatte, gestatteten ihr, kleine Schulden zu bezahlen, sich eine Magd zu halten und sich überhaupt das Leben angenehmer zu machen. Um jene Zeit brachte ihr Gemahl ihren Sohn nach Paris in eine Mittelschule, stieg aber nicht bei ihr ab, „um sie nicht zu geniren und nicht von ihr genirt zu werden“, wie er ihr schrieb. Ihre Freundschaft mit Sandeau hatte damals schon ein Ende erreicht; über die Ursachen dieser allem Anscheine nach ihr selbst unangenehmen Trennung ist ein dichter Schleier gebreitet, den wir nicht durchdringen können, so viel auch darüber gesprochen worden sein mag. Sie (George Sand) hat sich darauf beschränkt, einigen unsinnigen Behauptungen Mirecourt's zu widersprechen, ohne den wirklichen Sachverhalt zu erzählen. In demselben Briefe an Mirecourt (1847) beschäftigte sie sich auch mit dessen Ausspruch, daß die Handlung von „Indiana“ ihrem eigenen Leben entnommen sei. Dieser Lächerlichkeit gegenüber erklärte sie, daß sie sich, wenn ihr wirklich derlei passirt wäre wie Indianen, gehütet hätte, es öffentlich zu erzählen.

II.

Im zweiten und dritten Jahre von George Sand's pariser Aufenthalt — die Abwechselung zwischen Paris und Nohant wurde stets fortgesetzt — gab sie sich der Träumerei immer mehr hin. Sie lebte vollständig in einer eigenen inneren Welt, hing ihren Gedanken nach, brütete über ihrem Schmerz und betrachtete alles vom Standpunkte einer Visionärin. Daher mag ein gut Theil

der Furchtlosigkeit rühren, mit der sie schrieb, sowie der Intensität, mit der sie ihre Gefühle ausdrückte, und der unpraktischen Art ihrer Theorien. Dazu kam noch der allgemeine Einfluß der Zeit, in der ihr Geist reifte. In Paris sah es damals sehr düster aus. Die im Juli geträumte Republik hatte mit den blutigen Opfern geendet, die man der orléanistischen Dynastie brachte. Die Cholera hatte die Bevölkerung dezimirt. Der Saint-Simonismus war mißglückt. Die Kunst hatte durch beklagenswerthe Irrthümer die Wiege ihrer romantischen Reform entehrt. Die Zeiten waren sehr trübe. Für George Sand speziell gab es noch häuslichen Kummer die Fülle. Unter solchen Umständen war es nicht zu verwundern, wenn ihre Schreibweise etwas Ideales, Ungewöhnliches, Metaphysisches und selbst Saint-Simonistisches annahm. Das erste Werk, das sie in dieser Stimmung schrieb, „Lelia" (1833), trug den Stempel dieser Einflüsse am stärksten an sich, so stark, daß sie selbst es „das Resultat eines wahnsinnigen Gehirns" nannte. „Lelia" ist ein tiefes Gedicht, aber ein gefährlicher Roman, den nur starkgeistige Leute lesen sollten; es ist, wie „Werthers Leiden", „Childe Harold" und „René", für Junge und Schwache zu bedenklich. Es ist der entsetzlichste Aufschrei von Skeptizismus, der je ausgestoßen wurde; die ganze Anarchie jener Epoche spiegelt sich in diesen Seiten wider. Es ist überwältigend geschrieben und bei aller oft verblüffend wilden Tollheit liegt eine Art von Unmittelbarkeit und Aufrichtigkeit darin. Die Verfasserin gestand selbst, daß der Roman des gesunden Menschenverstandes entbehre und von diesem Gesichtspunkte ist es in der That eins der unzusammenhängendsten, thörichtsten, krankhaftesten Bücher, die es geben mag; aber als Resultat spontaner Eingebungen hat es die Aufmerksamkeit von Künstlern in hohem Grade erregt. Betrachtet man „Lelia" von einem historischen Standpunkte aus und berücksichtigt man die äußeren Vorgänge, unter denen das Werk zu Stande kam, so muß man es als kühne und prachtvolle Verkörperung der damals in Frankreich gangbaren Gedanken gelten lassen und als Bild

jener Gesellschaft, die sich auflösen, die Familie abschaffen und alle Frauen zu Prostituirten machen will und in der Gott bald gänzlich geleugnet wird und bald das Privilegium genießt, die lasterhaftesten und schwächsten Thoren zu segnen. Der Gedankenroheit wird von einer seltsam freien Sprache das Gleichgewicht gehalten.

„Lelia" ist kein gewöhnlicher Roman mit Handlung, Entwickelung und Katastrophe im gewöhnlichen Romansinne. Auch die Charaktere sind in eine ganz außerhalb der Möglichkeiten des wirklichen Lebens liegende Region entrückt; jeder von ihnen repräsentirt eine Phase jener Gesellschaft, ein philosophisches Symbol und stellt in idealer, bis in die letzten Konsequenzen durchgeführter Form ein besonderes, isolirt entwickeltes Gefühl vor. Lelia, die Titelheldin, bedeutet die Ungläubigkeit des Herzens, theilweise aus getäuschter Liebe. Sie kann mit sich nicht einig werden, ob sie sich hassen soll „als das künstlichste und empörendste Product eines höllischen Willens" oder ob sie sich als „mechanisches, durch Zufall und aus Materie entstandenes Geschöpf" verachten soll. Ihr Geliebter fragt sie, was er für sie thun könne; sie antwortet ihm: „Willst du für mich blasphemiren? Das könnte mich vielleicht trösten. Willst du den Himmel mit Steinen bewerfen, Gott beschimpfen, die Ewigkeit verfluchen, das Uebel anbeten, auf die Werke der Vorsehung Zerstörung herabflehen und den Gottesdienst verächtlich machen? Bist du im Stande, Abel zu töten, um mich an Gott, meinem Tyrannen, zu rächen? Willst du, wie Nebukadnezar, Staub essen und Sand beißen? Willst du, wie Hiob, deinem und meinem Zorn in heftigen Verwünschungen Luft machen? Willst du, reiner und gläubiger Jüngling, dich bis an den Hals in Skeptizismus stürzen und in den Abgrund rollen, in dem ich zu Grunde gehe?" Und so geht es im ganzen Buche fort, dessen Eindruck sich nicht leicht abschütteln läßt. Lelia hat nur einmal in ihrem Leben geliebt, dieses eine Mal aber ohne Rückhalt, mit voller Leidenschaft. Sie hat gehofft, der Mann, dem sie sich hingegeben, werde ihre Opfer zu würdigen wissen; sie hat sich getäuscht. Die un-

erfüllten idealen Wünsche ließen ihr Sehnen täglich wachsen. Die in Wirklichkeit keusche und nur für platonische Liebe geschaffene Lelia begann in halbem Wahnsinn die verzehrende Glut ihrer Seele für laszive Frechheit ihrer im Grunde ganz kaltblütigen Sinne zu halten. Sie erkannte ihren Irrthum und sagte sich von dem Manne, den sie geliebt, los. Sie will ihre Experimente nicht mehr erneuern, sondern spricht über die menschlichen Leidenschaften ein Anathema aus, denkt, alle Männer seien wie ihr Geliebter, und ist überzeugt, daß der Egoismus ein beständiges, unverletzbares Gesetz sei, das bei allen Versprechungen und Eiden eine Rolle spielen müsse. Sie sieht im Leben nur noch eine traurige Pilgerschaft nach einem unbekannten Ziel. Ihr Credo ist die Verachtung, ihre einzige Freude die Ironie. Sie verabscheut die Selbstsucht so sehr, daß sie ihrer Gleichgültigkeit in Liebessachen seit ihrer ersten Täuschung sicher zu sein glaubt. Plötzlich aber sieht sie sich einer aufrichtigen Ergebenheit, einer vollständigen Selbstverleugnung, einer edeln Entsagung, einer demüthigen und glühenden Verehrung gegenüber. Angesichts all dessen werden ihre düstern Schlachtpläne nutzlos und ohnmächtig. Eine vertrauende junge Seele will sich Lelia widmen, will ihr gehorchen und ihr ihre ganze Zukunft zum Opfer bringen. Lelia beginnt sich zu fragen, ob ihr Anathema nicht etwa ungerecht war, und zu hoffen, daß sie wieder im Stande sein werde, zu lieben, Stenio zu lieben. Stenio ist eben erst ins Leben eingetreten; seine Seele nährt sich noch von Hoffnung und Poesie. Er glaubt an Liebe, an Glück, an die Unverletzlichkeit von Schwüren. Er hat Lelia kennen gelernt und liebt sie glühend. Er liest auf ihrer Stirn ein großes Geheimniß, über das er, da er es nicht enträthseln kann, erschrickt. Unter Thränen befragt er sie darüber, woher sie kommt, wer sie ist, wohin sie geht, ob sie mit dem Himmel oder der Hölle in Verbindung stehe, ob er sie als Engel Gottes segnen oder als finstern Geist der Unterwelt fliehen solle. „Warum", ruft er, „hast du gestern nicht mit uns gebetet?

Warum sind deine Lippen stumm geblieben, als die heiligen Gesänge zum Herrn aufstiegen? Warum bist du stehen geblieben, als wir uns vor Gott verneigten?" Ach, Stenio weiß nicht, daß das Unglück Gott gerne leugnet, um ihm nicht fluchen zu müssen. Durch seine Ergebenheit bricht er endlich das Eis und stolz dankt er seinem Schöpfer, daß er ihn zum Werkzeuge gemacht, eine große, trostlose Seele zu verjüngen. Er betet Lelia innig an; diese mischt ihre Küsse mit Thränen und erfleht den Beistand des Himmels — vergebens: ihre Sinne bleiben kalt und sie wird in den Umarmungen Stenio's abermals zur Courtisane. Das schmerzt ihn; er fällt aus seinen Himmeln. Seine idealen Hoffnungen, seine Jugendillusionen sind zerstört; um dieselben zu vergessen, stürzt er sich in den Strudel eines schamlosen Lebens; das er bisher verachtete. Diesen psychischen Selbstmord führt er bis in die letzten Stadien der Erniedrigung durch. Erwacht seine Vernunft, so betäubt er sie stets von neuem. Schließlich bekommt er das sinnliche Leben satt und entleibt sich als gewöhnlicher Selbstmörder.

Den Gegensatz zu Lelia bildet ihre Schwester Pulchérie. Diese, deren Charakter sich keinen Moment verleugnet, bedeutet das Glück der Sinne, das auf die höchste Potenz gesteigerte sinnliche Vergnügen, den Körper ohne Seele. Sie spielt mehr eine passive Rolle; sie wohnt der Handlung bei, ohne viel daran theilzunehmen. Lelia ist über die vorbedachte Schamlosigkeit ihrer Schwester nicht ungehalten, sondern betrachtet deren Natur wie ein unvermeidliches Schicksal. Lelia nennt Pulchéries Freuden armselig, denkt aber nicht daran, sich für ein höheres Wesen zu halten, als jene, die zu verachten sie nicht berechtigt zu sein glaubt, wenn sie selbst auch nicht so tief gesunken ist. Gustave Planche bezeichnete Pulchérie als „wahren und logischen Typus". Trenmor ist ein mächtiges Genie und besitzt eine zur Ausführung der größten Ideen und Unternehmungen geeignete Energie. Hätte Der nur gewollt, er wäre ein großer Eroberer, Poet, Politiker

oder Gesetzgeber oder Reformator geworden; aber er betrachtet alles als seines Ehrgeizes unwürdig; er hält es nicht der Mühe werth, für das bischen Ruhm seine Macht oder sein Leben daranzusetzen. Er wählt, gleichsam dem Schicksale zum Trotze, die schrecklichste aller Leidenschaften: das Spiel, wegen der Aufregungen, die es bietet. Er wird abwechselnd reich und arm, stiehlt, kommt ins Bagno, leidet und duldet ruhig und — ist gebessert. Er ist ein anderer, ein ehrenhafter Mensch geworden; die Schande hat ihn rehabilitirt. Eine fünfte Person in „Lelia" ist der schwache, wankelmüthige, selbstlose, begeisterte, ungeschickte, gläubige und abergläubische Magnus, der von Gott Stärke und Energie erwartet, die nur durch eignen Willen zu erreichen sind. Er empfindet seine Einsamkeit schmerzlich und fühlt, daß er in der Liebe Trost und Hoffnung finden könne. Er verehrt die Schönheit als etwas von Gott kommendes; er glaubt, eine heilige Neigung würde ihm Muth verleihen und ihn kräftigen. Andererseits aber fürchtet er, eine Frau könnte ihn ihren Launen unterordnen und ihn von seinen Wegen abbringen. Vor dieser Gefahr zurückschreckend, zieht er sich in ein Kloster zurück. Diese Isolirung thut ihm aber nicht gut; seine krankhafte Phantasie bevölkert sich mit drohenden Gespenstern; das Fasten und die Schlaflosigkeit beugen ihn und machen sein Haar grau — er wird wahnsinnig. Am Schlusse erscheint er wieder, um Lelia, die an der Leiche Stenio's ihre Liebe bekennt, zu töten.

Das Manuskript von „Lelia" schleppte sich ein Jahr hindurch in der Autorin Händen dahin; sie schrieb es in tiefer Mißstimmung, in Zwischenräumen und wenn sie gerade die Lust dazu anwandelte. Sie sagt, sie habe nicht beabsichtigt, „Lelia" zu veröffentlichen; doch habe Sainte-Beuve, dem sie Fragmente vorlas, ihr gerathen, das Werk fortzusetzen, und dann Buloz veranlaßt, einige Kapitel für die „Revue des deux Mondes" zu verlangen. Oft verließ sie den Schreibtisch unwillig, um bald mit neuem Eifer dahin zurückzukehren Die weiteren Kapitel

schrieb sie erst 1836 und 1839, ebenfalls für die „Revue des deux Mondes". „Lelia" überraschte die Welt gar sehr, um so mehr, als George Sand niemandem ihre inneren Seelenkämpfe mitgetheilt hatte. So wußten denn auch ihre intimsten Freunde sich vor Staunen nicht zu fassen. Am deutlichsten geht dies hervor aus einem Briefe Néraud's („le Malgache"), worin es hieß: „Was zum Teufel ist das? Woher haben Sie all das genommen? Wozu haben Sie dieses Buch gemacht? Woher kommt dasselbe und wohin geht es? Wer ist der Verfasser? Sie? Nein; das gleicht nicht Ihnen, die heiter sein kann, Bourrée tanzt, Schmetterlinge liebt, den Calembourg nicht verachtet, so gut Früchte einmacht und nicht übel näht? Oder kennen wir Sie nicht? Haben Sie uns Ihre Träumereien verborgen? Haben Sie wirklich so viel gedacht, sich mit so viel Fragen beschäftigt und so viel Herzeleid ausstehen müssen, ohne daß jemand davon eine Ahnung hatte?" George Sand hat nie wieder Derartiges geschrieben, und sie selbst hat „Lelia" „unreif" genannt; aber selbst in ihren reinsten und nüchternsten Werken ist etwas Lelianisches zu finden, gerade so wie man kein Gemälde von Rubens ohne das charakteristische blonde Haar finden wird.

Kurz nach dem Erscheinen von „Lelia" gab Buloz seinen Mitarbeitern ein Banket, bei dem George Sand Alfred de Musset kennen lernte. Sie knüpfte mit diesem ein Liebesverhältnis an und reiste mit ihm nach Italien. Musset wurde gefährlich krank und sie pflegte ihn treulich. Später hatten sie allerlei Streitigkeiten und trennten sich. Es ist das ebenfalls eine etwas dunkle, heikle Affaire; wir werden weiter unten Gelegenheit haben, davon ausführlich zu sprechen. Der schönen Reisenden ging in Italien das Geld aus und sie mußte in Venedig monatelang eifrig schreiben. Sie sandte von dort aus an die „Revue des deux Mondes": „André", „Leone Leoni", „Mattea" und einige „Lettres d'un voyageur" und „Lettres d'un oncle". Diese beiden Serien von „Lettres", die später in Eine ver-

schmolzen wurden, sind mehr rücksichtslos offenherzige Selbstbekenntnisse eines liebenden und vertrauenden Herzens, als Ausdrücke eines zweifelnden und verneinenden Geistes wie „Lelia". Man findet in dieser wunderlichen Briefsammlung Zorn, Thränen, Verwünschungen, höhnischen Spott über das Schicksal; aber auch ein gerades, edles, liebevolles, energisches, zum Leben und Lebenverbreiten geschaffenes Gemüth. Daher stehen die „Lettres" an psychologischer Wahrheit höher als „Lelia". Ein anderes Resultat der italienischen Reise und der Liaison mit Musset, wenn auch erst zwei Jahre später geschrieben, ist „Le secrétaire intime", ein Titel, welcher auf Musset anspielt, der die Autorin in der Eigenschaft eines Geheimschreibers begleitet hatte. Durch einen Zufall kamen Buloz' Geldsendungen auf dem venetianischen Postamt nicht richtig an, und George Sand war längere Zeit in bitterer Verlegenheit. Endlich erhielt sie das Geld und konnte nach Frankreich zurückkehren; sie that es im September 1834 nach mehr als einjähriger Abwesenheit. Nur einige Wochen blieb sie in Nohant; im Oktober ging sie nach Paris. Der Januar sah sie wieder in Nohant, der Februar und März in der Hauptstadt, der April abermals zu Hause. Dieses ewige Kommen und Gehen ermüdete sie an Leib und Seele, sie fühlte sich krank. Eine unendliche Lust weit wegzugehen befiel sie, und nur die Liebe zu ihren Kindern hielt sie zurück. Ihre besten Freunde riethen ihr, Frankreich auf ein weiteres Jahr zu verlassen: das würde nicht nur ihr selbst, sondern auch ihren Kindern gut thun, die sie verziehe und die nichts lernten, wenn sie zu Hause sei. „Ihr Mann", schrieb ihr Planet, „ist durch Ihre Anwesenheit erbittert, und Sie sind im Begriffe, Ihre physische und geistige Gesundheit zu verlieren. Sie müssen sich vom Schauplatz und den Ursachen Ihrer Leiden entfernen." Sie ließ sich überreden, traf Anstalten zur Sicherung der Reisekosten, verließ Paris, ohne von irgendjemand, selbst von ihrem Sohne nicht, Abschied zu nehmen, und ging nach Nohant, um mit einigen Freunden die Versorgung ihrer Kinder

— für den Fall, daß sie auf der Reise sterben sollte — zu besprechen. Sie war entschlossen, nach dem Orient zu gehen; aber daraus wurde nichts, denn Fleury rieth ihr, vorher die Meinung des berühmten Advokaten Michel in Bourges über ihre Lage und Pläne einzuholen. George Sand reiste in der That mit Fleury nach Bourges und hatte mit Michel — dem sie in den späteren „Lettres d'un voyageur" und in ihrer „Histoire de ma vie" unabänderlich den Namen „Everard" beilegt — eine neunstündige Unterredung, die sie über den Geist dieses Mannes in Staunen setzte. Der eigentliche Zweck, George Sands Lage zu besprechen, wurde diesmal noch außer Acht gelassen. Everard hatte „Lelia" gelesen, bewundert und verurtheilt — und nun stand plötzlich die Verfasserin vor ihm mit der Absicht, seinen Rath zu verlangen wegen jener Ungerechtigkeiten, unter deren Einfluß sie das Buch theilweise geschrieben. Auch er war leidend. Zwar ließ seine geistige Organisation nichts zu wünschen übrig: sein Verstand, seine Begeisterung, sein weiches Gemüth und sein feines Wissen waren mit Freundschaft, Zärtlichkeit, Häuslichkeit und physischem Muthe gepaart. Aber Brust, Magen und Leber waren verdorben. Diese Leiden waren um so rührender, als Everard stets bemüht war, sich über dieselben hinwegzusetzen. Obwohl kaum 40 Jahre zählend, sah er äußerlich dünn, gebeugt und kahl aus wie ein Sechziger. Sprach er aber, so leuchtete sein bleiches Gesicht lebhaft auf; die Augen funkelten, die weißen Zähne schimmerten; dann hielt man ihn nicht für krank und schwach, sondern für jung und kräftig. In seinem äußeren wie inneren Wesen war er voller Widersprüche; bei aller Sanftmuth war er im Reden tyrannisch, bei aller Zartherzigkeit gebieterisch.

Nach jener Konferenz korrespondirte George Sand eine Zeit lang mit Everard; dann kam dieser nach Paris, und die beiden sahen sich täglich. Er brachte ihr allmählich einen großen Theil seiner hochfliegenden sozialen Ideen bei, und sie hat dieselben in mehr als Einem Roman verarbeitet. Er verstieg sich zuweilen in

so hohe Regionen, daß sie sich vor ihm fürchtete; besonders oft erschrak sie vor den Konsequenzen, die er aus Babeuf's Theorien zog, und nach einer nächtlichen Promenade, die Fleury, Everard und George Sand am Port des Saints-Pères machten, wurde letztere des Sozialismus müde. Sie entschloß sich neuerdings, nach dem Orient zu reisen, ließ sich aber wieder zurückhalten, als Everard seine fieberhafte geistige Aufregung ein wenig mäßigte und „sage et vrai" wurde, während er vorher „malade et halluciné" gewesen war. Kurz darauf wurde er in einem politischen Prozesse zu einmonatlichem Gefängniß verurtheilt, erhielt aber zur Abbüßung dieser Strafe einen Aufschub bis November. Er kehrte nach Bourges, George Sand nach Nohant zurück. Der Aufenthalt wurde ihr immer peinlicher; ihre Anwesenheit war „positivement gênante". Alle fühlten, daß eine solche Position unhaltbar sei. Ihre Freunde bemühten sich um die Zustandebringung eines Modus, der es für sie vermeidlich gemacht hätte, die Hälfte des Jahres auf ihrem Schlosse zuzubringen. Ihr Gemahl gab ihr damals außer ihren 1500 Frcs. einen gleich hohen Betrag jährlich für Solange; damit hätte sie — selbst ihr damals noch schwaches literarisches Einkommen dazu gerechnet — nicht zwölf Monate in Paris leben können; und sie hatte auch noch für die Erziehung ihrer Tochter zu sorgen! Man schlug Herrn Dudevant vor, die Pension zu verdoppeln; er willigte zwar ein; als es aber zum Zahlen kam, erklärte er nicht nur, so viel nicht entbehren zu können, sondern ließ sie noch verschiedene Papiere unterschreiben, um die schlechte finanzielle Lage, in der er sich infolge falscher Spekulationen befand, zu verbessern. Als auch dadurch nicht geholfen wurde, schlug er ihr vor, Nohant soll verkauft werden, und mit dem Erträgniß möchten sie sich beide nach dem Süden Frankreichs zurückziehen. Sie verfaßten und unterzeichneten eine hierauf bezügliche Abmachung, die jedoch Monsieur Dudevant schon am folgenden Tage zerriß, worauf seine Frau nach Paris ging. Ein weiterer Besuch auf Schloß Nohant nach zwei Monaten

blieb ebenfals resultatlos, so daß George Sand bis auf Weiteres in Paris zu leben beschloß. Noch in demselben Jahre (1835) machte sie dort die Bekanntschaft von Madame Dorval, Pierre Leroux und Lammennais. Der berühmten Tragödin redete man, wie ihr selbst, viel Uebles nach, und gerade mit ihr verkehrte sie am häufigsten und liebsten; ihr widmete sie das längste und begeistertste Kapitel ihrer an langen und begeisterten Kapiteln reichen Memoiren. Obwohl George Sand sonst die Freundschaft von Frauen weder suchte noch liebte, und obwohl viele ihrer Freunde gegen Madame Dorval Einwendungen erhoben, schloß sie sich innig an dieselbe an und blieb ihr treu bis zu deren 1849 erfolgtem Tode. Leroux füllte ihr, wie Everard, den Kopf mit unverdaulichem Sozialismus, dessen Spuren in manchem ihrer Werke zu finden sind. Zu Leroux' schöner, von Johannot illustrirter Uebersetzung von „Werther's Leiden" schrieb sie eine Vorrede*), worin sie sich über dieses Werk Goethe's und über deutsche Dinge mit einem Enthusiasmus ausspricht, der gar sehr kontrastirt mit ihren Schimpfereien nach dem Kriege von 1870. Ihr Freundschaftsverhältnis mit dem Abbé Lammenais endete erst mit des letzteren Tode. Sofort nach dem Erscheinen der „Worte eines Gläubigen" empfand sie Hochachtung und Sympathie für diesen Mann, „denn er war voll Glaubens und bekannte seinen Glauben klar und warm, in beredten Worten, lebhaften Deduktionen und glänzenden Metaphern". Aber nicht nur wegen seines Genies fühlte sie Neigung zu ihm, sondern, wie bei Chopin und Everard, auch wegen seiner physischen Schwäche. Als sie ihn kennen lernte, sah er halb wie ein Sterbender aus; sein klares Auge flammte zwar noch, „aber seine Magerkeit zeigte, wie sehr er litt".

Jene, die George Sand's „Spiridion" für eine Frucht ihres Umganges mit Lamennais halten, mögen nicht unrecht haben.

*) Sie war eine der gesuchtesten Verfasserinnen von Vorreden; abgesehen [illegible] denen zu ihren eigenen Werken, lieferte sie deren wohl drei Dutzend für mehr alter.

Unmittelbar vor „Spiridion“ war „Der Uskoke“ erschienen; allgemein zog man diese mit Verve geschriebene venetianische Piratengeschichte dem folgenden „Spiridion“ vor. Das verdroß die Verfasserin, die den letzten Roman für ihr bestes, den „Uskoken“ für ihr unbedeutendstes Werk hielt und jenes Urtheil als Zeichen des schlechten Geschmackes des Publikums betrachtete. Das war nur ein neuer Beweis für die Theorie, daß Autoren in ihre ungerathenen Kinder in der Regel am verliebtesten sind. Der Beginn von „Spiridion“ hat das Verdienst, Neugier zu erregen, doch ist der Rest nicht im Stande dieselbe zu befriedigen. Offenbar hat George Sand am Anfange den lebhaften und aufrichtigen Wunsch, sich und ihren Lesern neue Regionen zu öffnen; sie strebt Außerordentliches, Großartiges an. Aber die Resultate bleiben hinter den Anstrengungen zurück; weder Angel noch Alexis, weder Fulgence noch Spiridion führen uns so recht ein in diese unbekannte Welt, in der wir der Wahrheit gegenüber zu stehen erwarten. Als Kunstwerk hat „Spiridion“ wenig Reiz, als philosophisches Werk ist es ohne Kraft. Die Fabel ist nicht sehr interessant und die Helden deklamiren zu viel und handeln zu wenig. Den Ideen, denen diese Fabel zum Rahmen dient, mangelt es an Solidität und Greifbarkeit. Das Buch rührt und bewegt nicht wie „Lelia“, aber es unterhält und belehrt auch nicht und klärt nicht auf. Der Grund liegt wahrscheinlich darin, daß die Verfasserin, wol auf ihr glänzendes Talent bauend, es unterlassen hat, über die neue religiöse Richtung, in die sie hineingezogen worden, reiflich nachzudenken; oft merkt man, daß sie in ihrem Gegenstande noch ein halber Neuling ist. Aehnliches gilt von dem Fragment „Les sept cordes de la lyre“, das wahrscheinlich ein Ausfluß unverdauter Leroux'scher Mystik ist und eine Art „Faust“ vorstellen soll. Es ist fraglich, ob es von George Sand klug war, diese Schöpfung Goethe's nachahmen zu wollen. Sie nennt ihren Faust Albertus, stellt ihm Mephisto zur Seite und legt diesem zum Ueberfluß die Worte in den Mund: „Mystischer Pedant, du ver-

urſachſt mir mehr Mühe als Meiſter Fauſt, dein Urahn!" Sowol dieſer ſeltſame dramatiſche Dialog als auch „Spiridion" erſchienen in der „Revue des deux Mondes"; dennoch hat ſich ein bedeutender Kritiker in derſelben Zeitſchrift ziemlich abfällig über beide Werke ausgeſprochen — freilich erſt nach dem Bruche zwiſchen Buloz und George Sand. Dies verhindert aber nicht, den Vorgang zu einem ſehr ſeltenen zu ſtempeln, was immer man auch von der Unparteilichkeit der Preſſe gegen eigene Arbeiten halten möge.

Madame Dudevant trug ſich mit der Idee, nach Bourges zu überſiedeln, zu welchem Zwecke ſie ſich eine Zeit lang dort aufhielt. An ihre Kinder denkend, gab ſie den Plan auf. Nach Paris zurückgekehrt, erhielt ſie von Hippolyte, ihrem illegitimen Halbbruder, einen Brief: ſie möge nach Nohant kommen, ihr Gemahl wolle ſich mit ihr auseinanderſetzen, ihr Nohant überlaſſen und ſich mit der Hälfte der Rente zurückziehen. Sie eilte nach Hauſe und fand Monſieur Dudevant in der That zu Unterhandlungen in dieſem Sinne bereit; er behandelte ſie aber ſo verächtlich, daß ſie ihn unverrichteter Dinge verließ. Eine Kriſe ſchien unausbleiblich. Im Oktober brachte George Sand einige Tage auf ihrem Schloſſe zu, um ihren Sohn vor Ablauf der Ferien zu ſehen; bei dieſer Gelegenheit gab es zwiſchen den Eheleuten einen ſolchen Sturm, daß die Frau feſt entſchloſſen war, eine Wiederholung ähnlicher Szenen unmöglich zu machen, damit die Kinder nicht den Reſpekt vor den Eltern verlieren mögen. Kurz vorher war zwiſchen den letzteren ein neuer Vertrag zu Stande gekommen, und zwar ganz im Sinne von Hippolyte's Brief. Aurore aber fühlte ſich bei der bereits genugſam bewährten Launenhaftigkeit ihres Gatten nicht mehr ſicher und konſultirte Rollinat über ihre Lage. Dieſer wollte nichts ohne Everard unternehmen und fuhr mit ihr nach Bourges. Michel büßte gerade ſeine Freiheitsſtrafe ab. In der im Gefängnis abgehaltenen Konferenz einigte man ſich über eine gerichtliche Scheidung, und George Sand wurde angewieſen, nicht mehr nach Nohant zurückzukehren.

Sie verbrachte nun einige Wochen bei Duteil in der Châtre, während Everard ihren Prozeß einleitete. Sie erzählt, sie habe sich von verschiedenen Freunden 1000 Frs. ausgeliehen, und habe, falls sie den Prozeß verloren hätte, mit ihren Kindern nach Amerika entfliehen wollen. Im Februar 1836 jedoch ordnete der Gerichtshof die Scheidung und den Uebergang der Kinder in den alleinigen Besitz der Mutter an. Es wird zwar nirgends gesagt, aber es scheint kaum anders gewesen zu sein — und in Michel's Plaidoyer ist es zwischen den Zeilen zu lesen —, daß Dudevant nicht nur eifersüchtig war, sondern seine Frau auch roh behandelt, wenn nicht gar geschlagen habe, während es sich andererseits herausstellte, daß er sich über ihre häufige Abwesenheit durch Orgien zu trösten gewußt hatte. Nach jenem Urtheil verließ er Nohant, wohin nun Aurore ging, um Duteil's Unterhandlungen mit Dudevant abzuwarten; dieselben hatten das Resultat, daß der letztere einen für ihn sehr günstigen Kontrakt zeichnete, den er aber, von seiner Stiefmama aufgehetzt, bald widerrief. Gleichzeitig ließ er das Urtheil wegen eines Formfehlers annulliren, und als der neue Prozeß das erste Urtheil bestätigte, appellirte er — freilich abermals erfolglos. Nun erst konnte seine Frau von Nohant Besitz nehmen, hatte aber noch zwei Jahre lang allerlei unerquickliche Zwistigkeiten mit ihm; so z. B. entführte er ihr — als sie in der Schweiz war, wohin sie auf Einladung Liszt's und Daniel Stern's (Gräfin d'Agoult) ging und wo sie Lamartine und Berrher kennen lernte — einmal Solange, und drohte ein andermal Maurice zu entführen. Erst als sie ihm im Jahre 1838 50000 Frs. auszahlte, ließ er sie gänzlich in Ruhe. („Deux beaux enfants pour cinquante mille francs", schrieb sie.) Es erregt Mißfallen, ihre eigene Schilderung all dieser Details zu lesen — die Gerichtsverhandlungen selbst übergeht sie —, aber man entschuldigt sie, wenn man dieselbe als Rechtfertigung vieler gegen sie erhobenen Beschuldigungen betrachtet.

Wenn George Sand auch von nun an noch schriftstellerte, so

zwang sie nicht mehr ein äußeres Bedürfniß, materielle Nothwendigkeit dazu. Aber ihre schriftstellerische Fähigkeit hatte in ihrem Herzen Boden gefunden; es trieb sie, auch ferner ihrem Schmerz über die Uebel der menschlichen Gesellschaft Ausdruck zu geben und speziell ihren Ansichten hinsichtlich der Stellung ihres eigenen Geschlechts freien Lauf zu lassen.

III.

Man weiß, daß Chopin gegen Blaustrümpfe und starkgeistige Damen eine besondere Abneigung hatte; aus diesem Grunde weigerte er sich eine Zeit lang, die Bekanntschaft George Sand's zu machen. Als er sie aber das erste Mal sah, wurde er ihr sofort so zugethan, daß er über acht Jahre hindurch ihr treuer Freund blieb. Das mußte ihr um so schmeichelhafter sein, als er ja bekanntlich sehr flatterhaft war. Deshalb ertrug sie alle seine unangenehmen Eigenschaften geduldig: ja sie huldigte ihm so sehr, daß sie selbst für seine Musik eine unbeschränkte, übertriebene Bewunderung ausdrückte. Man hat behaupten wollen, sie habe ihn als Prinz Carol in „Lucrezia Floriani" gezeichnet; dem hat sie überzeugend widersprochen. Dagegen entwirft sie in ihrer „Histoire de ma vie" ein feines, scharfes Bild von ihm. Als sie sich wegen der Heilung ihres rheumatischen und herzleidenden Sohnes entschloß, den Winter 1839—40 auf Majorca zuzubringen, bat sie der lungenkranke Chopin, ihn mitzunehmen. Sie that es, aber das Klima behagte Chopin so wenig, daß er erst recht erkrankte und ihr das Vergnügen des Aufenthaltes gänzlich verleidete. Dennoch hat sie die Balearen in „Un hiver au midi" glänzend beschrieben. Vom Süden zurückgekehrt, wollte sie die literarische Laufbahn gänzlich aufgeben und ihre Kinder selbst unterrichten; allein sie mußte, da sie keine gute Lehrerin war, hierauf verzichten und Solange in

ein Institut, Maurice nach Paris senden. Sie selbst brachte nun mit Chopin, der von ihr nicht lassen konnte, jeden Winter in der Hauptstadt zu, wo sie schrieb, während er Lektionen gab. Obgleich Chopin das Landleben haßte, brachte er es doch über sich, jeden Sommer mit seiner Freundin in Nohant zu verleben, wo er die Zeit am liebsten zum Komponiren verwendete. Im Laufe der Jahre wurde er äußerst nervös und sauertöpfisch. Während er in guter Laune und Gesundheit der prächtigste Mensch war, machten ihn Krankheit oder Zorn unausstehlich. Den mittlerweile zum Jüngling herangewachsenen Maurice quälte dieser Zustand schließlich so sehr, daß er gelegentlich eines Streites mit Chopin erklärte, er wolle aus dem Hause gehen; und als seine Mutter vermitteln wollte, rief der Komponist aus: „Du liebst mich nicht mehr", und verließ sie auf immer. Die beiden haben sich später nur ein einziges Mal wiedergesehen.

Wer an dem Standpunkt festhält, George Sand sei von all den Männern, die ihre intime Freundschaft genossen, geistig beeinflußt worden, wird in dem musikalischen Roman „Consuelo" und dessen Fortsetzung „La comtesse de Rudolstadt" ein Produkt der Chopin-Periode erkennen. Diese längsten ihrer Werke (1842) haben eine Unmasse von begeisterten Kritikern gefunden, deren Majorität dieselben für die besten Erzeugnisse dieser hervorragenden Schriftstellerin erklärten. „Ein Gedicht in Prosa", „eine Beethoven'sche Sonate", „ein wunderliches Gemisch von Abstraktion und Poesie, Schwermuth und Heiterkeit", „eine merkwürdige Mischung von Traum und Wirklichkeit, Mystik und menschlicher Leidenschaft, Ehrgeiz und Reue, hoher Freude und melancholischer Schönheit". Derlei überschwengliche Urtheile sind über diese überschwenglichen Werke gefällt worden. Man leugnete aber nicht, daß „Consuelo" George Sand's planlosestes Buch ist und daß daher Erfindung, Ideen und Bau nichts weniger als tadellos sind. Die Sprache allerdings ist wahrhaft überwältigend, und ihr Reiz wird durch den Umstand, daß sie bei aller Ueberschwenglichkeit ein

gewisses Maß einzuhalten weiß, erhöht. Die Musik ist hier das Band, das die handelnden Personen umschließt; nicht die gekünstelte moderne Musik, sondern jene, in der die Leidenschaften einfach und wahr, und doch wunderbar zusammenfließen. Und was diese Personen über Musik sagen, ist meisterhaft und originell. Der Strom der Begebenheiten gleicht einem Strudel; die Ereignisse jagen sich so sehr, daß man erstaunt fragen möchte, wo die Unwahrscheinlichkeit aufhöre und die Unmöglichkeit anfange. Die Gesellschaft, wie sie ist, macht der Gesellschaft, wie sie sein sollte, Raum. Mit tiefem Ernst weissagt Consuelo die Zukunft, mit noch tieferem spricht sie von den ihr vorschwebenden Idealen, besonders von der utopischen Ehe, die George Sand erhoffte. Consuelo ist nicht allein der Genius der Liebe, sondern auch derjenige der Ehe, jener Ehe, in der „zwei Willen in Einen verschmolzen sind und sich mit der ganzen Kraft und Glut göttlicher Tugend für dieses und jenes Leben Treue geloben". In diesen Büchern zeigt die Autorin deutlicher als überall, daß sie nicht die Abschaffung der Ehe überhaupt anstrebt, sondern nur an die Stelle der Konvenienz- die „wahre echte" Ehe gesetzt sehen will. Allerdings ist sie mehr Dichterin als Prophetin, aber guter Wille und machtvolle Sprache sind ihr nicht abzusprechen. Die historischen Gestalten, besonders die deutschen, in der „Comtesse de Rudolstadt" sind Karrikaturen. Friedrich der Große schrumpft zu einem Zwerg zusammen; überhaupt ist die ganze Schilderung von Consuelo's Aufenthalt am preußischen Hofe viel zu phantastisch.

Eine andere ansehnliche Zahl der Bewunderer George Sand's hält „Mauprat", eine unmittelbar vor ihrer Bekanntwerdung mit Chopin veröffentlichte Novelle, für ihr bestes Werk; sicher ist, daß Edmée ihre beste Frauengestalt ist und Bernard einer ihrer trefflichsten Männer, jener Bernard, der zu 80 Jahren erzählen kann, er habe nie eine andere geliebt als Edmée und habe niemals aufgehört sie zu lieben. Die Szene spielt einige Jahre vor der großen Revolution in einem wilden, entlegenen Thale West-

frankreichs. Bernard Mauprat ist infolge des frühen Todes seiner Eltern zu seinen Oheimen gekommen, die zusammen im Familienschlosse leben und als wilde, grausame, kühne und trotzige Raubritter die Geiseln ihrer Gegend sind. Kein Wunder, wenn Bernard, der von Kindheit auf bei ihnen gelebt hat, ihnen an Unbildung und Barbarei nachgeräth. Hubert Mauprat, das Haupt einer jüngeren Linie der Familie, will Bernard aus diesem Leben retten und ihn adoptiren; da ihm aber dieser Wunsch nicht erfüllt wird, heirathet er und erhält eine Tochter, Edmée. Kurz darauf stirbt seine Frau. Edmée wächst auf und zeigt eine besondere Vorliebe für die Jagd. Eines Tages verliert sie den Weg im Walde und flüchtet vor dem ausbrechenden Orkan in das Mauprat'sche Schloß, ohne zu wissen, welch schrecklicher Ort dasselbe ist. Ihre Oheime bestimmen sie ohne Weiteres zur Beute für Bernard. Da das Schloß unmittelbar darauf von der Gensdarmerie angegriffen wird, findet Bernard Gelegenheit, mit Edmée allein zu sein. Beide sind 17 Jahre alt. Er sagt ihr, welches Schicksal ihrer harre, und will sich durch die Einwendung, sie seien verwandt, nicht beirren lassen. Da sammelt Edmée angesichts der Schrecklichkeit ihrer Situation all ihren Geist und Muth; in einer wundervoll geschilderten Szene appellirt sie an sein Herz, bewegt ihn, seine Heftigkeit zu mäßigen, macht ihm Versprechungen und bittet ihn, ihr zur Flucht zu verhelfen. Bernard, von ihrer Schönheit bezaubert, will sie nur unter der Bedingung schonen und entfernen, daß sie ihm schwört, sie wolle sein Weib werden, wogegen er sich verpflichtet, diesen ihren Eid geheimzuhalten. Kaum sind sie entflohen, so wird das Schloß erobert und niedergebrannt, und fast alle Bewohner werden umgebracht. Hubert empfängt Bernard als den Retter seiner Tochter, adoptirt ihn und überschüttet ihn mit Wohlwollen. Er und Edmée bemühen sich, seinen wilden, brutalen Geist zu zähmen und ihn zu einem zivilisirten Wesen moralisch zu erziehen. Das edle, hochbegabte Mädchen macht allmählich aus Bernard's instinktiver Leidenschaft eine reine,

erhabene Liebe. Den stufenweisen Fortschritt dieser Erziehung und dieser Liebe führt George Sand mit hoher Geschicklichkeit und Gedankenfeinheit durch. Anfänglich fällt es schwer, dem rohen Jüngling beizukommen, der genug Schrecken und Verwirrung in Hubert's Hause verursacht; aber die Liebe zu seiner Cousine wirkt Wunder und erweckt die besseren Gefühle, die unter der rauhen Hülle schlummern. Auf diesem Entwickelungsprozeß beruht die ganze weitere Handlung, in deren Verlauf der anmuthige Charakter Edmée's immer deutlicher hervortritt. Sie liebt Bernard lange bevor sie ihre Furcht vor ihm gänzlich verliert, und obwohl sie stets bereit ist, sich seiner Roheiten im Nothfalle durch Selbstmord zu erwehren; zu diesem Zwecke trägt sie immer ein Messer bei sich. Diese Vorsicht wird aber schließlich überflüssig. Mit ihrer Achtsamkeit und Energie, mit der Macht ihres abwechselnden Lächelns und Stirnrunzelns führt Edmée ihren Vetter am Gängelbande, bis er endlich gebildet, sanft und treuherzig wird. Dabei hilft ihr außer ihrem Vater auch Patience, ein ländlicher Autodidakt und Philosoph nach Rousseau's Modell, der in moralischer Hinsicht ein Stoiker, in religiösen Dingen ein Skeptiker ist, ein Eremitenleben im Walde führt, bei den Bauern als Weiser, bei der Kirche als Ketzer gilt. Gegen Arbeit jeder Art hat er einen so eingewurzelten Widerwillen, daß er nicht einmal lesen und schreiben lernen will; aber sein scharfer Verstand ersetzt ihm die Bücher und befähigt ihn, den gläubigen Mahnungen des Pfarrers nicht nur zu widerstehen, sondern diesem auch noch den Kopf zu verdrehen und ihn halb und halb zum Ketzerthum zu bekehren. Er geht barfuß, trägt niemals einen Rock, ist gegen Hitze und Kälte gleich unempfindlich und wird bei alledem ein Achtziger. Er ist halb ein Diogenes, halb ein Anzengruber'scher „Wurzelsepp". Nach der Vollendung des Umbildungsprozesses an Bernard verbirgt ihm Edmée ihre Liebe noch immer und verlangt von ihm, um ihn ernstlich zu prüfen, die freiwillige Zurückgabe ihres Heirathsversprechens als Beweis seiner Großmuth. Obwohl

dies bei seiner leidenschaftlichen Liebe eine starke Zumuthung ist, entbindet er sie dennoch brieflich ihres Eides und geht aus Verzweiflung mit Lafayette nach Amerika, um für die Freiheit dieses Landes zu kämpfen. Die Abenteuer und das Ungemach, das er nun sechs Jahre hindurch erduldet, stählen seinen Charakter, ohne seine Leidenschaft für Edmée zu verringern. Das Wiedersehen wird wunderschön beschrieben. Der Vereinigung des Paares stünde kein Hindernis entgegen, und die Erzählung könnte hier schließen. Aber George Sand läßt es des grausamen Spiels noch nicht genug sein, sondern führt neue Hinderniſſe ein. Zwei der raubritterlichen Oheime nämlich, die bei der Verbrennung ihres Schlosses davongekommen waren, tauchen plötzlich wieder auf, und ihre Bosheit droht dem Paare unheilvoll zu werden. Einer von ihnen bringt Edmée in mörderischer Absicht eine schwere Wunde bei; der Schein jedoch spricht dafür, daß Bernard selbst den Schuß in einem Anfalle von Eifersucht abgefeuert habe. Bei der gegen ihn eingeleiteten Untersuchung erzählt die als Zeugin auftretende Edmée die Geschichte ihrer Liebe zu Bernard — eine Erzählung, die verräth, daß George Sand die Feinheiten und Verwickelungen der Gefühle und Neigungen gründlich zu beobachten versteht. Infolge der Aussagen Edmée's und des Muthes und der Treue Patience's und Marcasse's — ein spruchreicher philosophischer Rattenfänger, ein mit Don-Quixoteartiger Wanderluſt ausgestatteter Anhänger Patience's und Freund und Mitkämpfer Bernard's — wird der Schuldige erkannt, und nach seiner Freilassung heirathet Bernard endlich seine Edmée!

Von 1833—41 veröffentlichte George Sand den weitaus größten Theil ihrer Romane, Novellen, dramatischen Szenen, literarischen und theatralischen Kritiken in den Spalten der „Revue des deux Mondes“, wo schon 1832 Gustav Planche „Indiana“ und „Valentine“ begeistert besprochen hatte. Außer den meisten der bisher erwähnten Werke waren dort noch erschienen: „Simon“, „Metella“, „Les maîtres mosaïstes“, „La

dernière Aldini", „L'Orco", „Gabriel", „Pauline", „Mouny Robin", „Aldo le rimeur" u. s. w. Da traf es sich im Oktober 1841, daß die Redaktion jener Zeitschrift genöthigt war, den von George Sand eingereichten Roman „Horace" wegen der absonderlich radikalen und sozialistischen Tendenzen, die sie darin zu Tage förderte, abzulehnen. Dies führte zu einem Bruche, und die Autorin gründete mit Leroux und Viardot die übrigens nicht lange bestehende „Revue indépendante", ein Umstand, von dem sie in ihren Memoiren kein Wort erwähnt, obschon sie in dieser „Revue" unter anderem „Consuelo" und „La comtesse de „Rudolstadt" erscheinen ließ. Anderes, wie z. B. „Le péché de Mr. Antoine", veröffentlichte sie in der „Époche". Auch führte sie mit Buloz wegen pekuniärer Differenzen Prozeß. Im Jahre 1844 brachte die „Revue des deux Mondes" einen Artikel von Lerminier; dieser besprach einige Werke der Sand in sehr abfälliger Weise und gab über den Bruch zwischen ihr und Buloz folgenden Aufschluß: „Es kam ein Moment, da die von ihr angebotenen Schriften mit ihren neuen Prinzipien in einem so seltsamen Widerspruch standen mit unseren sozialen und literarischen Grundsätzen, daß wir denselben nicht Raum geben konnten. Zwischen ihrem demokratischen Ungestüm und dem Geiste unserer „Revue" gab es so große Unterschiede, daß eine Trennung eintreten mußte." Dagegen enthielt die Buloz'sche Zeitschrift am 1. Febr. 1851 von Planche — der niemals eine Zeile gegen George Sand schrieb — eine höchst günstige Besprechung ihres Dramas „Claudie", und siehe da, schon in den nächsten vier Nummern erschien der Roman „Le château des désertes" von George Sand! Wie diese neuerliche Annäherung zu Stande kam und aus welchen Gründen, ist ebenso unaufgeklärt und unbegreiflich, wie die ganze weitere Geschichte des Verhältnisses der George Sand zur „Revue des deux Mondes". Sicher ist, daß die neuerliche Verbindung die Veröffentlichung des Einen erwähnten Werkes nicht überlebte. Als George Sand ihre

„Histoire de ma vie“ schrieb, konnte sie natürlich nicht umhin, darin auch von der „Revue des deux Mondes“ zu sprechen. Wir wollen die Hauptstellen hierher setzen: „Diese „Revue“ wurde von der Elite der Schriftsteller geschrieben. Mit wenigen Ausnahmen gingen alle bedeutenden Publizisten, Poeten, Romanschreiber, Historiker, Philosophen, Kritiker, Reisende u. s. w. durch die Hände Buloz', eines intelligenten Mannes, der sich nicht auszudrücken weiß, der aber unter der rauhen Rinde „une grande finesse“ verbirgt. Es ist sehr leicht, sich über diesen eigensinnigen, brutalen Genfer lustig zu machen, und er selbst läßt sich, wenn er nicht allzu schlecht gelaunt ist, gutmüthig hänseln. Schwer dagegen ist es, sich von ihm nicht beherrschen zu lassen..... Während unserer langen Verbindung habe ich ihn wohl unzähligemal zum Teufel gewünscht; doch habe auch ich ihn so oft in Wuth gebracht, daß wir quitt sind. Uebrigens hat dieser Despot trotz seiner Ansprüche und Härten Momente von Aufrichtigkeit und echtem Mitgefühl, wie jeder Griesgram. Sein mürrisches Wesen war mit Regungen offenherziger Freundschaft gemischt. Wir haben uns verfeindet und miteinander prozessirt. Ich habe meine Freiheit wiedergewonnen, ohne daß es uns gegenseitig geschadet hätte.... Kurz darauf, als er den Tod seines ältesten Sohnes beweinte, sah ich ihn wieder, da seine Frau*) mich gerufen hatte, sie zu trösten. Ich dachte nicht an unseren Streit, als er mir sagte: „Ach, George, wie unglücklich bin ich!“ Seither oft aufgefordert, an Intriguen gegen Buloz theilzunehmen, habe ich dies stets verweigert, ohne mich dessen gegen ihn zu rühmen, obwohl die „Revue“ meint, ich habe viel Talent gehabt, so lange ich für sie schrieb, seither aber nicht mehr. Naiver Buloz! Das ist mir egal....“ Kein Wort davon, daß erst drei Jahre vor Veröffentlichung der „Histoire de ma vie“ ein Roman von ihr in Buloz' Zeitschrift erschien! Es wäre interessant, zu wissen,

*) Eine Schwester Henri Blaze de Bury's, des bekannten Mitarbeiters der „Revue des deux Mondes“ für deutsche Literatur.

was dahinter steckt. Ihre schriftstellerische Thätigkeit für die „Revue“ thut George Sand in ihren Memoiren leichten Tones — es ist nahezu unglaublich — mit den Worten ab: „Ich schrieb dafür „Lavinia“, „La marquise“ und was weiß ich noch!“ In Wahrheit sind diese beiden Novellen gar nicht bei Buloz erschienen, und die zahlreichen Sachen, bei denen dies wirklich der Fall war, schien George Sand plötzlich vergessen zu haben. Charles de Mazade hatte daher ganz recht, wenn er ihr in einem Artikel in der „Revue des deux Mondes“ (Mai 1857) Undankbarkeit vorwarf und „ihrem Gedächtnis, ihrer wunderbaren Gabe der Vergeßlichkeit nachhelfen mußte“. In demselben Artikel, der sich mit den Memoiren und den persönlichen Eigenschaften George Sand's eingehend beschäftigte, wurden ihr viele höfliche, aber unangenehme Wahrheiten gesagt, auf die wir, soweit sie die strenge Verurtheilung der „Histoire“ betreffen, auf einer der nächsten Seiten zurückkommen. In einer längeren interessanten Randnote der Redaktion (soll heißen: Buloz') zu diesem Artikel findet sich folgende Stelle: „Sie war während einer Reihe von Jahren unsere fleißige Mitarbeiterin. Möge sie sich diese schöne Zeit in Erinnerung bringen und an das denken, was wir nicht vergessen haben. Sie wird gestehen müssen, daß, wenn sie allerdings unserer „Revue“ etwas Prestige verlieh, ihr andererseits ihre Umgebung und der Rath guter Freunde weder geschadet haben noch unnütz waren.“ Sei es nun, daß George Sand sich die Mahnung zu Herzen nahm, oder daß sie die ungünstige Kritik der berühmten „Revue“ für die Zukunft fürchtete, oder daß sie „als die Klügere nachgeben“ wollte — kurz, kaum ein Jahr nach dem grausamen Artikel Mazade's stand schon wieder ein Sand'scher Roman in der „Revue des deux Mondes“! Wahrscheinlich war sie aus eigenem freien Willen so lange fern geblieben, und die „Revue“ hätte eine Erneuerung der Verbindung mit ihr vielleicht längst gern acceptirt, wenn die Dichterin sich nur früher wieder genähert hätte. Wir wollen unsere Erzählung dieses merkwürdigen Verhältnisses einer Re-

daktion zu einer Schriftstellerin mit der Thatsache schließen, daß von 1858—76 in nicht weniger als 120 Heften der „Revue des deux Mondes“ eine grandiose Anzahl von Arbeiten aller Art aus der Feder George Sand's erschienen ist, unter denen „Le marquis de Villemer“, „Elle et lui“, „Pierre qui roule“, „Cadio“ und „Malgrétout“ am bekanntesten geworden sind. Die Beiträge der letzten zwei Jahre führen die Titel: „Flamarande“, „Ma soeur Jeanne“, „Le chêne parlant“, „La coupe“, „Marianne“.

Während der „Bruchperiode“ mit Buloz begann George Sand den Weg aller französischen Novellen- und Romanschreiber zu wandeln, d. h. sich der Bühne zuzuwenden, während sie sich bis dahin auf mehr oder minder ernste, bühnenunfähige dramatische Szenen und Fragmente beschränkt hatte. Alles in allem sind in Paris etwa zwanzig Stücke von ihr aufgeführt worden, von denen nur einzelne einen besonderen Erfolg hatten; die meisten sind charmante, gut gedachte und gut geschriebene Plaudereien, die aber in Romanen besser gefallen würden, als auf der Bühne. Selbst ihre hochpoetischen ländlichen Schauspiele sind größtentheils vergessen worden. Ihr Ruhm war, als sie das erste Bühnenstück geschrieben hatte („Cosima“), bereits so groß, daß man der ersten Aufführung desselben mit Spannung entgegensah und sich zu derselben in hellen Haufen drängte. Ihre Freunde erwarteten turbulente Szenen seitens der Gegner; aber theilweise lähmte die Achtung vor dem großen Namen der Verfasserin manches böse Vorhaben, theilweise hatte George Sand in dem Stücke alles, was hätte Anstoß erregen können, sorgfältig vermieden. Das Stück hatte aber dennoch keinen Erfolg. Erst 1849 mit „François le Champi“ und 1851 mit „Claudie“ — dieses erlebte 100 Aufführungen hintereinander — erzielte George Sand den ersehnten Ruhm als dramatische Schriftstellerin. Ebenso glücklich war sie nur noch mit dem dramatisirten „Marquis de Villemer“ (1861). Sie hat also im ganzen genommen doch nicht Unrecht gehabt, sich von den mehrfachen Mißerfolgen nicht abschrecken zu lassen. In „Les

vacances de Pandolphe" versuchte sie, die traditionellen Personen der italienischen Komödie in Frankreich heimisch zu machen. Dies gelang ihr ebenso wenig, wie das Experiment, Shakspeare's „Wie es euch gefällt" für die französische Bühne einzurichten. Der Grund ihrer Wirkungslosigkeit auf dem Theater liegt in ihrer Unbekanntschaft mit der Bühnentechnik. In ihren Romanen verstand sie, das Publikum zu spannen, auf der Bühne nicht. Es mangelte ihr, wie Charles Bigot treffend bemerkt hat, am „Theaterinstinkt."

Die Februarrevolution und die Einsetzung der Republik brachten stürmische Aufregung in George Sand's Leben und Denken und verleiteten sie, sich in ein Element zu stürzen, dem sie bis dahin ganz fern geblieben war: die Politik. Dieser widmete sie sich mit Feuereifer, ihren Hoffnungen und Wünschen freien Lauf lassend. Sie schrieb die Einleitung zu den Ledru-Rollin'schen „Bulletins de la république" sowie auf eigene Faust zwei „Lettres au peuple". Sie arbeitete an der Barbès'schen „Commune de Paris" mit und gründete selbst ein Blatt: „La Cause du peuple", das sie in Gemeinschaft mit Paul Rocherie füllte, von dem jedoch nur drei Nummern erschienen. Im Jahre 1850 übersetzte sie Joseph Mazzini's „Republik und Königthum in Italien". Im Jahre 1851 fürchtete sie nach dem Staatsstreiche für ihre Freiheit und ging daher auf kurze Zeit nach Brüssel. Dann aber kehrte sie nach Nohant zurück, sagte der Politik Lebewohl und bewegte sich wieder in ihrem alten literarischen Geleise. Es dauerte nicht lange, und abermals machte sie in ausgedehnter Weise von sich sprechen, diesmal infolge der Herausgabe ihrer Memoiren, die zuerst 1853—55 im Feuilleton der Emile de Girardin'schen „Presse" und dann (1855) als Werk in 20 Bänden erschienen. Wir müssen denselben einige Aufmerksamkeit schenken.

Die „Histoire de ma vie" ist an und für sich eine höchst interessante Erzählung, interessanter als mancher George Sand'sche Roman; aber als Selbstbiographie ist sie unbedingt zu verurtheilen.

Als solche ist sie einerseits sehr unvollständig und lückenhaft, andererseits zu sehr gespickt mit unnützen Details, die in einem Roman ganz gut am Platze wären, in einer selbstgeschriebenen Lebensgeschichte aber als werthlose und überflüssige Selbstgefälligkeiten abstoßen. So z. B. spricht sie von Eugène Delacroix und anderen für ihre Entwickelung unwichtigen Freundschaften mit ungebührlicher Ausführlichkeit, während einige ihrer wichtigsten und interessantesten Liaisons gänzlich oder nahezu totgeschwiegen werden. Sodann hat sie mit dem ihr doch nach Belieben zur Verfügung gestellten Raum gar zu willkürlich gewirthschaftet. Ihre Geburt geht erst im sechsten Bande vor sich; neun Bände werden von der Geburt bis zur Hochzeit ausgefüllt, also von einer Zeit, die sonst in fast allen Biographien wenig Beachtung findet. Beinahe der ganze Rest des Werkes behandelt die Epoche von der Heirath bis zur Scheidung, und für die Jahre von 1837—55 bleiben nur drei Kapitel übrig, und selbst diese haben äußerst wenig Bezug auf Sand's eigenes Leben, sondern enthalten mehr Kritiken über zeitgenössische französische Literatur und Schriftsteller, Meinungen über Religion, Kunst u. dgl. Freilich mag die Verfasserin Ursache gehabt haben, über manches zu schweigen und das der „Histoire" vorangestellte Motto: „Barmherzigkeit gegen andere, Würde gegen sich selbst", in häufige Anwendung zu bringen; aber das sind eben keine Prinzipien für Selbstbiographen, und George Sand hätte vielleicht besser gethan, ihr Buch, wie Goethe, „Wahrheit und Dichtung" zu nennen, um so mehr, als ohnehin vieles darin geeignet ist, ein ungläubiges Achselzucken hervorzurufen. Sie vermied offenbar mit Sorgfalt, zu halten, was der Titel versprach: eine Lebensgeschichte zu geben. Nicht nur das ernste, sondern auch das skandalliebende Publikum war enttäuscht. Obwohl sie gleich am Beginne schrieb: „Qu'aucun amateur de scandale ne se réjouisse: je n'écris pas pour lui" und sich damit für die Verschweigung gewisser Dinge einen Ablaßbrief ausstellte, kommt in dem Werke dennoch viel Skandalöses

vor, freilich nicht das Erwartete. Kurz, man fand allgemein, daß sie in diesen Memoiren zu viel über andere und zu wenig über sich selbst gesagt habe. Das Zuwenig haben wir bereits angedeutet. Der Hauptschwerpunkt des Zuviel liegt in der Behandlung der Eltern; während diese in Lebensbeschreibungen gewöhnlich mit ein paar Zeilen abgethan werden, hat George Sand auch hierin ihre Reformationslust gezeigt und ihren Eltern den beträchlichsten Theil ihrer Memoiren gewidmet. Statt wie andere Kinder über die Schande ihrer Eltern einen Mantel der Barmherzigkeit zu decken, kommt es ihr nicht darauf an, über ihre Mutter ausführlich zu sagen, was vorher Niemand wußte, wonach Niemand gefragt hätte und was für das Interesse ihrer Erzählung gar nicht nothwendig gewesen wäre. Hatte sich doch George Sand über Chateaubriand's „Mémoires" abfällig genug dahin ausgesprochen, dieselben seien ohne Moralität; nicht unmoralisch, aber ohne bonne grosse moralité: sie sind ein Gespenst in zehn Bänden, und ich fürchte, dies sei etwas zu lang." Ihre Memoiren haben aber 20 Bände, und was die „bonne grosse moralité" betrifft, so wollen wir nur bemerken, daß damit die Ausposaunung der Liebschaften von Eltern und Vorfahren wohl schwer zu vereinbaren ist, speziell wenn man über die eigenen schweigt. Mit staunenswerther Offenherzigkeit legt George Sand die ganze unsaubere Geschichte ihres Ursprungs klar; schon die Stelle: „L'accident de quitter le sein de ma mère m'arriva un mois après son mariage", muß den Leser als „noch nicht dagewesen" geradezu verblüffen. Ihre Entschuldigung ist die Aufstellung eines Systems von der „Erblichkeit der Eigenart". Diese Art, Darwin in's Handwerk zu pfuschen, ist jedoch sehr verdächtig, und viele haben nicht unrecht gehabt, das Buch „frivol", „eine industrielle Spekulation" Girardin's, „eine geschickte und indiskret hingeworfene Provokation für eine ungesunde Neugier" zu nennen. Und wenn wir finden, daß sie sagt: „Charakter ist größtentheils erblich: will daher der Leser den meinigen kennen lernen, so muß er zuerst den

meines Vaters studiren, und das kann so recht nur geschehen, wenn er einige Hunderte seiner Briefe liest," und wenn wir sehen, daß sie wirklich eine Unmasse von unbedeutenden militärischen Briefen ihres unbedeutenden Papas abdruckt, so werden wir auch jenen zustimmen müssen, die all' das nur als Ausrede für die Ausdehnung des Buches betrachten und dem letzteren das Epitheton „Triumph der Buchmacherei" beilegen. Aber wenn wir auch gewünscht hätten, dem größten Theil der „Histoire" lieber als einem Roman denn als einer Biographie zu begegnen, können wir die Vorzüge des Werkes und die vielen Schönheiten, die es besitzt, nicht wegleugnen. Dies betrifft hauptsächlich die zahlreichen darin enthaltenen psychologischen Beobachtungen und Enthüllungen, die von einem ganz außerordentlichen Talent in dieser Richtung Zeugnis ablegen. Die Gabe der George Sand, schwierige Seelenzustände zu schildern, grenzt oft an's Wunderbare, vornehmlich wo sie die allmähliche Entwickelung ihres Geistes, ihrer Begriffe und Fähigkeiten auseinandersetzt, und ganz besonders bei der ausführlichen Beschreibung ihrer Klosterzeit. Dies ist unbedingt der interessanteste und einer der merkwürdigsten Abschnitte des Werkes. Die Erzählung im allgemeinen und die Skizzen über die einstigen Klosterfreundinnen speziell überraschen durch die sich darin bekundende Vereinigung von Gefühl und Verstand. Wohl ist viel Romanhaftes dabei, aber auch sehr viel ruhiges Urtheil und nüchterne Würdigung von Charakteren. Sie spricht von ihren damaligen Freundinnen mit Wärme, ohne in thörichte Schwärmereien auszubrechen; man sieht, daß sie jene verstand. Die Schilderung Fannelly's gehört überhaupt zu dem Allerbesten, was George Sand je geschrieben; mit zarter Analyse zeichnet sie diese ihre liebste Gespielin, das blonde, heitere, offenherzige Mädchen. Hier wird man besonders lebhaft daran erinnert, daß George Sand neben der Leidenschaftlichkeit und Gefühlsfülle, die man als ihre Hauptmerkmale zu betrachten pflegt, auch einen starken Sinn für richtige und oft unparteiische, ruhige Beobachtung besitzt, dem

sie einen großen Theil ihres ungeheuern Erfolges zu danken hatte.

An dieser Stelle mag es nicht ohne Interesse sein, einige Sätze aus der obenerwähnten Kritik Charles de Mazade's („Revue des deux Mondes", Mai 1857) über George Sand's Memoiren anzuführen: „ . . . Von allen Experimenten, die ihre romantische Carrière ausfüllen, ist diese wortreiche, unbedeutende „Histoire" das seltsamste und unbegreiflichste. . . . Es ist eine Art Orgie der von sich selbst berauschten Persönlichkeit, ein Mißbrauch intimer Geheimnisse. . . . Erzählt sie ihr Leben ohne Rückhalt und Hehl? Das wäre ihr ganz unmöglich gewesen. . . . Infolge einer seltsamen Verkehrtheit machte sie aus ihren Memoiren nicht, was sie daraus hätte machen können, sondern schlug den anstößigen Weg intimer persönlicher Enthüllungen ein, und da sie nicht alles sagen konnte, setzte sie an dessen Stelle tausend Kindereien, gleichgültige, vulgäre Details. Sie machte es wie ein von alten Erfolgen zehrender, höherer Virtuose, der sich jede Freiheit nehmen darf. Sie improvisirte jeden Tag" (Anspielung auf das Feuilleton) „vor dem Publikum. . . . Sie vergißt ihre früheren Freunde und beurtheilt alle und alles vom Standpunkte einer knabenhaft anspruchsvollen Philosophie, die alles travestirt, selbst die naiven Szenen der Jugend. Mit ihrer freien und leichten Feder säbelt sie ihre Freunde, ihre Erinnerungen und — die Wahrheit nieder. . . ." Wir wiederholen, daß wir uns nicht erklären können, wie nach diesem Artikel der Buloz'schen Zeitschrift eine Aussöhnung mit George Sand zu Stande kommen konnte. Vielleicht gehen wir nicht fehl, wenn wir annehmen, daß dieselbe einer Intervention des ein halbes Jahr nach dem Erscheinen jenes Artikels verstorbenen Gustav Planche zu danken war; obschon wir aus den Memoiren ersehen, daß George Sand's Freundschaft mit Planche von kurzer Dauer gewesen, ging dieselbe doch nicht in Abneigung über. Im Gegentheil, sie spricht von ihm in lobenden Ausdrücken. Sie anerkennt, daß er ihr nützlich war; „indem er sich über mich lustig machte, zwang er mich, meine Sprache besser

zu studiren, und seine wenig mannichfaltige, aber sehr gehaltreiche, merkwürdig klare Konversation belehrte mich über eine Menge von Dingen, die meinem Fortschritt zu statten kamen". Sie erzählt, sie habe nach einigen Monaten angenehmen und interessanten Verkehrs die intimere Freundschaft mit ihm aufgeben und sich darauf beschränken müssen, ihn sehr selten zu sehen, denn diese Intimität hatte die Folge, daß sie der George Sand ein Heer von Gegnern schuf. Schon Delatouche zankte deshalb mit ihr, und alle, die Planche durch seine berühmten und gefürchteten Kritiken verletzt hatte, machten ihr ein Verbrechen daraus, daß sie ihn in ihrer Gegenwart empfing. Sie war durch das allmähliche Ausbleiben älterer Freunde mit Isolirung bedroht. „Es war unmöglich, mit einem solchen Kritiker befreundet zu sein, ohne als solidarisch mit seinen Ansichten betrachtet zu werden". Andererseits rührten sie sein unglückliches Naturell und seine große Anhänglichkeit an sie. Sie war unschlüssig; doch sagte sie, sie hätte nicht die Feigheit begangen, ihn aus Gefälligkeit für andere zu entfernen, wenn sein Umgang ihr nicht auch innerlich geschadet hätte. „Seine Melancholie, seine Theorien von allgemeinem Widerwillen, seine Abneigung gegen das laissez-aller des Geistes in Kunstsachen, endlich der Umstand, daß es großer geistiger Anstrengung und ausdauernder Analysirungsgabe bedurfte, um mit ihm plaudern zu können: all dies verursachte mir eine Art von Spleen, für die ich zur Zeit unserer Bekanntschaft ohnehin nur zu sehr disponirt war. Damals schrieb ich „Lelia" und war selbst niedergeschlagen. Ihn wegen seines traurigen Wesens zur Rede zu stellen, wäre grausam und ungerecht gewesen. Daher vermied ich lieber tiefe Diskussionen. . . . Ich fühlte, daß seine Psychologie nicht auf meine geistige Lage anwendbar war."

IV.

„Diese Frau", sagt Adrian Marx von George Sand, „hat in der Vergangenheit nicht ihresgleichen gehabt und wird wahrscheinlich auch in der Zukunft nicht ihresgleichen haben." Die Verantwortlichkeit bezüglich der Zukunft müssen wir Marx überlassen; was jedoch die Vergangenheit betrifft, stimmen wir ihm bei. Es hat außer ihr nur noch Eine Frau mit so umfassendem Geiste und so enormer Ausdrucksfähigkeit gegeben; und gewiß keine, die eine so fruchtbare und so glänzende Feder geführt hätte. Man kennt einerseits sehr fruchtbare, andererseits sehr treffliche Schriftstellerinnen, aber keine hat zugleich so viel und so gut geschrieben, wie George Sand. An Zahl ihrer Werke nimmt sie es ebenso mit fast allen Autoren auf, wie an Klassizität ihrer Schreibweise. Das ist aber nicht alles; auch ihr Leben ist viel merkwürdiger, als das ihrer meisten Kollegen und Kolleginnen, und in diesem Leben wieder spielen die seltsamen, extravaganten, unerklärlichen Vorfälle eine große Rolle. Einige Beispiele davon haben wir angeführt, andere mußten wir aus räumlichen Rücksichten übergehen; nun aber stehen wir vor einer Begebenheit, die alles andere an Seltsamkeit übertrifft, und die wir, soweit wir es im Stande sind, beleuchten wollen. Selbst in der modernen französischen Literaturgeschichte dürfte es kaum eine zweite ebenso anstößige Episode geben wie die Veröffentlichung von George Sand's „Elle et lui" und Paul de Musset's „Lui et elle", geschweige denn anderswo. Es handelt sich um George Sand's Verhältnis mit Alfred de Musset. Dieses Verhältnis ist noch in starkes Dunkel gehüllt. Man weiß faktisch nicht, was man davon denken soll, wenn man die „Lettres d'un voyageur" sowie „Elle et lui" und „Lui et elle" liest und damit die „Histoire de ma vie" vergleicht. In der letzteren berichtet George Sand über ihre italienische Reise, ohne zu erwähnen, daß sie dieselbe mit Musset machte. „Nach mehrtägigem Aufenthalt im Walde von Fontainebleau wünschte ich, wie alle

Künstler, Italien zu sehen." Sie erwähnt auch nicht, daß Musset mit ihr in Fontainebleau war. Nachdem sie erzählt, daß sie auf dem Schiffe Stendhal's Bekanntschaft machte und in Italien ankam, fährt sie fort: „Ich wurde dort bald müde, Bilder und Statuen zu sehen; die Kälte verursachte mir Fieber, die Hitze drückte mich, und ich wurde des schönen Firmamentes satt." Das ist alles — kein Wort von Musset. Erst in einem anderen Kapitel, wo sie von Venedig spricht, kommt dieser plötzlich dahergeschneit, und sie sagt von ihm ohne weitere Einleitung: „Musset erkrankte schwer am Typhus. Nicht blos die Achtung, die man einem schönen Genie schuldet, gebot mir, für ihn zu sorgen, und gab mir, da ich selbst krank war, unerwartete Kräfte, sondern auch die reizenden Seiten seines Charakters und die moralischen Leiden, die ihm gewisse Kämpfe zwischen seinem Herzen und seiner Einbildung bereiteten. Ich verbrachte 17 Tage an seinem Lager und schlief nur Eine Stunde täglich. Dann reiste er ab." Voilà tout! Und auch das nur, um sich ihrer Opferfähigkeit zu rühmen — sonst hätte sie den Namen Musset's vielleicht in den ganzen 20 Bänden gar nicht erwähnt. Wem das auffällt, den verweist George Sand darauf, einige ihrer Freunde — offenbar Anspielung auf Musset — hätten sie ersucht, statt sich auf ihren Takt und Geschmack zu verlassen, nicht auf gewisse Art über sie zu schreiben; da habe sie es lieber vorgezogen, sie womöglich stillschweigend zu übergehen; darin liege keineswegs Verachtung. Sonderbare Ausrede das, sehr sonderbar und — heuchlerisch!

Alles wäre jedoch in schönster Ordnung gewesen, wenn es George Sand nicht eingefallen wäre, kaum vier Jahre nach dem Schlusse der „Histoire de ma vie", 1859, in der „Revue des deux Mondes" den erwähnten Roman „Elle et lui" zu veröffentlichen. Liest man denselben unbefangen, ihn für ein Werk der Einbildung haltend wie andere Romane, so wird man sagen, „Elle et lui" sei ein halb skandalöses, halb erhabenes Buch, jedenfalls aber krankhaft, ungesund, ja unangenehm, und habe im Grunde

viel Aehnlichkeit mit „Indiana“. Die Hauptperſonen ſind ein Liebespaar von grundverſchiedenem Naturell. Die zärtliche, ſtillliebende, geduldige und tugendhafte Malerin Jacques leidet unendliche geiſtige Qualen von der Leidenſchaftlichkeit, Exzentrizität, Sinnlichkeit und Selbſtſucht des ſie raſend liebenden Malers Laurent de Faubel, der früher ein ausſchweifendes Leben geführt, aber ſich den Beſſerungsverſuchen der ihn ebenfalls liebenden Freundin unterworfen hatte. Dies platoniſche Verhältnis geht ſpäter in ein intimeres über, und die beiden machen eine Reiſe nach Italien. Sie bekommen Streit; er iſt ſogar einen Moment nahe daran ſie zu erſchießen. Dann wird er typhuskrank, und ſie rettet ihn durch ihre Pflege. Vorher hat ſie ſich von ihm getrennt und ſteht im Begriffe, ihre Hand dem edlen Amerikaner Palmer zu verſprechen, womit Laurent ganz einverſtanden iſt; er reiſt nach erlangter Geneſung nach Hauſe. Daſſelbe thut Thereſe Jacques, die in Paris vor ihrer Hochzeit ihre Angelegenheiten ordnen will, nachdem ſie in Venedig längere Zeit wegen Geldmangels zurückgehalten worden war. Laurent vergißt, daß er auf Thereſe kein Recht mehr hat, und beſucht ſie, um ſich neuerdings abermals ihre Liebe zu erbitten. Sie weint; Palmer kommt dazu, wird eiferſüchtig, Thereſe fühlt ſich dadurch verletzt, und aus der Heirath wird nichts. Dann wird ſie noch eine Zeit lang von Faubel mit einer heftigen, aber unangenehm ſtürmiſchen Liebe geplagt. Zwar enthält dieſes Buch viele gänzlich erfundene Zuthaten, und das Ganze klingt höchſt unwahrſcheinlich; aber es iſt dennoch kein Wunder, daß man es in Paris ſofort als ein Stück Selbſtbiographie auffaßte, geſchrieben zum Nachtheile des in ein frühes Grab geſunkenen Alfred de Muſſet. Die Geſchichte George Sand's und Muſſet's war darin zwar nicht ganz durchſichtig wiedergegeben, allein die Eingeweihten dachten: Sapienti sat. Muſſet's Bruder Paul war erbittert über dieſe Entſtellung der Thatſachen und veröffentlichte ein Jahr darauf „Lui et elle“ (1860), ein äußerſt intereſſantes Buch nach Inhalt und Stil viel geſunder als das Sand'ſche.

Es sollte, ohne die wahren Namen zu nennen, eine Erwiderung auf „Elle et lui“, eine Retourkutsche für George Sand sein. Die Umrisse der Handlung sind nahezu dieselben, nur sind die Details anders erzählt und die Charaktere der Hauptheldin umgetauscht und verschärft. Der geistvolle junge Musiker Edouard de Falconey macht bei einem Banket, das ein Verleger seinen Komponisten giebt, die Bekanntschaft von William Caze, was nur der männliche nom-de-plume der Komponistin der „Creolischen Lieder“ (Anspielung auf „Indiana“) ist. Sie verlieben sich, bringen einige Tage im Walde von Fontainebleau zu und reisen nach Italien. Sie bekommen Streit, da die Dame fortwährend lügt und ihm Grund zur Eifersucht giebt. Sie trennen sich; da aber Falconey krank wird, eilt sie wieder zu ihm und pflegt ihn. Sie söhnen sich wieder aus; sie fängt aber mit dem Arzt, dem hübschen Palmeriello, ein Verhältnis an (man sieht, daß sogar der Name fast beibehalten ist) und will Falconey in's Irrenhaus sperren lassen; später ist sie nahe daran, ihn zu erschießen. Die beiden reisen getrennt nach Hause, Palmeriello mit Caze. Plötzlich hört diese, Falconey wolle die Geschichte seiner italienischen Reise schreiben. Sie bekommt Furcht, giebt Palmeriello den Abschied, schrieb Edouard heuchlerische, liebeglühende Briefe, als ob sie ihn nie verlassen oder gekränkt hätte, und schneidet sich schließlich aus Verzweiflung das Haar ab, das sie ihm sendet. Er läßt sich bewegen, neuerdings mit ihr zu verkehren; neuerliche Lügen und Heucheleien ihrerseits jedoch veranlassen ihn, mit ihr gänzlich zu brechen. Kurz vor seinem Tode berief er seinen Freund Pierre (soll heißen: Bruder Paul) zu sich, übergab ihm einige Briefe von William Caze, worin diese ihre Vergehen gegen ihn offen und reumüthig gestanden hatte. Falconey bat ihn, davon Gebrauch zu machen, falls sie (Caze) es sich nach seinem Tode beifallen lassen sollte, ihn zu verleumden — eine Eventualität, die er bei ihrem Charakter voraussah. Der Freund versprach, einen solchen Verrath zu rächen und Edouard's Andenken wiederherzustellen.

„Ich habe seither gehört", schließt Paul de Musset ironisch sein Buch, „daß Pierre Wort gehalten hat." Die mächtige Wirkung, die diese paar einfachen Worte voll Hasses und Triumphes auf den Leser hervorbringen, war unbeschreiblich. Am Anfang des Buches, bevor Caze mit Falconey bekannt wird, wird jene beschuldigt, den jungen Jean Cazeau (Caze, Cazeau = Sand, Jules Sandeau), den sie los werden wollte, nach Italien geschickt und während seiner Abwesenheit, nachdem sie ihm unter einem lügenhaften Vorwande die Schlüssel zu seinem Sekretär entlockt, alle Briefe, die sie an ihn gerichtet hatte, gestohlen zu haben. Kurz, die bittere Feder Musset's macht aus George Sand das niedrigste, selbstsüchtigste, verderbteste Weib auf Gottes Erde; es ist wohl ebenso unwahrscheinlich, daß ein solches Geschöpf, wie daß eine Sand'sche Therese Jacques je existirt habe, wenn auch sowohl ein Falconey als ein Laurent de Faubel durchaus nicht unmöglich sind. Am allerwenigsten ist jemals eine Frau zu ihren Lebzeiten so scheußlich porträtirt und angeklagt worden, wie es in „Lui et elle" geschehen. Man mag, und viele thaten es, von George Sand niedrig denken, soweit ihr einstiges Privatleben in Betracht kommt; aber solche Dinge zu thun, deren sie da beschuldigt wird, war sie gewiß nicht im Stande. In einzelnen Punkten widerspricht Musset's Version der Sand'schen so klar, daß man zwischen den Zeilen liest: sie hat schändlich gelogen, und daß man nicht fertig wird, zu ergrübeln, wer recht hat, oder ob nicht beide übertreiben. Man kann kaum umhin, sich auf Paul de Musset's Seite zu neigen. Seine Schilderung ist nicht nur geschickt, originell, glänzend, kühn und künstlerisch; der abscheuliche Gegenstand ist nicht nur mit großer Delikatesse und Leichtigkeit behandelt; sondern die Erzählung ist auch in einem Tone geschrieben, der bei aller Bosheit den Stempel der Wahrheitsliebe an sich trägt, und die Details haben eine greifbare Aehnlichkeit mit denen, die aus Musset's Verhältnis zur Sand in die Oeffentlichkeit gekommen sind. Das kann man von der Erzählung in „Elle et lui" nicht

sagen. Wir glauben, daß Musset das Buch nicht ohne Grund geschrieben hätte, und der Umstand, daß George Sand niemals ein Wort darauf erwidert hat, ist äußerst bedenklich, denn sie mußte wissen, daß das Publikum die Beziehungen zwischen ihrem Roman und dem Musset'schen kannte. Aus dem letzteren würde man schließen dürfen, daß sie, Sand, sich darauf verlassen, Alfred habe ihr sämmtliche Briefe zurückgestellt, während er bei seiner Unordnungsliebe einige an sich behalten hatte, die nun sein Bruder veröffentlichte. Ob dem wirklich so ist und ob diese entsetzlichen Briefe echt sind, wollen wir dahingestellt sein lassen. Jedenfalls ist das Musset'sche Buch eine harte Strafe für George Sand, aber auch eine wohlverdiente, denn „Elle et lui" ist ein starkes Vergehen gegen die Gebote des Geschmacks, des Gefühls, der Moral und der Kunst. Dabei betrachten wir die Charakterisirung Laurent's (Alfred de Musset's) als nicht so verwerflich wie die Selbstidealisirung George Sand's als Therese Jacques, als edler Seelenarzt und Märtyrerin.

Seit diesem fatalen Zwischenfall hat unsere Heldin nur noch einmal ihre Zurückgezogenheit unterbrochen, und zwar während des Krieges von 1870. Von ihrem Schlosse aus schrieb sie einen Aufruf in friedlichem Sinne, der die Stelle enthielt: „Nur die Aufrechterhaltung des Friedens würde es ermöglichen, die schwebenden sozialen Probleme zu lösen und die Menschheit von dem doppelten politisch-religiösen Joche der Könige und Priester zu befreien." Aber der Schmerz, ihr Land zum dritten mal in ihrem Leben von ausländischen Truppen besetzt zu sehen, blieb ihr nicht erspart. So begab sie sich denn auf den Kriegsschauplatz; das Resultat ihrer dort gemachten Beobachtungen und Notizen kam in der „Revue des deux Mondes" zum Vorschein unter dem Titel „Journal d'un voyageur pendant la guerre". Diese Artikelserie zeigte leider, daß auch dieser feine Geist sich von chauvinistischen antideutschen Anwandlungen nicht zu befreien vermochte. Seither lebte sie in aller Ruhe und Stille auf ihrem

Schloſſe zu Nohant ein freundliches, glückliches Leben. Sie ſchlief nur ſechs Stunden täglich und arbeitete fortwährend ſo fleißig, als hätte ſie kein Brot im Hauſe. Sie liebte es, ihren Gäſten ihre neuen Manuſkripte vorzuleſen und hatte die Gewohnheit, allabendlich von 11—1 Uhr Domino zu ſpielen. Nur Sonntags wurde ſtatt deſſen eine öffentliche Vorſtellung für die Bauern gegeben, und zwar auf ihrem Haustheater, das ſie urſprünglich eingerichtet hatte, um darauf ihre Stücke zu probiren, bevor ſie in Paris zur Aufführung kamen, für das ſie aber ſpäter eine Reihe reizender kleiner Stücke ſchrieb, die in einem Bande unter dem Titel „Théâtre de Nohant“ erſchienen ſind. Oft wirkte ſie auf ihrer Bühne ſelbſt mit. Nach den Sonntagsvorſtellungen bewirthete ſie ſtets einen Theil der Zuſchauer an ihrer Tafel. Ueberhaupt war ſie gegen ihre Bauern und Armen höchſt freundlich und wohlthätig; ſie ſoll das ganze Einkommen von ihrer Beſitzung für humanitäre Zwecke verwendet und ſich auf das Erträgnis ihrer Feder beſchränkt haben. Jeder Unglückliche konnte bei ihr Troſt finden; in ihrer Gegend hieß ſie „unſere gute Frau“, und am 9. Juni 1876 floſſen gar viele Thränen, als ſich die Nachricht verbreitete, die „gute Frau“ ſei in der vorherigen Nacht aus dem Leben geſchieden.

George Sand durfte ein Alter von 72 Jahren erreichen u. mit dem Bewußtſein ſterben, ſich nicht nur nicht überlebt zu haben, ſondern auch einen unvergänglichen Ruhm in der geſammten ziviliſirten Welt zu hinterlaſſen. Leid thut uns nur, daß ihr Freund Victor Hugo, der berühmte Dichter, Romanſchreiber und Verfaſſer tragikomiſcher Anſprachen, an ihrem Grabe eine überſchwengliche, ſinnlos-phraſenhafte Rede verleſen ließ, in der unter anderem auch der pompöſe, aber werthloſe Satz vorkam: „George Sand iſt eine Idee; ſie hat in unſerer Zeit einen ganz einzigen Platz: andere ſind große Männer — ſie iſt das große Weib!“ Viel einfacher und vernünftiger ſagt Bigot: „George Sand wird nicht blos die Bewunderung der Literaturgeſchichte, ſondern auch deren Staunen erregen.“ Ja, das wird

sie, oder sie erregt es vielmehr schon lange. Sie ist ein geistiges Phänomen, auf das Frankreich mit Recht stolz sein kann. So viel Anmuth und Macht, so viel Phantasie und Kraft, ein solches Ensemble intellectueller Gaben hat vielleicht keine andere Frau an den Tag gelegt! Man vergleicht sie am besten mit der Natur. Wie diese, war auch sie unerschöpflich fruchtbar. Nahezu ein halbes Jahrhundert hindurch hat sie nicht aufgehört, regelmäßig zu produciren. Das Arbeiten war ihr Bedürfnis wie das Athmen. Abgesehen von ihren zahllosen Werken, die allein eine kleine Bibliothek bilden, war sie stets eine fleißige und treue Korrespondentin ihrer Freunde, und ihre Briefe hatten oft den Umfang von Bogen. Wie der Natur, waren auch ihr Mannigfaltigkeit und eine Art von Unbewußtheit eigen; sie gehorchte gleichsam einem inneren Triebe, von dem sie sich keine Rechenschaft ablegen konnte. Wie die Natur, konnte sie sich erneuern, ohne sich zu wiederholen. Wie die Natur, hatte sie eine Reihe successiver Evolutionen; jedesmal schuf sie eine Folge von Werken, die von einander alle verschieden waren, die aber dennoch dieselbe Inspiration und denselben Grundtypus zeigten. Sie gab denselben Roman mehrmals — „ein anderer und doch derselbe", um mit Freiligrath zu reden.

Sagen wir auch ein Wort über George Sand's persönliche Eigenschaften. Daß sie eine treffliche Mutter, Freundin und Wohlthäterin war, haben wir gesehen; fügen wir hinzu, daß außer der Herzensgüte die absolute Neidlosigkeit zu ihren besten Merkmalen gehörte. Die den echten Parisern so geläufige Kunst, auf den ersten Blick, bevor man an die Vorzüge eines Werkes denkt, dessen Fehler herauszufinden und anzudeuten, sich durch Betonung der Schwächen anderer ein überlegenes Air zu geben — diese Kunst übte sie fast niemals aus; stets lobte sie lieber, als sie tadelte, und den Werken von Freunden wie von Gegnern kam sie in der Regel unparteiisch entgegen. Sie war in ihrer Zeit eine große Schönheit, obzwar sie, bescheiden genug, in der „Histoire

de ma vie" schrieb: „Als Kind war ich stark und versprach eine Schönheit zu werden — ein Versprechen, das ich nicht gehalten habe. Daran war ich wohl selbst schuld, da ich im Alter, in dem die Schönheit blüht, die Nächte mit Lesen und Schreiben zubrachte"; sie fügt bei, sie habe niemals, um ihr Aeußeres zu schonen, ihren Neigungen eine Beschränkung auferlegt. „Meine Züge waren wohlgeformt, aber ich habe nie daran gedacht, ihnen Ausdruck zu verleihen." In der That war ihr Gesicht „eher schön als interessant", wie Heine bemerkte, der sich doch darauf verstanden haben mußte. Ihre Züge trugen das Gepräge einer griechischen Regelmäßigkeit. Die Stimme war matt und ohne Metall, jedoch sanft und angenehm. In der Konversation war sie gar nicht pariserisch; sie wußte den Geist nicht zu blenden durch Esprit, durch glänzende Wortspiele, unerwartete Einfälle, schlagfertige Antworten; diese geistige Fechtkunst war ihr unbekannt und sie sagte sehr selten etwas Witziges; auch in ihren Schriften findet sich wenig Humor. Sie neigte sich eher der Schweigsamkeit zu; sie zog es vor, andern zuzuhören und das Gehörte, da sie eine feine Horcherin war, in ihren Büchern zu verarbeiten. „Dein Geist arbeitet langsam", soll Musset in Bezug auf ihre Konversation zu ihr gesagt haben. Diese Art von Egoismus und Geiz ist jedenfalls ganz annehmbar. Ueber eine merkwürdige Eigenschaft, die übrigens vielleicht auch andere vielbeschäftigte Schriftsteller haben mögen, die George Sand uns aber ein wenig zu übertreiben scheint, wollen wir ihr selbst das Wort lassen: „Hätte ich nicht meine Werke auf einem Gestell vor mir, ich würde sie bis auf die Titel vergessen. Man kann mir einen halben Band eines meiner Romane vorlesen, und ich werde bis auf zwei, drei Hauptnamen nicht errathen, daß er von mir ist... Würde man plötzlich von mir eine Kritik über meine eigenen Werke verlangen, könnte ich bona fide antworten, daß ich dieselben nicht kenne; um etwas darüber sagen zu können, müßte ich sie erst aufmerksam lesen." Dies gibt sie auch als Grund an, warum

sie in ihren Memoiren über Werth, Inhalt und Tendenz ihrer Werke absolut kein Wort sagt; sie erwähnt kaum die Titel von einigen.

Gehen wir nun auf George Sand's schriftstellerische Individualität über. Sie brachte Romane hervor, wie der Apfelbaum Aepfel — „it's her nature to", würde der Engländer sagen —, ohne Anstrengung, aus innerer Nothwendigkeit. Sie schreibt nicht mit Mühe, sondern mit natürlicher Eingebung. Die Gedanken und Charaktere ordnen sich in ihrem Geiste wie von selbst und fließen ihr ebenso leicht in die Feder. Gerade jene Genies, die Meisterwerke auf solche Art hervorbringen, sind die bewundernswerthesten. Und hatte sie einmal etwas niedergeschrieben, so war es ihr unmöglich, es umzumodeln, zu feilen, ein Wort durch ein anderes zu ersetzen; das Radiren war ihr zuwider; die technischen Behelfe des Handwerks waren ihr fremd; sie war nicht im Stande, einen Satz kunstgerecht zu meißeln, auf die Glättung einer Phrase Sorgfalt zu verwenden. Gefällt ihr, nachdem sie eine Partie heute geschrieben, morgen etwas darin nicht, so wird sie in ihrem Manuskript keine Aenderung anbringen, sondern es zerreißen und nochmals beginnen. Dasselbe gilt von ihrer Dramatisirung eigener Romane; sie schreibt alles frisch und bringt dann oft nicht nur einen neuen Dialog, sondern auch neue Typen hervor. Bei einer solchen Schreibweise kann es nicht befremden, daß sich George Sand aus Details nicht viel macht. Es kommt ihr mehr auf das Ensemble an. Sie malt in großen Zügen und vernachlässigt alle kleinen Effekte, mit denen der Pinsel eines wissenschaftlich gebildeten Künstlers häufig so vielen Erfolg erzielt. Vor ihrem Gegenstande, in den sie sich gänzlich versenkt, vergißt sie sich und läßt ihrer Phantasie freien Lauf, die spielend eine Menge Geschichten, Vorgänge, Personen verwebt und eine mannichfache, reizende Welt schafft. Dazu kommt eine eigene Gabe für das Eingehen in das allmähliche Wachsthum der Leidenschaft, eine ideale, überwiegend spiritualistische Auffassung fast aller Dinge,

ein davon beinahe unzertrennlicher Hang zum Chimärischen und Utopischen, ein hoch entwickeltes Natur- und Kunstgefühl, und eine reine, kräftige, glänzende, wohllautende, bei sorgsamer Durchbildung sich frei und ungezwungen bewegende Sprache, die beredsam, aber nicht deklamatorisch, einfach, aber nicht trivial ist und das Nebensächliche dem Wesentlichen unterordnet. George Sand's Stil ist eigentlich undefinirbar und spottet jeder Analyse; man könnte allenfalls sagen: klar, knapp, magisch. Sie weiß ihn jeder Lage, jeder Idee anzupassen; ihm ist nichts fremd: weder die Erhabenheiten der Natur noch die süßen Ergüsse der Intimität, weder der Zauber der Liebe noch die Wuth des Hasses. Er ist in seiner Einfachheit und Kühnheit wunderbar geeignet, alles auszudrücken, alles fühlen zu lassen. Er ist reich und maßvoll, schadet dem Gedanken niemals durch das Bild und verliert nie seine Kraft. Die merkwürdig feine, reine Sprache scheint George Sand durch Intuition gehabt zu haben; mit Rousseau hat sie gemein die originelle Frische, die Liebe zur Musik und die Neigung, neue Worte und Redensarten anzuwenden; gleich ihm strebt sie in ihrer Schreibweise nicht nach falscher Vornehmheit und aristokratischer Haltung. Ihr Stil ist bald ernst, bald epigrammatisch; jetzt leicht und zart wie bei Voltaire, dann feierlich energisch wie bei Bossuet oder rhetorisch heftig wie bei Lamennais; aber stets kristallklar und sehr selten affektirt. Im ganzen genommen hat man nicht unrecht gehabt, ihre Prosa für die beste zu erklären, die in diesem Jahrhundert geschrieben worden ist. Jedenfalls ist der Stil in ihren ersten Werken der schönste, der je aus einer französischen Feder geflossen, und das will etwas heißen, denn jeder gebildete Franzose pflegt elegant zu schreiben. Man möge von dem Inhalt jener Werke aus den ersten 1830er Jahren denken, was man wolle: Thatsache bleibt, daß sie mit unerreichter Verve, Kraft, Harmonie und Anmuth geschrieben sind, und daß viele Stellen einen Zauber besitzen, der selbst in der Weltsprache Frankreichs beispiellos ist. Es gibt Stimmen, die geneigt sind,

„Lelia“ für jenes Prosawerk zu halten, welches „einen wunderbareren Stil hat als alle andern existirenden Werke“. Einen Hauch von Poesie fühlt, ein Murmeln von Musik hört man in diesen Seiten. Die Naturschilderungen darin übertreffen alles Dagewesene an Deutlichkeit bei wenigen Details; George Sand gibt kein Inventar, wie es Balzac und andere thun, sondern schildert so, daß der Leser dieselben Gefühle empfindet, die er beim Anblick der Szene selbst empfinden würde. Wir haben es da mit dem höchsten Triumphe der Kunst zu thun. Aber wenn auch George Sand's Erstlingswerke am glänzendsten geschrieben waren, so folgt daraus nicht, daß die späteren etwas zu wünschen übrig lassen, soweit der Stil in Betracht kommt. Im Gegentheil, es dürfte nur wenige Privilegirte geben, die sich ihre geistige Frische bis in ein so hohes Alter erhalten können. Trotz der ungeheuern und langen Thätigkeit hat sich unsere „bonne madame“ nicht ausgeschrieben, ihr Stil ist durchaus nicht ermattet; bis zu ihrem Tode goß sie in gleich interessanter Weise prächtige Erzählungen aus dem Füllhorn ihrer Feder, ohne sich je zu erschöpfen. Sie hatte in letzterer Zeit noch den Vortheil für sich, daß sie mit jugendlicher Frische und Lebendigkeit Reife des Talentes und der Anschauungen verband. Freilich verblaßte, je älter sie wurde, das Feuer ihrer Ideale und Tendenzen und machte einer ruhigeren Stimmung Platz; aber darunter litt ihr Stil niemals, und nirgends zeigte sich eine Abschwächung ihrer ungewöhnlichen Fähigkeiten. Recht hübsch nannte sie Paul Lindau „eine Art geistiger Ninon de l'Enclos“. Einige ihrer Werke aus den letzten zehn Jahren sind wahre Meisterstücke.

Wir haben soeben von George Sand's Naturschilderungen gesprochen. Dieser Punkt spielt bei ihr eine so hervorragende Rolle, daß wir uns dabei etwas länger aufhalten müssen, wollen wir ihrer Wesenheit gerecht werden. Wir haben gesehen, wie sehr unsere Dichterin von Kindheit auf die Natur liebte. In ihren Memoiren erzählt sie, wie sehr die Vögel ihre Lieblinge waren,

in welch intimen Beziehungen sie zu ihnen stand, welch große Freude sie hatte, als man ihr einst eine lebende Taube schenkte und wie sie diese als theuren Schatz betrachtete; wir wissen, daß sie nach ihrer Heimkehr aus dem Kloster mit Begeisterung zu Fuß oder zu Pferde über Stock und Stein, durch Wald und Feld des Berri zu streifen pflegte. In „La Daniella" schildert sie, welchen Trost es dem Helden der Geschichte gewährte, als er, in einem einsamen Schloß gefangen sitzend, eine Ziege füttern und dem Spiele der Schmetterlinge zuschauen konnte. In „Mauprat" führt sie uns das reizende Bild Edmée's, des jungen wohlgemuthen Mädchens, vor, wie es des ersten freien, zwanglosen Verkehrs mit der Natur genießt und, durch frische Luft, Körperübungen und den Anblick der herrlichen Szenerie angeregt, in die ersten Anwandlungen nachdenklicher Romantik verfällt. Aus alledem geht hervor, daß eine der schönsten Gaben George Sand's ein unvergleichliches Gefühl für Naturschönheiten ist. Auch auf die Beobachtung des menschlichen Lebens auf dem Lande hat sie sich allezeit verlegt. Thatsache ist, daß sie die große Stadt niemals liebte; so oft und so lange sie auch in Paris lebte, sie fühlte sich dort niemals recht behaglich. Die Boulevardsbäume galten ihr nicht als Bäume; ihre Lungen bedurften der Landluft, ihre Augen des unabsehbaren Horizonts. Nun denn, dieser echten und tiefen Liebe zur Natur, dieser Freude am Landleben verdanken wir einige kostbare Perlen von Novellen, abgesehen von den vielen glücklichen Naturbeschreibungen, die verschiedenen Szenen in den, wir möchten sagen „städtischen" Romanen der Sand zum Rahmen dienen. Es heißt, daß sie sich zum Schreiben dieser Serie dadurch veranlaßt gesehen habe, daß ihr Sohn bei der Lektüre von Saint-Pierre's „Paul et Virginie" weinte. Sie habe ihm damals versprochen, Geschichten zu schreiben, in denen wenig von Romanliebe vorkommen und alles glücklich enden solle. Sie hielt Wort, und so entstanden einige ihrer vollkommensten Werke, in denen sie keine großen Leidenschaften, sondern unschuldige Gemüthsregungen schil-

dert und bemüht ist, in den Grenzen des auf jedem Dorfe Möglichen zu bleiben. In „La petite Fadette“ — von Charlotte Birch-Pfeiffer als „Die Grille“ auf die deutsche Bühne gebracht — begegnen wir der Liebe von Zwillingsbrüdern zueinander, in „François le Champi“ der mütterlichen Liebe, in „La mare au diable“ der Liebe eines Mädchens zum kleinen Kinde eines Nachbars. „La mare“ ist allgemein als die reizendste dieser Reihe von Dorfgeschichten anerkannt worden; es ist ein kleines Drama, das wie ein Vergil'sches Hirtengedicht beginnt und mit der malerischen Beschreibung einer ländlichen Hochzeit endet. Der Strom, oder vielmehr das Bächlein dieser Erzählungen fließt mit einer unwiderstehlich fesselnden Ruhe dahin; die idyllischen und pathetischen Züge darin sind von ausgesuchter Schönheit, und der Adel der Sprache kann nicht genug gepriesen werden. Ein Anflug von Sentimentalität ist ganz passend gewählt. Alles zeigt eine hohe, sehr selten zu findende Vertrautheit mit den Vergnügungen, Neigungen, Charakteren des Dorflebens. Tausende von Lesern, die sich von der Republikanerin, Sozialistin und Reformatorin George Sand, von „Indiana“, „Lelia“ oder „Jacques“ abgewendet haben, die von den aufregenden Tendenzen und Theorien der Sand'schen Sturm- und Drangperiode nichts wissen wollten, fanden inniges Entzücken in der Lektüre ihrer ländlichen Novellen. So war diese Frau denn im Stande, jedem etwas zu bieten und allen zu gefallen.

Hierher gehört auch der Roman „Jeanne“ (1837), der einen Uebergang zu jenen Dorfgeschichten bildet. Er spielt zwar schon gänzlich auf dem Lande, ist aber noch nicht ganz im Bereiche der Realität gelegen. Manche halten dieses Buch für meisterhaft und entzückend rein, andere für schwach; den meisten wird es wohl als leicht gelesenes und leicht vergessenes Werk erscheinen. Diese phantastische Erzählung beruht auf den seltsamen Abergläubigkeiten der Bauern Mittelfrankreichs. Die Heldin ist eine Art Johanna von Orléans, die nicht heirathen will, da sie sich von einigen müßigen Reisenden einreden läßt, sie sei vom Himmel zu etwas Höherem berufen. Sie gelobt Keuschheit,

Armuth und Demuth. Dieſer Charakter wird geſchickt durchgeführt; wenn die Verfaſſerin aber ſagt, Jeanne ſei „eine jener Geſtalten, die man noch zuweilen auf dem Lande findet und die ſo bewundernswerth und myſtiſch ſind, daß ſie für ein goldenes Zeitalter gemacht zu ſein ſcheinen“, ſo iſt es ſchwer, hiermit übereinzuſtimmen. Die Keuſchheit Jeanne's hört auf, ideal zu ſein, da ſie gänzlich mit ihrer Unwiſſenheit zuſammenhängt; wo es keine Leidenſchaften gibt, kann man leicht tugendhaft bleiben; Naivetät iſt nicht mit Größe und Würde identiſch. Bei allen Vorzügen haben die Sand'ſchen Dorfgeſchichten, wenn man genau zuſieht, einen Fehler: ſie ſcheinen nur einfach zu ſein, ſind es aber in Wirklichkeit nicht. Es herſcht in ihnen jener George Sand'ſche Geiſt, den George Sand niemals verleugnen konnte; alte George Sand'ſche Ideen miſchen ſich wie Schatten mit den anmuthigen Schilderungen, George Sand'ſches Raffinement tritt neben glücklicher Inſpiration auf, die friſcheſten Bilder werden zuweilen von George Sand'ſcher Sophiſtik eingeleitet. Eine kleine Lelia oder wenigſtens eine Conſuelo en miniature ſteckt ſelbſt in der kleinen Fadette mit ihren vagabondirenden Sitten, ihrem Stolz, ihrem allwiſſenden Geiſt, dem Magnetismus, den ſie auf ihre Umgebung ausübt, — in Fadette, die abends ihre Thränen trocknet, um ihr Herz vor Landry auszuſchütten. Die George Sand'ſchen Bauern ſind für Bauern zu ſubtil. Dies zeigt ſich am deutlichſten in „Les maîtres sonneurs“, einem ebenfalls ländlichen, übrigens prächtigen Roman.

V.

Wir müſſen wiederholen, daß, wenn man die eigentlichen Sand'ſchen Tendenzen beurtheilen will, man die neuere Periode ihrer Wirkſamkeit außer Acht laſſen und ſich auf die älteren beſchränken kann. Die zu dieſer Beurtheilung nöthigen Romane laſſen ſich in mehrere Gruppen theilen, wie: Naturſchilderungen, Künſtlerromane, Eheromane, eigentliche Liebesromane — von Liebe handeln

übrigens alle —, mystische Romane, soziale Romane u. s. w. Einige Werke gehören gleichzeitig mehr als einer Gruppe an. Die hauptsächlichsten Natur-, mystischen („Lelia", „Spiridion", „Consuelo", „Sept cordes de la lyre") und Eheromane („Indiana", „Valentine", „Consuelo") haben wir bereits skizzirt. Es erübrigt uns, bevor wir zur Prüfung des moralischen Charakters der Sand'schen Schriften übergehen, nur noch, einige ihrer übrigen Romane ins Auge zu fassen.

Wenn in einer Liebesgeschichte ein verheirathetes Weib eine Liebhaberrolle spielt — was hat mit dem Gemahl zu geschehen? In der Regel hilft sich der Autor damit, daß er ihn dumm, lächerlich oder verworfen darstellt, und George Sand selbst hat derlei Auswege in „Indiana" und „Valentine" gewählt. Aber toujours perdrix, das geht ja nicht; es muß auch ehrenhafte, würdige, zärtliche, edle Ehemänner geben. Wie nun, wenn ein solcher Mann merkt, was mit seiner Frau vorgeht? George Sand, die vor keinerlei Schwierigkeit zurückschreckt, steht auch diesem Problem gerüstet gegenüber und klärt uns in „Jacques" und „Monsieur Antoine" über ihre Ansichten hierüber auf. Der Held des erstern, 1834 erschienenen Buches heirathet im mittlern Mannesalter ein junges Mädchen, das er leidenschaftlich liebt, das sehr gutmüthig ist und sich alle Mühe gibt, ihn wiederzulieben. Dies könnte ihr vielleicht gelingen, aber ganz behaglich fühlt sie sich doch nur in Gesellschaft Octave's, eines jungen Mannes in ihrem eigenen Alter. Mit ihm bespricht sie ganz freimüthig und unparteiisch den schönen Charakter und das Benehmen von Jacques; das junge Paar ist einig in hoher Bewunderung und Verehrung für ihn; sie können sich aber nicht entschließen, ihn nicht mehr zu hintergehen — ihre Liebe ist unbezähmbar. Jacques weiß alles und sieht, daß er überflüssig ist. Er bedauert, daß die Gesetze der „Gesellschaft" ihm nicht erlauben, ruhig zuzusehen und, wie er gern wollte, die Vereinigung seiner Frau mit ihrem Galan zu segnen. Er sieht daher keine andere Wahl als

den — Selbstmord; das Dumas'sche Tuez-la ist hier durch Tuez vous-même ersetzt. Dieser Selbstmord hätte nicht aus Kränkung über die Treulosigkeit der Gattin zu geschehen — ein Fall, der hier und da wirklich vorkommt —, sondern aus purem Edelmuth, um den Liebenden jedes Hindernis aus dem Wege zu räumen, Jacques' Großmuth geht aber noch weiter: er will den Leutchen, die ihn hintergehen, sogar die Gewissensbisse ersparen, die sie haben müßten, wenn sie sähen oder ahnten, er habe sich für sie geopfert. Er arrangirt daher die Sache so, daß man glauben mußte, er sei von dem schroffen Felsen, an dessen Abhange man seine Leiche fand, zufällig herabgestürzt. Viel anmuthiger und nicht von Verlust eines Menschenlebens begleitet ist die Lösung in „Le péché de Monsieur Antoine" (1846). Hier erlauben die Umstände dem Manne, jenen Schritt zu thun, von dem George Sand wünschte, er möge allen Ehemännern frei stehen. Dies kommt auf merkwürdige Art zu Stande. Der Mann lebt seit langen Jahren getrennt von seiner treulosen Gemahlin, welche mit einer illegitimen Tochter bei ihrem Geliebten lebt. Eines Tages kommt Gilberte, bereits ein erwachsenes Mädchen, durch Zufall in das Haus des „beleidigten Gatten" und sieht dort zu ihrer Ueberraschung ein Porträt ihrer Mutter. Sie weiß nichts von Ehebruch, macht die Bekanntschaft des Hausherrn, erfährt den Sachverhalt und — bringt eine allgemeine Aussöhnung zu Stande. Der Beleidigte verzeiht seinem Nebenbuhler und seiner Frau, und die vier Leutchen führen schließlich ein glückliches Leben zusammen. Die Moral beider Bücher wäre also: Tödte dich, um niemand zu belästigen, oder — noch besser — vergib und vergiß, wenn du kannst. Auf den ersten Anblick ist das garnicht übel, in Wahrheit aber weder schön noch gut, sondern lächerlich und falsch. Aber man darf nicht vergessen, daß diese Lehren eine Wahlverwandtschaft haben mit vielen Gedanken und Gefühlen, die weder unwahr noch verderbt sind; sie gehören zu jenem Strom von Anschauungen, welche Merkmale der modernen Gesellschaft sind. „Le péché de Mon-

sieur Antoine" ist der hervorragendste der Sand'schen sozialen Romane, sowol nach Inhalt als nach Stil. Die Szene im Berri ist schön gegeben; alles wird von ländlicher Frische durchhaucht; selbst die handelnden Personen sind sehr malerisch geschildert. Jean Jappeloup ist ein pittoresker Bauer von vagabondirenden Gewohnheiten, rohen Manieren, aber mit zartem Gefühl und gesundem Menschenverstande; Hand in Hand mit seinen starken Vorurtheilen und seinem Haß gegen manches gehen warme Neigungen. In dem Titelhelden sehen wir einen dem Landleben anhängenden, sorglosen, abstrakten, freien, vertraulichen, seine Würde jedoch nicht ganz verlierenden Mann; in Janille eine alte scharfsichtige Dienerin, etwas tyrannisch, wie solche Lieblingsdienerinnen zu sein pflegen, auch etwas zänkisch, aber herzlich und liebenswerth genug. Eine ähnliche Gestalt ist die Katharine in „Elle et lui". Auch der wunderbare Monsieur de Boisguillaut und der kalte, hartherzige, eigensinnige Fabrikant Cardonnet sind trefflich gezeichnet.

Ein sozialer oder vielmehr sozialistischer Roman in anderer Hinsicht ist „Le Compagnon du tour de France" (1840). Mit diesem begann George Sand sich in die neue Richtung zu stürzen, die schon ein Jahr darauf zu ihrem Bruche mit der „Revue des deux Mondes" führte. Dieses Buch ist gegen die Gesellschaft im Namen der Gesellschaft gerichtet. Wer es liest, möchte glauben, daß nur ein verehrliches Proletariat edel, vernünftig, kunst- und schönheitssinnig sein könne; die Bürger und die höheren Stände werden wegwerfend behandelt. Der Tischler Huguenin und sein Freund der Korinther konzentriren in sich alle erhabenen Eigenschaften; der eine ist der beste Mensch, der andere der größte Künstler. Die vorgebrachten Ideen sind ganz à la Pierre Leroux. Aehnliche soziale Gedanken werden in „Horace" (1841), „La comtesse de Rudolstadt" (1842), „Le meunier d'Angibault" und andern Werken aufs Tapet gebracht. Die vierziger Jahre

waren bei George Sand eben die Zeit des „überspannten Weltverbesserungswillens“.

Um auf die Eheromane zurückzukommen, wollen wir sehen, wie es mit dem der George Sand oft gemachten Vorwurf aussieht, daß sie die Abschaffung der Ehe angestrebt habe. Ja und nein, je nachdem man die Sache auffaßt; sie wollte allerdings die Ehe, wie sie heute existirt, gern aufgehoben wissen, aber sie dachte nicht daran, Libertinismus, Kommunismus oder Polygamie an ihre Stelle zu setzen, sondern nur eine andere, bessere Ehe. Sie sieht ein, daß ihr Wort kein genügendes Mittel ist, Vorhandenes zu vernichten, aber sie hat ein Recht, gerade wie andere Dichter von Bedeutung es haben, die Nachtheile des Vorhandenen aufzudecken und dadurch zu dessen Verbesserung beizutragen. Daß aber das französische Heirathssystem seit der Aufhebung der Sklaverei das elendeste, erniedrigendste Institut ist, steht fest. Selbst die unbeugsamsten Anhänger der Unlöslichkeit der Ehe müssen zugeben, daß die französischen Ehegesetze infam sind und daß jedermann wohl thue, sie anzugreifen. Wie wäre es also einer George Sand, die keine Quäkerin, sondern eine leibhaftige echte Französin war, zu verargen, wenn sie den Jammer, den die heutige Einrichtung der Ehe im Gefolge hat, mit ihrem ganzen Feuer denunzirt! Die Gesetze bevorzugen den Mann und machen bei ihm die Untreue viel verzeihlicher als auf der weiblichen Seite. Ist es George Sand übel zu nehmen, wenn sie dies als Ungerechtigkeit hinstellt, für die Frauen ähnliche Rechte in Anspruch nimmt und erklärt, daß der Egoismus nicht nur die Gesellschaft im allgemeinen, sondern auch das eheliche Glück ruinire? Ist es nicht vielmehr ganz richtig, sich gegen das Konvenienzsystem aufzulehnen? Allerdings verficht George Sand ihre Sätze zuweilen so, daß man zu dem Glauben verleitet wird, sie kämpfe gegen die Ehe als solche im Prinzip an; aber man darf ihr ein wenig Extravaganz verzeihen — hat es doch noch keinem französischen Reformator, ja fast keinem großen fran-

zösischen Schriftsteller hieran gemangelt. Wenn man näher zusieht, wird man leicht finden, daß George Sand nicht das Institut selbst angegriffen hat, sondern nur dessen Fehler und Uebelstände. Deshalb sind die Ehen ihrer Romane in der Regel unsittlich geschlossen, d. h. Konvenienzehen. Die Schilderung des entstehenden Unglücks bildet den Inhalt eines jeden dieser Romane in erster Reihe gleichsam als Einleitung, an die sich dann die Antithese schließt; George Sand zeigt da die wahrhaft sittliche Ehe als Gegensatz zur anderen und streitet eifrig dafür. Sie weist die Mängel unserer sozialen Verhältnisse nach, zeigt, wie sie zu beseitigen und welche Wege zur Erzielung einer höhern Bildung von Mann und Frau einzuschlagen seien, und stellt als Resultat eine Idealehe hin, die man bisher nur sehr selten verwirklicht sehen kann. Das Konventionelle weist sie als Feind des Sittlichen, als zur Unsittlichkeit verleitend, entschieden zurück und verlangt freie Wahl durch Liebe, weil sie weiß, daß Liebe die bindendste Fessel ist. Sie verlangt, daß die Ehe kein Handel, sondern ein unmittelbarer Zug des Herzens sei. Sie eifert gegen Roheit, Gleichgültigkeit und Leichtsinn und nimmt an, daß eine aus der Harmonie der Charaktere hervorgehende Ehe nothwendigerweise jene Sittlichkeit ergeben müsse, nach der sich alle ihre Heldinnen sehnen. „Hinweg mit den rohen Eiden und den rohen Gesetzen!“ läßt sie Consuelo ausrufen. „Laßt der Ehe das Ideal und bindet sie nicht durch die eisernen Ketten des Gesetzes! . . . . Und wenn ihr erkennen könnt, daß es nicht Habgier, Eitelkeit oder Sinnenrausch ist, was euere Söhne und Töchter zusammenführt; wenn ihr überzeugt seid, daß sie die Größe ihrer Pflichten und die Freiheit ihrer Wahl begreifen, dann erlaubt ihnen, einander anzugehören. Aber achtet wohl auf meine Worte: Der Schwur sei eine religiöse Erlaubnis, eine Ermahnung, nie ein Gebot, eine Verpflichtung, ein Gesetz mit Drohung und Züchtigung, eine auferlegte Sklaverei mit Skandal, Gefängnis und Ketten für den Fall eines Ver-

gehens. Die Ungleichheit der Rechte beider Geschlechter, eine durch die öffentliche Meinung eingeführte Pflichtverschiedenheit, der falsche Unterschied der ehelichen Ehre und all die abgeschmackten Begriffe, die das Vorurtheil infolge schlechter Institutionen geschaffen, müssen den Glauben erkälten und den Enthusiasmus der Gatten vernichten." An diesen Auslassungen ist keine Silbe tadelnswerth. Wie sehr George Sand mit den ihr gemachten Vorwürfen, sie wolle den Libertinismus statt der Ehe, unrecht gethan wird, geht am besten hervor aus folgenden Stellen in ihren „Lettres à Marcie": „Seltsames Heilmittel für die Verderbtheit der Gesellschaft, der Zügellosigkeit Thür und Thor zu öffnen! Nur das Ausharren im Bereich der Moralität erhöht den Menschen. . . . Alles, was darauf ausgeht, die Wünsche und Begierden festzustellen, zu fixiren, die Zuneigungen und das Verlangen einzudämmen, geht darauf aus, ein Paradies auf Erden zu schaffen. . . . Die von einigen Saint-Simonistischen Weibern angestellten Versuche, in der Freiheit Vergnügen zu finden, sind gefährlich."

Wie zur Ehe, ist George Sand's Stellung auch zu den übrigen Punkten der Frauenemanzipation durchaus nicht so revolutionär, wie viele glauben — besonders solche, die ihre Tendenzen blos vom Hörensagen kennen, ohne sich die Mühe zu geben, dieselben selbst zu prüfen; im Gegentheil, ihre Ideen sind da ganz gesund und maßvoll und zeigen, daß unsere Autorin auch in dieser Hinsicht den Saint-Simonistischen Doktrinen über die Mission der Frauen entgegentrat, sowie daß sie nur von einem stark entwickelten Gerechtigkeitsgefühl geleitet ward. Die Thatsache, daß dem einen Geschlecht alles, dem andern nichts erlaubt ist, war ihr schmerzlich und sie wirkte für das Aufhören einer solchen Unterordnung, ohne jedoch unvernünftige Forderungen aufzustellen. Auch hierfür finden sich die besten Belege in den „Lettres à Marcie".

Trotz der großen Zahl der Romane George Sand's herscht in ihren Charakteren weniger Mannichfaltigkeit, als es den

Anschein haben mag. Sie nuanzirt zwar sehr geschickt, reproduzirt aber, im Grunde genommen, einen und denselben Charakter häufig. Ganz hervorstechend ist ihre Neigung, untergeordnete Männer neben höhere Frauen zu stellen. Es ist ihr Steckenpferd, ihre Liebhaber so unbedeutend als möglich zu machen; dieselben sind zwar oft hübsch, poetisch oder geistreich, besitzen aber in der Regel keine Individualität, es sei denn höchstens eine unvortheilhafte. Ein solcher Mann ist Horace Cazalès in „Rose et Blanche", oder Raymon de Ramière in „Indiana", der wohl Indianens Herz gewinnt, der uns aber als tief unter ihr stehend, als kleinlich, furchtsam und selbstsüchtig vorgeführt wird, oder Lansac in „Valentine", der sich nach dem Maßstabe der Gesellschaft ganz gut gegen Valentine benimmt, aber doch nur einer jener Dutzendmenschen ist, die dem hohen Liebesideal der Verfasserin, resp. ihrer Heldinnen, nicht entsprechen. Ein anderer schwacher Liebhaber erscheint uns in „Horace". Diese sonderbare, nicht sehr ansprechende Erzählung ist ein schlagendes Beispiel von jenem gänzlichen Aufgeben konventioneller Rücksichten seitens George Sand's, wenn sie Tugend und Laster abwiegt. Die einzige respektable Person ist eine Grisette, die fortwährend mit viel Edelmuth, Diskretion und Selbstachtung handelt. Ihr steht die Liebe eines eiteln, phantastischen Studenten gegenüber, die zwar für den Moment aufrichtig, im Grunde aber nichts ist als hohler Egoismus. Nachdem Horace ein Werk von Musset gelesen hatte, betrachtete er seine Martha, die recht eigentlich ein einfältiges, zärtliches, hübsches Schenkmädchen vom Lande war, als eine der gefährlichen filles d'Ève jenes Autors. Las Horace etwas von Jules Janin, erschien ihm Martha als elegantes, kokettes Modeweib. Dann las er Dumas und erkannte in ihr eine Tigerin, zu deren Bewältigung er selbst ein Tiger sein müsse. Und als er schließlich zu Balzac kam, hielt er sie für eine geheimnisvolle Schönheit, bei der jedes Wort und jeder Blick eine tiefe Bedeutung habe. Die Folge dieser vielseitigen Betrachtungen ist, daß er Marthens über-

drüssig wird und sie so grausam behandelt, daß sie ihn verläßt. Gewissensbisse lassen ihn befürchten, sie habe sich ein Leid angethan; doch läßt er sich von einer aristokratischen Kokette und einem vornehmen Wüstling beruhigen, die ihm sagen, der Selbstmord seiner Geliebten könne ihm zu großem Vortheile gereichen, indem er dadurch dem schönen Geschlechte unwiderstehlich gemacht werde. Im Hintergrunde ist die trübe Gestalt eines erhaben gesinnten Kellners sichtbar, der, im Gegensatze zu dem wankelmüthigen Studenten, Marthen die ganze Zeit hindurch aufrichtig geliebt hat.

In „Lucrezia Floriani" ist der unvollkommene Liebhaber von einer ganz andern Seite aus betrachtet. Prinz Carol liebt wohl voll, ganz und konsequent, aber unvernünftig. Der leitende Gedanke des Buches ist, daß ein Weib nicht glücklich sein könne bei einer mehr weibischen als männlichen Liebe eines Mannes, sei diese auch innig und selbstlos. Carol liebt um der Liebe willen und nichts könnte ihn davon abbringen, während der als Gegensatz eingeführte Salvator, ein gutherziger, heiterer Weltmann, zu lieben aufhört, wenn er in der Liebe das Glück nicht findet, das er sucht. Carol aber, in seiner Gier, Lucrezia's ganzes Wesen für sich allein zu besitzen — zum Lohne dafür, daß er nur für sie lebt —, schneidet sie von allen Vergnügungen ab. Auf das Geringste, was sie für andere thut, ist er eifersüchtig; riecht sie an einer Blume, hebt sie einen Stein auf, fängt sie Schmetterlinge für ihr Kind oder streichelt sie den Hund, so denkt er sich: „Alles gefällt ihr und unterhält sie; alles liebt und bewundert sie; sie kann also mich nicht lieben, der ich doch nichts außer ihr sehe, bewundere, liebe und verstehe. Ein Abgrund liegt zwischen uns." Diese krankhafte Liebe und diese noch krankhaftere Eifersucht bilden für seine Geliebte — die übrigens großherzig ist, ihn liebt und sich seinen Qualen nicht entzieht — einen langsamen Tod. Sie geht an den geistigen Nadelstichen Carol's zu Grunde. Dieses Buch ist ein seltsames Stück Psychologie.

In „André“ (1835) lernen wir Geneviève kennen. Dieses arme Mädchen ohne Verwandte, Freunde und Erziehung lebt einsam auf einem kleinen Dorfe von dem Ertrage künstlicher Blumen, die sie fertigt, während sie es liebt, zu ihrer Erholung auf dem Felde natürliche zu suchen. Von diesem Naturkinde mit seiner Einfachheit, Zurückgezogenheit und Pflanzenliebe wird uns ein anziehendes Bild entworfen. Auf ihren Ausflügen begegnet Geneviève einigemal André, dem Sohn eines benachbarten Edelmannes. Er entbrennt in Liebe für sie, die durch Zartheit und Bescheidenheit seine Leidenschaft dämpft. Sie liebt ihn ebenfalls, denn er ist eigentlich schüchtern und liebenswürdig. Da sie sehr lernlustig ist, ertheilt er ihr Unterricht, und bald wird aus dem Lehrer ein Liebhaber. André's gebieterischer, brutaler Vater widersetzt sich der Vereinigung des Paares. André ist unentschlossen und moralisch feig. Hier ist die George Sand'sche Frau dem George Sand'schen Manne ebenfalls überlegen; Geneviève's Energie erwacht angesichts der Hindernisse. Sie dringt an das Lager des an Herzeleid erkrankten Jünglings, besiegt den rohen Vater durch Würde und Entschlossenheit und giebt André infolge sorgfältiger Pflege die Gesundheit wieder. Alsdann heirathen sich die beiden, werden jedoch von dem aufgebrachten Edelmann verbannt und leiden Noth. Der schwache André kann sich nicht einmal dazu aufschwingen, seinen Vater um Auslieferung seines eigenen kleinen Vermögens anzugehen, und läßt sich von Geneviève's Arbeit ernähren, bis diese an Ueberarbeitung stirbt.

Ein weiteres Beispiel von Frauenadel und von Werthlosigkeit des Mannes, gleichzeitig aber auch von der Lächerlichkeit des Ausschlusses der Frauen von dem Genusse gewisser zivilrechtlicher Vortheile, ist der Roman „Gabriel“, der zu den weniger bekannten Werken der George Sand gehört. Der alte italienische Fürst Julius Bramante hat zwei Söhne, Julien und Octavio. Mit letzterem verträgt er sich nicht und wünscht daher, daß sein Titel und Vermögen auf ersteren übergehe. Julien ist aber kinderlos,

während Octavio einen Sohn besitzt, auf den nach Julien's Tode die Erbschaft denn doch hätte kommen müssen. Endlich erhält auch Julien ein Kind, jedoch ein Mädchen und ist somit von der Erbfolge gesetzlich ausgeschlossen. Kurz darauf stirbt Julien, desgleichen seine Frau. Der Alte, dem es um jeden Preis darum zu thun ist, seinem andern Sohn ein Schnippchen zu schlagen, besticht des kleinen Mädchens Amme, damit sie dieses für einen Knaben ausgebe, dem nun der Name Gabriel beigelegt wird. Großpapa schickt die kleine Enkelin auf eins seiner entferntesten Güter, wo sie als Knabe gekleidet, behandelt und unter der Anleitung eines alten Lehrers und zweier Diener erzogen wird. Man versteht es, das Geheimnis ihres Geschlechtes von ihr fern zu halten; man lehrt sie sogar, die Frauenwelt zu verachten.*) Der Plan gelingt vollkommen; sie ist offenherzig, muthig, in allen männlichen Uebungen bewandert und ahnt nichts; erst am Tage ihrer Großjährigkeit, da sie das Erbe ihres längstverstorbenen Großvaters antreten soll, entdeckt man ihr die Wahrheit. Edeln Gefühles beklagt sie den Betrug, dessen unschuldiges Werkzeug sie gewesen, und das Unrecht ihres Großvaters gegen ihren Cousin. Sie behält vor der Welt ihren Namen und ihre männliche Kleidung bei, begiebt sich aber auf die Suche nach ihrem Vetter, dem rechtmäßigen Erben des Bramante'schen Vermögens, um ihn für die Bosheit des alten Fürsten zu entschädigen. Astolphe ist ein Springinsfeld, der infolge seiner thörichten Verschwendungssucht fortwährend in Schwierigkeiten steckt, aus denen ihn sein offener, muthiger Geist sowie seine schönen Talente kaum befreien können. Gabriel — jetzt Gabriele — findet ihn in den Händen von Räubern und rettet ihn. Als er hört, wer der Ankömmling sei, will er die angebotene Freundlichkeit ablehnen; doch läßt er sich von ihrem Edelmuth schließlich so rühren, daß er die Hälfte des Vermögens

*) Es ist dasselbe Motiv, welches Friedrich Halm in seinem Drama „Wildfeuer" behandelt hat.

annimmt. Die Cousins werden Freunde und lange wahrt Gabriele das Geheimnis ihres Geschlechts; als sie sich aber in Astolphe verliebt und dieser wieder zu seinem jungen Freunde eine sonderbare Zuneigung fühlt, die er sich nicht erklären kann — da kommt die Wahrheit an den Tag. Man macht sich Geständnisse und heirathet. Später benimmt sich Astolphe unschön und der Rest der Erzählung — in Form eines Dialogs geschrieben — ist überreich an Variationen über das Lieblingsthema der Verfasserin: hier über den Undank, mit dem Männer die Liebe, Großmuth und Opferfähigkeit ihrer „bessern Hälften" zu vergelten pflegen.

Diese Neigung George Sand's, die Frauen über die Männer zu stellen, ist bei einer Frau ganz begreiflich und um so eher zu entschuldigen, als sie ihr nur als unschuldiges Mittel in ihrem Kampfe für Frauenrechte dient. Ebenso erklärlich ist ein anderes Hauptingrediens Sand'scher Romantik: die Illegitimität. Ein großer Theil ihrer Werke ist mit illegitimen Verhältnissen, Bastarden und natürlichen Abstammungen bevölkert. „Il y a une saveur de sigisbéisme", sagte Charles de Mazade in der „Revue des deux Mondes". Darüber darf man sich aus zweierlei Gründen nicht wundern: erstens haben schon ihre Vorfahren gezeigt, wie wenig Gewicht sie der Heirath beilegten, und von Kindheit an sah sie einen unehelichen Bruder, Sohn ihres Vaters von einer frühern Liaison her, und eine ebensolche Schwester, von mütterlicher Seite, vor sich. Mochte sie also schon an und für sich in der Illegitimität nichts Allzuarges erblicken, so kam zweitens dazu, daß sie eine Feindin der Konvenienzehe war und daher, in Ermangelung der freien Wahl, die sie auf ehelichem Wege wünschte, die freie Wahl vorläufig auch auf unehelichem Wege dulden mochte, wenn sie auch dabei allerdings die Sinnlichkeit nicht billigte, wie wir bald sehen werden.

In den Liebesromanen der Sand, die wir soeben skizzirt haben, sowie in allen ihren übrigen Schilderungen von Liebesverhältnissen verdient auch die von hoher Beobachtungsgabe und

Denkkraft zeugende Detailmalerei die größte Aufmerksamkeit. Abgesehen davon, daß sie materielle Einzelheiten wie körperliches Befinden, den Effekt von Kleidung, Haltung, Positur u. s. w. wirksam einzuführen weiß, versteht sie es ganz ausnehmend, nervöse Krisen, den Magnetismus der Anziehungskraft eines Menschen, die fortschreitende Entwickelung einer Liebe zu schildern. Fortwährend macht sie allgemeine Bemerkungen über die Situation der Liebenden in den verschiedenen Stadien der Leidenschaft und sie verräth dabei eine überaschend richtige Kenntnis des Herzens. „Lucrezia Floriani" ist reich an derartigen Bemerkungen. Wenn z. B. Prinz Carol sieht, daß seine Liebe erwidert wird, zittert er wegen seines Erfolges, hält seinen Sieg für zu leicht errungen, befürchtet ein rasches Aufhören der Liebe Lucrezia's und beunruhigt sich wegen der Hast, die er zuerst gesegnet hatte. Zuweilen wird ein Hauch von Sentimentalität eingeführt; Mauprat sagt über den ersten Kuß, den er von Edmée empfängt: „Dieser Kuß war der erste, den mir ein Weib seit meiner Kindheit gegeben; er brachte mir den letzten Kuß meiner Mutter in Erinnerung und verursachte mir daher Traurigkeit statt Vergnügens." Wie herrlich deutet das den Fortschritt in Mauprat's seelischer Erziehung an! Aber George Sand's Macht geht noch viel weiter; sie hat bewiesen, daß sie thun kann, was nur wenige Auserwählte je thun konnten: sie kann die junge, aufkeimende, reine, frische Liebe auf so wunderbare Art schildern, wie sich dessen selbst ganz echte Dichter selten rühmen dürfen. Treffliche Beweise hierfür findet man in „Mauprat", den allerschönsten aber in „Valentine", in der Szene, da Benedict und Valentine an einem Wasserspiegel sitzen und darin ihre Bilder gegenseitig betrachten.

George Sand spricht in ihren Werken so viel von Kunst und Künstlern, sie spielt auf Kunstwerke so oft und so begeistert an und läßt so viele ihrer Helden und Heldinnen ihr Brot durch künstlerische Beschäftigungen verdienen, daß man nicht umhin kann, sie für sehr kunstliebend und für eine Kennerin zu halten.

Kunstliebend — ja, das ist sie; was aber ihre Kennerschaft betrifft, so ist in Wirklichkeit ihr Urtheil unzuverlässig, ihre Würdigung der Werke der großen Meister sehr schwach und ihre Vertrautheit mit Kunstprinzipien und Kunstgeschichte oberflächlich genug. Sie hat einen feingearbeiteten, verführerischen Bericht über die Leistungen der „Maîtres mosaïstes" (1837) geschrieben, deren edle Geduld, ehrliche Begeisterung und sorgfältige Ausführung sie ganz schön schildert; von intellektueller Kritik über die Leistungen findet sich aber keine Spur. „Die Arbeiten der „Maîtres mosaïstes" existiren noch immer zu Venedig und sind wahrlich armselig genug." *) Aber diese untergeordnete Qualität ihrer Leistungen ficht George Sand wenig an — sie hat es nur mit dem Leben der Maler zu thun. Ihre Kritik ist anmuthig, besteht aber aus Gemeinplätzen; sie beobachtet mit Phantasie, ist aber keine Kennerin. Anders wird es, sobald es sich um Künstler selbst handelt; in Wahrheit sind es diese, nicht die Kunst, die George Sand gründlich studirt hat. Künstlerleben und Künstlernaturen versteht sie, denn mit Künstlern hatte sie stets ausgedehnten und intimen Verkehr. Sie liebt „la vie bohémienne et insouciante" dieser Leute, die in ihren Augen von der Gesellschaft unabhängiger sind als alle andern Menschen und die das Privilegium haben, eine eigene Gedankenwelt, eigene Lebensregeln und eine glückliche Sorglosigkeit zu besitzen. Auch gefällt es ihr sehr, daß in dieser Sphäre die Frauen mehr Gleichberechtigung genießen als anderswo. All diese Vortheile idealisirt sie oft, zuweilen etwas übertrieben. Uebrigens vergißt sie auch die höhere Seite des Künstlerlebens nicht. Consuelo z. B. ist eine Künstlerin, die das Höchste in ihrer Kunst liebt und deren Geistesreinheit durch Paarung mit feinem Geschmack gestärkt wird. Aehnliche schöne Züge finden sich auch in den „Maîtres mosaïstes". Sonst aber bekümmert sich die Sand im allgemeinen mehr um die weniger idealen Seiten des Künstlerthums. In „La dernière

*) Vgl. „National Review" („George Sand") (London 1857).

Aldini" (1837) erzählt sie, daß ein Opernsänger zuerst die Liebe der Gräfin Castlewood und 15 Jahre später die ihrer Tochter Beatrix, der „letzten Aldini", gewann, daß er jedoch klug und muthig genug war, beiden zu widerstehen. Bei dieser Gelegenheit sei angedeutet, daß dieser Roman mit Unrecht selbst in Frankreich zu den weniger gelesenen der Sand gehört; er enthält Stellen von unvergleichlicher Schönheit und die Charakterisiruug und Kontrastirung der Gräfin und Beatrix' ist prächtig. Oft freilich sagt unsere Dichterin die prosaische Wahrheit sehr deutlich, selbst zu deutlich und stellt die Künstler weder als tugendhaft noch als glücklich hin. Viel Einfluß auf ihre hierauf bezüglichen Auffassungen scheint ihr Aufenthalt in Italien geübt zu haben; dort mischten sich die Eindrücke der großen Paläste, der historischen Denkmäler, der berühmten Kunstwerke mit denen des lebhaften Volkslebens, der italienischen Moral und der vagabundenmäßigen Heiterkeit. Auch in anderer Hinsicht ist George Sand, bei all ihren glänzenden Gaben, nach Frauenart von halben Anschauungen und Auffassungen nicht frei. Mit französischer Zuversicht spricht sie über Dinge, die ihr unbekannt sind, namentlich über deutsche. Deutschland war ihr einst das Gelobte Land der Phantasmen und Träume, später das der Pendulendiebstähle. Thatsächlich hatte sie von Deutschland absolut keine richtige Idee; siehe z. B. „Consuelo", „La comtesse de Rudolstadt", „Lettres d'un voyageur", „Journal d'un voyageur pendant la guerre" u. s. w.

VI.

Wir haben im Laufe unserer Darstellung eine große Anzahl der Sand'schen Werke genannt, aber doch wohl kaum ein Drittel derselben. Es wäre, abgesehen von den räumlichen Rücksichten, schon deshalb nicht möglich, ein ganz vollständiges Verzeichnis zu geben, weil ein solches wohl bisher überhaupt noch niemals zusammengestellt worden sein dürfte. Wir verzichten daher auf die

Anführung weiterer Titel und gehen zu unsern Schlußbemerkungen über.

Wenige Schriftsteller haben eine so weit auseinandergehende Beurtheilung gefunden, sind so unbegrenzt gepriesen und so unbarmherzig verurtheilt worden wie George Sand. Wer mit ihr sympathisirte, fand in der Regel wenig an ihr zu tadeln, ihre Gegner dagegen ließen nicht gern ein gutes Haar an ihr. Tausend unsinnige Dinge über ihre Person, Werke und Tendenzen sind erzählt worden und haben Glauben und Verbreitung gefunden. Elende Uebersetzungen einiger Ultrastellen dürften das Ihrige hierzu beigetragen haben. Graf Walsh und viele andere warfen ihr vor, die Ideen der Welt zu korrumpiren; ein Dr. F. Haas*), der heftig gegen sie schrieb, maß ihr die Hauptschuld an der Verderbtheit der modernen sozialen Zustände Frankreichs bei (und wo bleibt Napoleon III.?!) und schien sie sogar für die Ausweisung der Deutschen während des letzten Krieges indirekt verantwortlich machen zu wollen. Interessant ist es, die Aeußerungen der pariser Blätter nach George Sand's Tode zu vergleichen. So z. B. sagte der „Rappel": „Das ganze menschliche Geschlecht muß trauern. Die französische Literatur hatte Frauen von männlichem Geiste, aber George Sand übertrifft sie alle. Sie hatte nicht nur die Gabe, sondern auch den Willen. Sie hat gehörig gearbeitet. Welche Reihe von Werken das! Ihre Charaktere bleiben Männer und Frauen, sind aber mehr als das: sie sind zuerst sie selbst, und dann sind sie ihr Autor. Sie gab ihnen ihre Seele, ihre Ueberlegenheit, ihre Geisteswürde, ihre Großmuth; unter diesem großen Talent verbarg sich ein großes Herz. Sie liebte die ganze Menschheit und die Natur. Sie ist tot — wenn man bei ihr, die solche Schätze hinterlassen, vom Sterben reden darf; ihre Bücher werden nicht sterben, ebenso wenig ihre Gestalten, die glühender sind als das Leben,

*) „Französische Stoßseufzer. Von einem Ausgewiesenen" (Mainz 1871).

und ihre Charaktere, die allen künftigen Generationen zu Freunden und ewigen Führern dienen werden" u. s. w. Dieser enthusiastischen, ganz im Geiste und Stile eines Victor Hugo gehaltenen Eulogie stelle man folgende Sätze aus der „Union" gegenüber: „Vor dem offenen Grabe wollen wir nicht kritisiren. Der Respekt gebietet uns zu schweigen. Wir können jedoch nicht vergessen, daß George Sand auf den Geist ihrer Zeit einen verhängnisvollen Einfluß ausübte, daß sie ihr großes Talent der Förderung revolutionärer, antisozialer Ideen widmete. Sie war eine unserer besten und größten Schriftstellerinnen seit Rousseau und Bernardin de Saint-Pierre, deren direkter Abkömmling sie war. Warum wendete sie die Fähigkeiten, die die Vorsehung ihr verlieh, so schlecht an? Was bleibt von ihren Werken? Ein paar ländliche Geschichten; das ist alles von ihren zahlreichen Schriften, um was sich die Nachwelt bekümmern wird." Am allerärgsten ist es George Sand lange Zeit in England gegangen. In der „Quarterly Review" erschien 1836 ein Essay über französische Romanschreiber. In diesem thörichten, berühmt gewordenen Artikel — dessen wir bereits erwähnten — wurde George Sand weit unter Dumas, Paul de Kock u. s. w. gestellt, und ohne das geringste lobende Wort als die „gemeinste Feder, deren Erzeugnisse je öffentlich verkauft worden sind", bezeichnet. Von ihren Werken wird behauptet, sie würden „in jedem andern Lande öffentlich vom Henker verbrannt werden". Und acht Jahre später hieß es in derselben Zeitschrift: „Es wird ein Versuch gemacht, diese infamen Erzeugnisse mit Auslassung der Obszönitäten in englischer Uebersetzung bei uns einzuführen. Wir denunziren diesen Plan; das Publikum würde das Gift nicht dulden" u. s. w. Die „Edinburgh Review" hat es für gut befunden, bisher noch kein Wort über die Werke der George Sand zu verlieren. Vor etwa 30 Jahren schrieb eine englische Autorin, G. Sand's Novellen seien „so schändlich schmutzig, daß sogar die Insassen der pariser Bordelle sich schämen, beim Lesen derselben überrascht zu werden". Alle

diese Urtheile beweisen natürlich nur, daß diejenigen, die sie fällten, keine Zeile von George Sand gelesen haben konnten; dieselben hatten dennoch zur Folge, daß John Bull der armen Bewohnerin von Schloß Nohant ganz böse gesinnt wurde und sie als eine Art Gottseibeiuns betrachtete, der mit einer schrecklichen Macht, Seelen zu zerstören, und einem unlöschbaren Durst, die Tugend zu vernichten, ausgestattet sei. Und woher kam dieses blinde Geschimpfe ohne Grund und Untersuchung? Es rührte keineswegs so sehr von der britischen Entrüstung über Sand's theoretische Angriffe auf die Gesellschaft, auf Eingewurzeltes und auf „heilige Wahrheiten" her, als vielmehr von ihren — Pantalons. Daß sie Männerkleider trug, wurde als unfehlbarer Beweis ihrer Verwerflichkeit angesehen. Was hätten diese prüden Narren erst für Augen gemacht, wären ihnen all die lächerlichen Unwahrheiten bekannt gewesen, die man sich damals in Paris über das Privatleben des „Semivir" erzählte! Der bekannte englische Schriftsteller Justin Mc'Carthy berichtet*), vor 25 Jahren habe es ein englisches Provinzialblatt gewagt, eine Uebersetzung einer kleinen Sand'schen Novelle zu bringen; obwohl diese äußerst moralisch war und in dieser Hinsicht ebenso leicht hätte von einer albionischen Miß geschrieben sein können, genügte der bloße Name „Sand", das Publikum zu empören und dem betreffenden Blatte alle Abonnenten abwendig zu machen. Dagegen weiß Mc'Carthy auch von jungen englischen Damen zu erzählen, die ihm vor mehr als einem Vierteljahrhundert sagten, sie hätten in George Sand's Romanen nichts Unmoralisches entdecken können, und zwar hatten diese Damen wohl die Romane selbst gelesen, von den böswilligen Kritiken aber nichts gewußt und waren daher nicht darauf vorbereitet, in den Büchern Unsittlichkeiten zu suchen. In Wahrheit schreiben einige fashionable englische Autorinnen weit undelikater als die Sand — wenn man bei dieser über-

*) Vgl. seinen Aufsatz „George Sand", abgedruckt als Einleitung zu einer amerikanischen Ausgabe (Philadelphia 1870) von Sand's „Teverino".

haupt von Indelikateſſe ſprechen darf — und werden gierig geleſen; freilich haben ſie ſich niemals „ſo weit vergeſſen", Männerkleider anzuziehen. Bis auf den heutigen Tag wird George Sand in England nicht entfernt ſo viel überſetzt und geleſen wie in Deutſchland oder in Amerika; aber beſſer gewürdigt iſt ſie in neuerer Zeit allerdings worden. Man beginnt ſie ſelbſt in England unparteiiſch und ruhig zu beurtheilen; auch ihr iſt die mildernde Zeit zugute gekommen. Mrs. Elizabeth Browning (Barett), die berühmteſte Dichterin Englands, die Verfaſſerin von „Aurora Leigh" und „Prometheus bound", widmete George Sand zwei begeiſterte Sonette (in den „Poetical works of E. B.-B."). Der große Thackeray, der doch durch und durch ein echter Brite war und ſich nie einer Uebertriebenheit in ſeinen Aeußerungen ſchuldig machte, ſagt über George Sand: „Ihr Stil iſt edel, ſchön, reich, rein, keuſch; ihre Phantaſie üppig; ihre Sätze ſind äußerſt melodiſch, voll, kurz, melancholiſch. Am Ende eines ſolchen Satzes bleibt dem Leſer viel zu denken. Ich kann den Reiz dieſer Sätze nicht beſchreiben; ſie kommen mir vor wie ländliches Glockengeläute, das ſüß und traurig in's Ohr fällt und eine Art träumeriſcher Meditation hervorruft." John Stuart Mill, der edle Nationalökonom, erwähnt zwar George Sand nicht in ſeinem Buche „The subjection of women", aber er äußerte ſich ſehr anerkennend über ſie in ſeinen Geſprächen mit John Morley, dem Herausgeber der „Fortnightly Review". George Henry Lewes, der bekannte Philoſoph und engliſche Goethe-Biograph, ſchrieb: „Kein Mann iſt ſo weiſe, daß er nicht aus George Sand's Werken Belehrung ſchöpfen könnte, denn ſie ſind die Aeußerungen einer geprüften gepeinigten Seele. Kein Mann hätte ihre Bücher ſchreiben können, denn kein Mann hätte ihre Erfahrung haben können, ſelbſt bei gleichem Genie. Ihre Werke ſind originelle, echte Umſchreibungen der Erfahrung und Selbſtanſchauung und erfüllen als ſolche die Grundbedingungen aller Literatur; das müſſen Kritiker ſowohl

als Philosophen anerkennen." Einer der besten Aufsätze, die wir über George Sand kennen — wir haben ihn schon einmal citirt — erschien 1857 in der vierteljährigen „National Review". Die „Westminster Review" und die schon vor 30 Jahren eingegangene „Foreign Quarterly Review", beides Vierteljahresschriften, besonders aber die letztere, können allein in England das Verdienst in Anspruch nehmen, die Wirksamkeit der George Sand schon von allem Anbeginne an eifrig beobachtet und in vielen Artikeln mit unparteiischem Lobe bedacht zu haben. Daß Mazzini ein gründlicher, beredter Bewunderer George Sand's war, weiß man ziemlich allgemein.

Wie verhält es sich mit der angeblich so furchtbaren Unsittlichkeit der Sand'schen Werke? Der verderbliche Einfluß derselben — wenn von einem solchen überhaupt die Rede sein kann — ist sehr übertrieben worden. Sie können gar nicht unmoralisch genannt werden. Manches in ihnen kann die Seele peinigen und verblüffen, aber nichts kann sie erniedrigen oder verderben. Hier und da finden sich unästhetische Flecken, anstößige, widerliche Episoden; allein nach Gesammthaltung und allgemeiner Tendenz ist ihr Talent ein keusches, denn es bleibt immer auf einer bedeutenden Höhe und beruht auf tiefem Gefühl, aufrichtigem Streben nach Wahrheit, echtem idealistischem Sinne, auf Gedankengröße und festem Glauben, wenn auch nicht auf dem Glauben an das positive Christenthum. Wohl behandelt George Sand zumeist menschliche Fehltritte, aber sie liebt es, den Geist über den Körper siegen zu lassen, und macht aus dem Untergange der Keuschheit weder eine gleichgültige noch eine löbliche Sache. Sie fühlt wahr und tief, wie traurig der Verlust der Herzens- und Geistesreinheit ist. Ihre Heldinnen sind eigenthümlich keusch: Fiamma, Consuelo, Edmée, Geneviève, Yseult u. s. w. sind große Charaktere, die den mannichfachsten Versuchungen durch eigene Entschlossenheit, Würde und Tugend widerstehen. Ohne Amazonen zu sein — sie haben nichts Männliches als ihren

Muth und ihre Energie —, sind sie von ihrem eigenen Willen abhängig, nicht von der Gesellschaft: ein Punkt, den unsere selbst auf eigenen Füßen stehende Schriftstellerin oft mit zu weit gehender Vorliebe auf's Tapet bringt. Für das moralische Gefühl der Sand spricht auch der Umstand, daß sie den Ehebruch nirgends leichthin oder gar scherzend, sondern stets als folgenschweres Verbrechen behandelt, während die wirklich unmoralischen französischen Romanciers die Keuschheit und Treue als etwas betrachten, dessen Ueberwindung rühmlich ist. Mit ihren Kollegen verglichen ist sie überhaupt die personificirte Sittlichkeit; am allerwenigsten — wir glauben dies bereits nachgewiesen zu haben — ist sie in Bezug auf Fragen der Ehe unmoralisch, und es war lächerlich, ihr Saint-Simonismus vorzuwerfen. Wohl sind die Wärme ihrer Sprache, ihr Fatalismus und ihre Neigung, die Gesellschaft für mehr als billig verantwortlich zu machen, nicht sehr puritanisch; aber der hohe Werth, den sie auf Reinheit legt, und die Erhabenheit des Maßstabes, an dem sie den Werth der Liebe prüft, können jene Nachtheile weitaus aufwiegen; für eine Französin ist ihr Standpunkt ein unerhört musterhafter. Am Besten zeigt sich ihre Ueberlegenheit über die anderen in der herzlichen Verachtung, die sie für die gewöhnlichen Romanhelden ausdrückt, wovon wir oben gesprochen haben. Die blasirten, gefirnißten, gewinnenden Pariser, denen die Heldinnen der andern ihre leichte Tugend zu opfern gewohnt sind, stellt George Sand unabänderlich als die Pest der Frauenwelt hin und benutzt sie als wenig sympathische Folien für die Lobpreisung von Männern mit wahrer Liebe. Wohl mögen einige Sand'sche Tendenzen und Themata manchen Nationen nicht an und für sich zusagen und daher mehr oder minder unmoralisch erscheinen; aber die Art, wie George Sand diese Dinge behandelt, ist keine unmoralische, und wer sich in den Gedankenkreis der Franzosen versetzt, oder wer sonstwie die von der Sand geschilderten Versuchungen als leicht möglich kennt, der wird aus der Lektüre George Sand's

sogar Seelenstärkung schöpfen können; selbst auf Leser, die mit ihr nicht in allen Punkten übereinstimmen, kann sie einen wohlthätigen geistigen Einfluß ausüben. Die Zeiten sind vorüber, da einige ihrer glühendsten Leidenschaftswerke ein paar junge unkluge Geister verwirrten und zu Unbesonnenheiten verleiteten — gerade wie „Werther's Leiden" einst thaten. Viel mehr Seelen hat sie erhoben, getröstet, zum guten Nachdenken und edeln Streben veranlaßt. Daher hat sie ein gewisses Recht, moralisch in einem höhern Sinne genannt zu werden; dies schon deshalb, weil sie alles ernst behandelt und nur Ueberzeugungen vorbringt. Sie äußert, was sie für wahr und richtig hält; ohne Rücksicht auf herschende Vorurtheile verbreitet und verficht sie es auf ihre eigene Weise, mit ihrer ganzen Energie und mit Aufbietung ihrer vollen dichterischen Begabung. Es ist absurd, sagen zu wollen, daß Novellen oder Romane nicht der Ort seien für solche Dinge. Erstens ist gerade diese Form am geeignetsten, jeder Art von Ideen und Tendenzen die größte Verbreitung zu verschaffen; und dann benutzt der Schriftsteller den Roman hierzu mit genau demselben Rechte wie der Journalist die Zeitung, der Politiker die Flugschrift, der Maler den Pinsel, der Volksmann das lebende Wort, der Gesetzgeber das offizielle Journal. Sie, mehr Weib als Gesetzgeber, wählte in ihrem reformatorischen Streben den Roman, die Erzählung als Werkzeug und Waffe gegen lächerliche Vorurtheile und gegen die Hauptlaster ihrer Zeit. An Verkennung konnte es ihr ebenso wenig mangeln wie irgend einem andern Reformator; ihr um so weniger, als sie ihre mit glühender Liebe gehegten Ideen der Form zu Liebe zuweilen vernachlässigte und daher nicht immer deutlich hervortreten ließ.

Wenn man fragt, welche zwei Geister in diesem Jahrhundert auf das Denken und Fühlen ihrer Nationen den ausgedehntesten Einfluß geübt haben, so wird man die Antwort erhalten: Thomas Carlyle in England und George Sand in Frankreich.

George Eliot.

Tom Hood hatte Mühe nachzuweisen, daß er der Verfasser des berühmten „Liedes vom Hemd“ sei. Ein Bekannter Walter Scotts forderte diesen auf, ihn zu seiner Identität mit dem „Großen Unbekannten“, der den Roman „Waverley“ geschrieben, zu beglückwünschen. Solche Fälle von Lust, sich anonyme Bücher zuschreiben zu lassen, sind nicht selten. Von dem 1859 veröffentlichten Roman „Adam Bede“, der ungeheures Aufsehen erregte, wußte man zur Zeit des Erscheinens nur, derselbe rühre von dem Verfasser der ein Jahr vorher in den Spalten der bekannten Monatsschrift „Blackwood's Magazine“ veröffentlichten „Bilder aus dem geistlichen Leben“ her; aber man wußte nicht, wer diese ebenfalls ungemein günstig aufgenommene Novellenreihe geschrieben hatte. Durch das beharrliche Schweigen des wirklichen Autors kühn gemacht, traten nicht weniger als drei Leute auf, die die Ehre der Autorschaft für sich in Anspruch nahmen. Einer dieser Betrüger, die vom Verleger der genannten Werke übrigens desavouirt wurden, ein gewisser Liggins, erfreute sich sogar eines Anhanges; ein Geistlicher der Grafschaft Warwickshire erklärte, jeder Bewohner dieser Landesgegend wisse, daß Liggins der Verfasser von „Adam Bede“ sei und erkenne die Hauptpersonen der Handlung unter ihrer Verkleidung. Schon die „Bilder aus dem

geistlichen Leben" hatte man wegen der genauen Lokalkenntnis, die sie verriethen, Liggins zugeschrieben und der edle Mann nahm alle Schmeicheleien an, als ob er wirklich der Autor gewesen wäre. Ein sonst sehr tüchtiger und maßgebender Kritiker bemerkte zuversichtlich: „Eines ist gewiß: diese „Bilder" haben zum Verfasser einen ältlichen Geistlichen, der die Hunde sehr liebt." Das erinnert an die famosen Vermuthungen der „Quarterly Review" über die Autorschaft von Charlotte Brontës Roman „Jane Eyre". Eine viel feinere Nase hatte Charles Dickens, der von den „Geistlichen Bildern" ausnehmend entzückt war; er schrieb an einen Freund: „Wenn diese Sachen nicht von einer Dame herrühren, so müßte ich mich selbst für ein Weib halten."

Der Verfasser war in der That eine Dame: Miß Mary Ann Evans; allein es dauerte längere Zeit, bis man erfuhr, daß hinter dem männlichen Pseudonym „George Eliot", das sie für ihre späteren Werke wählte, „eine aus der in ihren Büchern eine so große Rolle spielenden Grafschaft Warwickshire stammende Dame" steckte. Allgemein weiß man dies erst seit etwa siebzehn Jahren. Die seither zu hohem Ruhme gelangte Frau weilt nicht mehr unter den Lebenden. Zu Weihnachten 1859 starb Macaulay, zu Weihnachten 1863 schied Thackeray von hinnen und die Weihnachten 1880 brachten die Trauerkunde von dem unerwarteten Tode einer der bedeutendsten und geistesgewaltigsten Frauen aller Zeiten: George Eliots.

Ueber die Lebensgeschichte unserer Heldin sind bis zu ihrem Tode sehr falsche Berichte im Umlauf gewesen und in alle biographischen Lexika, Essays u. s. w. übergegangen, ohne daß sie sich die Mühe genommen hätte, die Irrthümer zu berichtigen, oder berichtigen zu lassen. Man glaubte allgemein, sie sei die Tochter eines armen Pfarrers gewesen, von einem reichen Geistlichen adoptirt und von dem berühmten Denker und Naturforscher Herbert Spencer unterrichtet worden. In Wirklichkeit wurde sie am 22. November 1820 in Griff bei Nuneaton als Tochter des wohl-

habenden und angesehenen Güterinspektors Robert Evans geboren, der früher Zimmermann und Schreiner gewesen war und von George Eliot in mehreren ihrer Romane verewigt wurde, namentlich als Burge und als Caleb Garth in „Middlemarch". Die kleine Mary Ann war ein ernstes, sinnendes, in vielen Beziehungen merkwürdiges Kind, das schon im Alter von zwölf Jahren in der Sonntagsschule des Ortes Unterricht ertheilte. Die von ihr innig geliebte Mutter starb, als Mary Ann fünfzehn Jahre zählte. Ihre noch lebenden Nuneatoner Schulgenossinnen schildern sie als ein ruhiges, zurückhaltendes Mädchen mit fast männlichen Zügen und reichem, lichtem, gelocktem Haar. Als sie sich das erste Mal an das Klavier setzte, überraschte sie ihre Gespielinnen durch die musikalischen Kenntnisse, die sie sich bereits erworben hatte. Sie bemeisterte die Tonwelt mit erstaunlicher Leichtigkeit und Raschheit. Sie las mit Gier und betheiligte sich sehr selten an den Spielen und Unterhaltungen ihrer Mitschülerinnen. Später besuchte sie ein Mädchenpensionat zu Coventry und sie hat nachmals oft bemerkt, daß sie ihrem Aufenthalt daselbst viel zu verdanken habe. Ihre Schüchternheit verhinderte sie, intime Freundschaften zu schließen. Herbert Spencer hat selbst erklärt, mit ihrer Ausbildung nichts zu thun gehabt zu haben; er lernte sie erst 1851 kennen und damals „war sie bereits durch jene hohe Bildung und weittragende Geisteskraft ausgezeichnet, die ihr seither zu großem Ruhm verholfen hat".

Bis zu ihrem einundzwanzigsten Jahre lebte Mary Ann bei ihrem Vater in Griff. Ihre Beobachtungen in jener prosaischen Gegend bildeten einen Erinnerungsschatz, den sie in ihrem vorzüglichen Gedächtnisse aufspeicherte, um ihn später in den „Bildern aus dem geistlichen Leben" so trefflich zu verwerthen. Gewöhnliche Menschen hätten die Eintönigkeit des Lebens in Warwickshire langweilig gefunden; die künftige George Eliot fand, daß das Alltägliche nicht nothwendig unedel sein müsse. Die Sonne geht jeden Morgen auf, aber der Sonnenaufgang

ist dennoch schön und wunderbar. Schlichte Lebens- und Gedankenformen schließen ein gemüthvolles und humorreiches Menschenthum nicht aus. Miß Evans' Briefe aus jener Zeit weisen eine Beobachtungsgabe, eine Witzigkeit, einen philosophischen Sinn auf, wie sie sonst nur reiferen Lebensaltern anzugehören pflegen.

Im Jahre 1849 übersiedelten Evans nach Foleshill, einer andern kleinen Provinzialstadt. Dort wurde Mary Ann bald als ein ungewöhnlich begabtes Wesen und als die ausgezeichnete Wirthschafterin ihres väterlichen Haushalts anerkannt und wegen ihrer Freundlichkeit gegen alle Welt und ihres Mitgefühls für Jedermann geliebt. Schon damals war ihre Konversation so werthvoll, daß diejenigen, die derselben theilhaftig wurden, die Gespräche anderer Leute glatt und nichtssagend fanden. Sie war ein Beleg für die Thatsache, daß ein großes Genie nicht immer ein Ergebnis der Launenhaftigkeit der Natur ist, sondern zuweilen ein Produkt langsamen Wachsthums, großen Fleißes und sorgfältiger Ausbildung und Entwickelung der Naturanlagen. In Foleshill verwandte Miß Evans ihre ganze Muße und viel Geld auf ihren Unterricht. Sie lernte bei Lehrern lateinisch, griechisch, französisch, deutsch, italienisch und allein hebräisch. In der praktischen Ausübung der Musik brachte sie es zu hoher Virtuosität auf dem Klavier, und was die theoretische Seite der Tonkunst betrifft, so beherrschte sie dieselbe gründlicher als mancher Berufsmusiker. Auch die übrigen schönen Künste wurden eifrig studirt. Was sie einmal gelernt, entschlüpfte ihrem Gedächtnis nicht wieder; in diesem Punkte glich sie Macaulay und Buckle. Ihr lebhaftes Verständnis für alle menschlichen Gefühle — das Geheimnis ihrer Gabe, Charaktere zu unterscheiden — bewirkte, daß nicht nur die Bücher, sondern auch die Beobachtung der Außenwelt ihre Kenntnisse erheblich vermehrte.

Im Hause der Familie Bray in der Nachbarstadt Coventry stieß Miß Evans mit ihrem Wissensdurst und ihren aufgeklärten Anschauungen auf Würdigung und Gesinnungsgenossen. Ralph

Waldo Emerson, James Anthony Froude, George Combe, Robert Mackay und viele andere hervorragende Männer pflegten Brays Gäste zu sein und Mary Ann hatte somit Gelegenheit, sie kennen zu lernen. Mehr als einmal konnte man eine Gruppe von Denkern und Gelehrten, die alle möglichen und unmöglichen Dinge besprachen, aufmerksam der sanften Stimme einer Dame lauschen sehen, die kein Wort äußerte, das nicht vorher reiflich durchdacht war. Wie erstaunt war eines Tages ein Doktor der Philosophie, als die anspruchslose junge Dame ein griechisches Citat, das er aus Epiktet gemacht und unbewußt gefälscht hatte, mit bescheidener Höflichkeit berichtigte. Ihre Konversation ließ jede kleinliche Selbstsucht, jeden Widerspruchsgeist vermissen; sie sprach nie um des bloßen Effekts willen. Ein guter, gut ausgedrückter Gedanke entzückte sie, mochte er von wem immer ausgesprochen werden; sie erfaßte sofort dessen Kern und zog daraus Nutzanwendungen.

Die meisten bisherigen Biographen George Eliots glaubten, daß ihre Uebersetzung von Strauß' „Leben Jesu" aus ihrer Londoner Zeit stamme und ein Ausfluß der Einflüsse und Umgebungen sei, die damals auf die Gestaltung ihrer Laufbahn einwirkten. Dem ist aber durchaus nicht so, denn diese Uebertragung erschien bereits fünf Jahre vor George Eliots Uebersiedlung in die Hauptstadt. 1844 erregte Strauß' berühmtes Werk in England großes Aufsehen, und Charles Hennell, der Verfasser einer auch in Deutschland als sehr werthvoll anerkannten „Untersuchung über den Ursprung des Christenthums", veranlaßte Miß Evans, die von seiner Braut begonnene Uebertragung des „Leben Jesu" fortzusetzen. Diese schwierige Arbeit gelang ihr in so hohem Grade, daß Strauß sich veranlaßt sah, sie zu beglückwünschen. Minder bekannt, aber eben so vorzüglich ist ihre aus derselben Zeit stammende Uebertragung von Feuerbachs „Wesenheit des Christenthums". Nach ihrem Tode erfuhr man, daß sie damals auch eine bislang unveröffentlichte Ueber-

setzung von Spinozas „Ethik" schrieb, die seither gedruckt worden ist; warum dies nicht längst geschehen, wissen wir nicht.

1849 starb Robert Evans und im Sommer desselben Jahres bereiste seine Tochter mit der Familie Bray einen Theil des Kontinents. In Genf blieb sie allein zurück und lag dort ein halbes Jahr hindurch ihren Studien ob. Nach ihrer Rückkehr nach England übersiedelte sie definitiv nach London. Sie bezog das Pensionshaus des Dr. Chapman, Chefredakteurs der freidenkerischen „Westminster Review", und ließ sich von ihm als Hülfsredaktrice anstellen. Sie schrieb für diese Vierteljahrschrift überdies mehrere Essays und Abhandlungen, sowie die einen beträchtlichen Theil jeder Nummer ausmachende Bücherschau. Bald lernte sie den berühmten Goethe-Biographen George Henry Lewes kennen, der von seiner Gattin so vollständig getrennt war, als ob sie todt gewesen wäre. Ohne sich mit ihm zu vermählen, ging Miß Evans mit ihm ein Eheverhältnis ein, das sie bei der Freisinnigkeit ihrer Grundsätze nie für tadelnswerth oder unsittlich gehalten hat. Hätten die gegebenen Umstände die herkömmliche Bekräftigung des Bündnisses durch Beobachtung der vom Gesetze vorgeschriebenen Förmlichkeiten gestattet, so wäre dies unserer Dame gewiß sehr angenehm gewesen; allein die Thatsache, daß dem nicht so sein konnte, hielt sie nicht ab, ihre Verbindung mit Lewes als heilig und ewig zu betrachten und sich trotz alles Nasenrümpfens der höheren englischen Gesellschaft offen und furchtlos als Lewes' Gemahlin zu geben und zu fühlen. Sein vielseitiges, hochstrebendes, etwas wunderliches und eigensinniges Wesen erfuhr durch ihre günstige Einwirkung eine schöne Einschränkung, Erhebung, Stärkung, Läuterung und Veredelung. Das berühmte Schriftstellerpaar besaß einen ausgedehnten Freundeskreis und man riß sich förmlich um seine Bekanntschaft, allein das aristokratische Shockingthum hielt sich ferne, weil es ihm die nicht-konventionelle Form seiner Ehe sehr übel nahm.

Während ihrer Verbindung mit Lewes schrieb George Eliot

jene Reihe von ausgezeichneten Romanen, die ihren Namen zu einer der größten Zierden der englischen Literatur gemacht hat. Während die meisten Romanschriftstellerinnen schon als Backfische kaum erwarten können, ihre Geistesprodukte in die Welt zu schicken, ließ Miß Evans sich Zeit, bis sie in jeder Hinsicht gereift war. Mit ihrem ersten belletristischen Werk, den „Bildern aus dem geistlichen Leben", trat sie erst 1858 hervor. Es besteht aus drei Erzählungen: „Die traurigen Erlebnisse des ehrwürdigen Herrn Amos Barton", „Janets Reue", „Die Liebesgeschichte des Herrn Gilfil", und zeugt von so tiefem Eindringen in das geistliche Leben, daß es eigentlich gar nicht verwunderlich ist, wenn man hinter dem Anonymus einen Gottesmann vermuthete und nach dem Bekanntwerden des Geschlechts der Verfasserin glaubte, diese müsse wenigstens die Tochter oder doch die Pflegetochter eines Geistlichen gewesen sein. In Wirklichkeit sind die außerhalb einer bestimmten Sphäre Stehenden gewöhnlich weit bessere Beobachter als die innerhalb derselben Lebenden. Was diesen alltäglich dünken muß, hat für jene oft den Reiz der Neuheit. George Eliots empfängliches Gedächtnis ließ sie bessere Charakterzeichnungen von Geistlichen schaffen, als es der längste Aufenthalt in einem Pfarrhause vermocht hätte. Beim ersten Durchlesen wird man von den „Bildern" so sehr gefesselt, daß man die Unvollkommenheiten der Technik übersieht. Die Frische und Unmittelbarkeit der Darstellung läßt uns vergessen, daß es der Verfasserin noch an der Kunst der richtigen Vertheilung, an der Gabe der Unterscheidung zwischen Beizubehaltendem und zu Verwerfendem, fehlte, als sie diese liebenswürdigen „Scenes of clerical life" schrieb.

Diese allein hätten nicht genügt, George Eliot berühmt zu machen. Aber ihr ein Jahr darauf erschienener Roman „Adam Bede" wäre hierfür vollauf genügend gewesen. Durch die Veröffentlichung dieses Buches, welches sofort einen ungeheuren Erfolg erzielte, trat George Eliot plötzlich in die vorderste Reihe

der zeitgenössischen belletristischen Literatur: an die Seite der Dickens, Thackeray, Bulwer. „Adam Bede" ist mehr als eine rührende, volksthümliche Erzählung; es ist eine hohe Kunstleistung. Mit poetischer Treue werden darin Szenen und Charaktere geschildert, mit denen die Dichterin gründlich vertraut war, und die Lesewelt anerkannte die Wahrhaftigkeit und den Reiz der Schilderung. Kein englischer Belletristiker übertrifft oder erreicht George Eliot in der richtigen Darlegung der geistlichen Reinheit und tiefinnersten Frömmigkeit des englischen Puritanismus, wie er in den Provinzen oft gefunden wird. Wer das Geheimnis erfahren will, wieso der englische Puritanismus so viele Generationen hindurch eine einflußreiche gesellschaftliche und politische Triebkraft bilden konnte, braucht nur den Charakter und den Lebenslauf Adam Bedes zu studiren. In jedem Zuge seines Charakters, in seiner Stärke und Schwachheit, in seinen Tugenden und seinen Fehlern ist Bede durch und durch der Typus eines Engländers; dabei aber ist er auch durch und durch so individuell, daß man erkennt, ein vereinzelter Mann habe der Autorin bei der Schöpfung dieser Gestalt Modell gesessen. Adam ist ein naturwahr dargestellter Provinzzimmermann, zwar ein König unter Bauern, ein Fürst unter Handwerkern, ein Erster unter Tausenden, aber ohne künstlichen Heroismus, ohne unmögliche Vollkommenheit. Das Grundthema dieses Romanes erfordert eine außerordentliche Zartheit der Behandlung und George Eliot befriedigt in diesem Punkte die höchsten Ansprüche. Die Seichtigkeit von Hettys Charakter benimmt dem Leser das Mitleid mit ihrem traurigen Geschick, welches ihm, wenn das Mitleid vorhanden wäre, übermäßig schrecklich dünken müßte.

Der Roman „Middlemarch" weist eine noch größere Zartheit der Behandlung auf; ja er übertrifft in dieser Beziehung wahrscheinlich sämmtliche Romane der gesammten englischen Literatur. Auch die Feinheit der psychologischen Schilderung — ein Hauptvorzug der Eliot'schen Muse — feiert hier ihre Triumphe in der

vollendetsten Lebenswahrheit der alltäglichsten Charaktere. Fred Vincy ist gewiß kein Muster von einem Menschen, aber er ist ebenso gewiß eine künstlerische Schöpfung, wie sie nur von einer intimen und vollkommenen Vereinigung von Genie und Fleiß geleistet werden kann. „Middlemarch" ist kein Kabinetbild, sondern ein großes Panorama. Der Wunsch, in einem einzigen umfangreichen Werke — und dieser Roman ist von gewaltigem Umfang — ein Bild des gesammten, von den großen Problemen unserer Zeit stellenweise berührten und gestörten Provinzlebens zu liefern, ließ ein Buch entstehen, in welchem die vielfachen Fäden der Handlung oft nur schwach mit einander verknüpft sind. Mit anderen Worten: „Middlemarch" besteht eigentlich aus mehreren Geschichten. Wir erhalten da ein richtigeres Bild vom Leben in einem englischen Provinzstädtchen, als jemals irgend ein anderer Autor entworfen hat. Die Aufnahme von „Middlemarch" seitens des Publikums war eine begeisterte; die Genauigkeit aller Details, die Mannichfaltigkeit der Charaktere, die korrekte Zeichnung sebst der untergeordnetsten Personen, das Ineinanderfließen der Handlung und der Charakterschildung, — all dies erzeugte einen tiefen Eindruck, den jede Neulesung des Buches aufs Neue rechtfertigt. „Middlemarch" ringt mit „Adam Bede" um den Ruhm, das beste Werk George Eliots zu sein.

Sehr kurz, aber eine wahre Perle ist der Roman „Silas Marner, der Weber von Raveloe". Hatte George Eliot sich schon in „Adam Bede" als Humoristin gezeigt durch die Vorführung Bartle Masseys und der Frau Poyser, so that sie es noch mehr in „Silas Marner". Die darin vorkommenden Dorfbewohner sind mit Shakespearisch tiefem und zartem Einblick in den beschränkten Geist gewöhnlicher Menschen geschildert. Dennoch kann man sagen, daß George Eliot sich in Sachen des Humors stets einer Art von Zurückhaltung befleißigte. Entweder war sie sich einer latenten Neigung zu einem Uebermaß an Humor bewußt und fürchtete, sich gehen zu lassen, oder sie behielt ohne Unterlaß den

Ernſt und die Traurigkeit des menſchlichen Lebens im Auge und ließ ſich dadurch immer wieder zur baldigen Beendigung ihrer köſtlichen Ausflüge ins Gebiet des Humors verleiten. Sei dem wie immer, ſie ſchlägt ſelten und ſtets nur auf kurze Zeit einen ſcherzhaften Ton an. Man hat ſie vielfach eine „große Humoriſtin“ genannt; im großen Ganzen dürfte ſie in dieſem Punkte überſchätzt worden ſein.

Die Romane „Die Mühle auf dem Floß“ und „Felix Holt, der Radicale“ ſpielen ebenfalls in England, während „Romola“ (1863) auf fremden Boden verlegt iſt und den italieniſchen Reformator Savonarola zum Helden hat. „Romola“ unterſcheidet ſich von den bisher genannten Romanen auch dadurch, daß er nicht ſo ſehr eine Frucht der Beobachtung und der Erinnerung an Erlebtes, als vielmehr ein Ergebnis eifriger Studien und reiflichen Nachdenkens iſt. Trotz der guten Löſung dieſer Aufgabe und trotz der glücklichen Handhabung des feinen Witzes Italiens wurde „Romola“ für eine „tour de force“ gehalten und zwar achtungsvoll, aber nicht ſo warm begrüßt wie „Adam Bede“, „Middlemarch“, „Silas Marner“ u. ſ. w.

Wie „Romola“, iſt auch „Daniel Deronda“ (1876), George Eliots letzter Roman, ein Werk ihrer hiſtoriſchen Phantaſie, nicht unbewußt reproduzirend, ſondern bewußt ſchaffend. Das große, tiefgehende Intereſſe für die Geſchicke der Menſchheit, das die Perſon und die Schriften unſrer Schriftſtellerin kennzeichnet und das mit den Jahren und den Kenntniſſen zunahm, trat nirgends in ſo hohem Grade zu Tage, wie in „Daniel Deronda“, deſſen Charaktere Swinburne — der gegen dieſen Roman eine umfangreiche Kritik in Buchform unter dem Titel „A note on Charlotte Brontë“ ſchrieb — mit Unrecht „Wachsfiguren“ genannt hat. In „Daniel Deronda“ machte die Eliot den ſchwierigen Verſuch, zeitgenöſſiſche Ereigniſſe auf ein quaſi-hiſtoriſches Niveau zu erheben. Da die Juden das auffälligſte Beiſpiel von Anhänglichkeit an ihr Geſchlecht liefern, iſt es leicht begreiflich, daß George

Eliot den jüdischen Bestrebungen freundlich gesinnt war. Sie bemühte sich nun, einzig und allein mit Hülfe ihres Genies eine Person zu schaffen, von der sie mit Vorbedacht behaupten konnte, sie sei den großen Geistesführern der Menschheit ebenbürtig. Nachdem sie schon früher einmal einen höchst sympathischen Juden gezeichnet hatte — Sephardo im „Spanischen Zigeuner" —, unternahm sie es, in der Gestalt Mordecai Cohens die Geschichte jenes merkwürdigen Volkes zu idealisiren. Dieses künstlerische Wagnis ist ihr in hohem Maße gelungen, hat aber seitens eines Theiles der englischen Kritik Proteste hervorgerufen. Es ist eben leider nicht Jedermann gegeben, sympathetische Einsicht, Sachkenntnis und Gerechtigkeitsliebe zu besitzen. Die günstige Behandlung, die George Eliot in „Daniel Deronda" dem jüdischen Element zu Theil werden läßt, hat diesen Roman in den jüdischen Kreisen Englands sehr beliebt gemacht.

George Eliot hat sich wiederholt auch als Dichterin im engeren Sinne des Wortes, d. h. als Verfasserin von Versen, versucht. Sie besaß alle eine Dichterin ausmachenden Eigenschaften in hohem Grade, nur nicht „die Gabe des Gesanges", d. h. es gelang ihr nur selten, ihre Verse rhythmisch und wohlklingend zu gestalten. Als Dichterin war sie Mitglied der modernen „School of culture", deren Leiter Matthew Arnold ist; aber obgleich „Anhängerin der Verfeinerung", besaß sie keineswegs klassische Neigungen. Ihre Dichtungen interessiren nicht durch Formschönheit, sondern dadurch, daß sich in ihnen eine bedeutende, tiefernste Seele offenbart. Sie feierte mit ihnen keine Triumphe, allein sie wurden achtungsvoll, ja, mit einer gewissen Verehrung aufgenommen, weil sie die Leser dem Wirkungsgebiete der edeln, wohlthätigen Natur der Verfasserin näher bringen. „Wir lesen ihre Dichtungen," sagt Mary Robinson in ihren „Beiträgen zur Geschichte der zeitgenössischen Poesie Englands", „in derselben Stimmung, in der wir Michel Angelos Sonette lesen oder den Verlust der Gedichte Rafaels betrauern. Wir haben sie nicht wegen ihrer inneren Schönheit liebgewonnen, sondern weil sie den

Geist der Verfasserin zum Ausdruck bringen." In einigen ihrer Dichtungen schilderte sie die Charaktere und den Lebenslauf von Leuten, die sie in ihren Romanen nicht hätte können auftreten lassen. In anderen drückte sie ihre Liebe zur Musik und ihr lebhaftes Verständnis für die Bestrebungen des Tonkünstlers mit größerer Innigkeit und Ueberschwänglichkeit aus als in ihren Prosaschriften.

George Eliot betrat das Feld der Poesie sehr spät. Ihre erste Dichtung, „Der spanische Zigeuner", erschien 1868 und erwies sich leider als ein ebenso langweiliges wie umfangreiches Quasidrama. Der Erfolg, der ihre Prosawerke gekrönt hatte, blieb diesmal aus. Die Verse passen nicht zu den Gedanken; die Zeilen sind schwerfällig und für die auszudrückenden Ideen gewöhnlich viel zu lang. Die Charaktere sind mehr angedeutet als gezeichnet und die Handlung ist nicht interessant genug. Allerdings enthält das Poem einzelne Stellen von großer Schönheit und feinem Humor, einzelne prächtige lyrische Stückchen, namentlich Pablos Gesang: „The world is great" ist lieblich und pathetisch. Auch die umfassenden Sympathien und weittragenden Gedanken der Heldin Fedalma söhnen mit den großen Fehlern des Buches zum Theil aus.

Im Jahre 1874 ließ George Eliot einen Band besserer und erfolgreicherer Gedichte erscheinen: „The legend of Jubal, and other poems". Das Hauptgedicht, „Die Juballegende", verdient hohes Lob, denn hier ist eine schöne, anregende Sage — die vom Erfinder der Musik — in wohlklingende, gedankenvolle Verse gekleidet. Der positivistische Schluß ist charakteristisch, wie denn in allen Dichtungen unserer Autorin das Echo von Ueberzeugungen hörbar ist, die sie in ihren Romanen dem dramatischen Interesse unterordnet. Der Band von 1874 enthält ferner: das hübsche, am Rhein spielende Hirtenspiel „Agathe", die wirksame dramatische Skizze „Armgart", einige kurze erzählende und lyrische Gedichte, die wunderbare, mit den Worten „O may I join the choir in-

visible" beginnende Hymne auf den Comte'schen Positivismus und die reizende, in der Form zwar sehr fehlerhafte, an sich aber geistig feine Serie „Bruder und Schwester". Die unter diesem Titel zusammengefaßten Sonette sind liebliche Idyllen, die von den kleinen Befürchtungen und Hoffnungen eines kleinen Geschwisterpaares handeln, vom Zusammenleben der Kinder im Schoße der Familie, von all den kindischen Dingen, die einen tiefen Sinn gewinnen, wenn man sich ihrer später erinnert, da die Zeit Aenderungen, Unterschiede und Trennungen gebracht hat. Diese elf Sonette allein geben Frau Lewes einen berechtigten Anspruch auf den edeln Namen einer Dichterin.

Die ganze künstlerische Thätigkeit George Eliots war von ethischen Bestrebungen beherrscht. In ihrem letzten Buche: „Ansichten des Theophrast Such" verlegte sie sich auf das unmittelbare ethische Doziren. Natürlich litt hierunter der künstlerische Werth des Buches und dasselbe bietet in der That mehr ein pathologisches als ein ethisches Interesse. Es besteht aus einer Reihe von mit einander nicht zusammenhängenden Abhandlungen über verschiedene irrige Sittenanschauungen, die gang und gäbe sind und von denen die Verfasserin die Welt gerne befreit sehen möchte. Es hat scheinbar einen Helden, und derselbe führt sich eingangs selber ein, aber seine Persönlichkeit verschwindet bald wieder. Sein Amt ist, Menschen und Dinge innerhalb seiner Erfahrung zu besprechen. George Eliot, die in ihren Romanen die Schwächen und Fehler der Menschen so mild und nachsichtig beurtheilt hatte, schlug in „Theophrastus Such" einen herben, beißenden Ton an. Sie vertauschte den Pinsel des Malers mit dem Sezirmesser des Anatomen und verweilte fast ausschließlich bei der schwachen und krankhaften Seite des menschlichen Charakters. „Hierin liegt etwas Peinliches," bemerkt Helene Zimmern in einer Besprechung dieses Werkes; „man glaubt den Angstruf eines Geistes zu vernehmen, der die Nichtigkeit aller menschlichen Bestrebungen gar zu lebhaft empfindet, eines Gemüthes, das weder von den höchsten

geistigen Genüssen, noch von den glänzendsten literarischen Triumphen hat befriedigt werden können."

George Henry Lewes starb bekanntlich vor etwa vier Jahren Ein Jahr nach seinem Tode verehelichte sich George Eliot — diesmal unter Beobachtung der hergebrachten Formalitäten — mit einem an der Börse wie in den literarischen Kreisen wohlbekannten Herrn, Namens Croß, der jedoch während der Hochzeitsreise das Unglück hatte, von einem Balkon ins Meer hinabzustürzen und nach seiner Rettung zeitweilig wahnsinnig zu werden. Er wurde in einer Irrenanstalt untergebracht und seine Gemahlin war nun doppelt vereinsamt. Sie blieb es nicht lange, denn bereits nach einigen Monaten erkrankte sie an einer Herzfellentzündung, die nach wenigen Tagen, am 24. December 1880, dem segensreichen Leben der sechzigjährigen Frau ein fast jähes Ende bereitete. Ihr Tod riß in die englische Literatur eine schwer wieder auszufüllende Lücke.

Was die Persönlichkeit der George Eliot betrifft, so war sie nicht um ein Haar weniger bedeutend als ihre Schriften. Sie war aller Wahrscheinlichkeit nach die gebildetste und gelehrteste Frau des neunzehnten Jahrhunderts, und sie wurde es durch eigne Kraft und Anstrengung. Ihre umfassenden Sympathien ließen sie nie im Stich; ihre Beobachtungsgabe war von seltener Schärfe, ihr ganzes Wesen trotz aller sonst männlichen Errungenschaften gemüthvoll und echt weiblich, ihr geistiger Horizont ein ungemein ausgedehnter. Der Verkehr mit ihr bot noch höhere Genüsse als die Lektüre ihrer Werke. Ihre leise, lieblich klingende Stimme brachte ihre Gefühle in allen Abstufungen zu deutlichem Ausdruck. Jeder von ihr gesprochene Satz war so vollendet und ausgestaltet wie ihre geschriebenen und gedruckten. Ihr Körper sah so zart und schwach aus, daß man hätte glauben mögen, sie lebe von der Luft. Dagegen waren Kinnbacken und Mund so groß und derb, daß, wie einer ihrer Freunde bemerkt hat, „sie eine gewisse Scheu hätte einflößen können, wäre ihr Lächeln nicht

außerordentlich anmuthig gewesen." Sie war durchaus nicht hübsch; doch wurden ihre schlichten, massiven Gesichtszüge durch die bemerkenswerthe Mütterlichkeit, die in ihrem Blicke lag, verschönert. Hinsichtlich ihrer eigenen Werke war sie so sensitiv, daß man derselben in ihrer Gegenwart in Gesellschaft nicht Erwähnung thun durfte. Ihre Wohlthätigkeit kannte ebenso wenig Grenzen wie ihre Nachsichtigkeit. Durch ihre Bücher hat sie für die Verbesserung des Frauenloses sehr viel gethan; noch größere Dienste leistete sie dieser Sache dadurch, daß sie an sich selbst zeigte, wie sehr sich eine Frau auszeichnen kann.

Die Schöpfung von Charakteren wie Maggie Tulliver, Dorothea Brooke, Mary Garth, Gwendolen Harleth, Feudalma, Romola gelang unsrer Autorin darum so gut, weil sie selber diesen ihren Gestalten in vielen Punkte ähnelte. Sie legte in ihre Werke möglichst viel von ihrem eigenen Wesen hinein. Kein Dichter außer Shakespeare hat seine Seele so vollständig in Worte gekleidet wie George Eliot. Kein Wunder daher, wenn sich an ihrer Leichenfeier zahllose Menschen betheiligten, die sich niemals gesehen hatten. In Sachen der Religion war George Eliot äußerst freisinnig und sie wurde denn auch im „ungeweihten" Theil des Highgater Friedhofes begraben. Ihre gründlichen philosophischen Studien hatten ihr die Ueberzeugung von der Nichtigkeit der bestehenden „positiven Religionsbekenntnisse" beigebracht und in ihren Anschauungen einen radicalen Umschwung erzeugt. Sie ging nicht ganz so weit wie Comte, aber sie war eine eifrige Anhängerin der „Religion der Menschenliebe". Wie ein rother Faden zieht sich durch alle ihre Romane der Gedanke, daß die Folgen unserer Handlungen sich auf alle Ewigkeit erstrecken und daß daher jeder Mensch sich bei seinem Thun und Lassen streng beobachten sollte. Obgleich das Christenthum ihr keine Befriedigung gewährte, war sie frei von der den Freidenkern sonst eigenen Neigung zur Verspottung dieser Religion und deren Vertreter oder Anhänger. Im Gegentheil, sie schildert ihre Geistlichen und

die religiösen Erfahrungen und Kämpfe ihrer Helden und Heldinnen mit äußerstem Wohlwollen und die „Nachahmung Christi" war eines ihrer Lieblingsbücher.

Populär im Sinne der Popularität, deren Dickens sich erfreute, war George Eliot nicht; brachte dies schon die Beschaffenheit ihrer Schriften mit sich, so trug dazu auch die Zurückgezogenheit bei, in der sie persönlich, anfänglich in der Provinz und später in der Hauptstadt, lebte. Festgestellt ist aber, daß sie seit Dickens' Tode die hervorragendste englische Romanschriftstellerin war. Sie that für das Kleinleben der englischen Provinz, was Walter Scott für die schottische Romantik gethan hatte. Scott erschloß der Welt die bislang unbeachtet gebliebenen Schätze Schottlands an landschaftlicher Schönheit und sorgte für ein allgemeineres Bekanntwerden des Nationalcharakters seiner Landsleute; ähnliches leistete George Eliot für die kleine Provinzstadt des eigentlichen England, namentlich ihrer engern Heimat. Hinsichtlich der Handlung seiner Romane und des Aufbaus einzelner Scenen übertrifft Scott die Eliot, und auch andere Romanciers übertreffen diese in diesen Punkten. Von Niemandem aber wird sie übertroffen an Höhe des Standpunktes, in ethischer Gediegenheit, von Niemandem außer Shakespeare in der Zeichnung von Charakteren, in psychologisch feiner Analyse menschlicher Beweggründe. Sie schrieb nicht blos zur Unterhaltung; auch bilden ihre Romane nicht ausschließlich einen Gegenstand geistigen Genusses oder literarischen Studiums; ihre Werke haben den großen Werth, „ein mit einigen der mächtigsten geistigen Einflüsse unserer Zeit zusammenwirkendes belebendes Prinzip zu sein." Wie sagt doch Wordsworth von seinen eigenen Werken? „Sie werden mit den segensreichen Tendenzen in Natur und Gesellschaft zusammenwirken, um die Menschen mit Erfolg weiser, besser und glücklicher zu machen." Dasselbe gilt von den Schriften George Eliots. Sie können, um mit einem großen Dichter zu sprechen,

„anderen Seelen ein Labtrunk in großen Seelenkämpfen sein, edlen Eifer wachrufen, reine Liebe nähren."

Wir haben gesehen, daß sich in George Eliot die Gabe der Analyse und die schöpferische Kraft vereint vorfinden. Sie ist gleichzeitig Dichterin und Philosophin. Sit hegt eine hohe Verehrung für alles Gute und Große, ist aber bereit, jede Ueberlieferung, jeden Glauben, jede Religion wissenschaftlich zu prüfen. In vielen modernen Romanen tritt uns der Geist der Poesie entgegen, in anderen der der Wissenschaft; nirgends aber begegnen wir einer so vollkommenen Mischung dieser beiden Elemente wie bei George Eliot. Die Wissenschaftlichkeit läßt keine Verminderung der Menschenkenntnis wahrnehmen, und auf den Stil übt sie erst in unserer Heldin letztem Romane, in „Daniel Deronda", einen vielleicht allzu starken Einfluß aus, was übrigens nicht verhindert, daß in diesem Buche die synthetisch-analytische Begabung der Verfasserin ebenso glänzend zu Tage tritt, wie in ihren übrigen Romanen.

Zufällig stammt George Eliot aus derselben Grafschaft wie Shakespeare (Warwickshire), und man darf kühn behaupten, daß nur sehr wenige Autoren dem „Schwan vom Avon" in dem Verständnis für die Vielseitigkeit des Daseins und der Charaktere — mit anderen Worten: in der Fähigkeit, die verschiedenartigen Faktoren der „Leben" genannten Tragikomödie zu würdigen — so nahe gekommen sind, wie jene seine Landsmännin. Diese Gabe ist eine eminent dramatische, und George Eliot gehört, obgleich sie niemals ein Theaterstück schrieb, eigentlich zur Schule der großen elisabethinischen Dramatiker, denn sie empfand mit derselben Deutlichkeit wie diese die Tragik, die in der Kleinlichkeit und den Beschränktheiten des menschlichen Lebens, sowie in der Unerbittlichkeit der Verhältnisse liegt.*)

*) Nachschrift: Seitdem Obiges geschrieben, erschien (Juni 1883): „George Eliot", by Mathilde Blind. (London, Allen.)

Biog.

Currer Bell.

(Charlotte Brontë.)

Merkwürdigerweise gibt es eine ganze Reihe berühmter englischer Autoren, die in Deutschland stark gelesen werden, ohne daß über ihren Lebenslauf oder ihre Werke in deutscher Sprache etwas Wesentliches geschrieben worden wäre. Zu diesen in biographisch-kritischer Hinsicht vernachlässigten Zierden der englischen Literatur gehört auch die hochbedeutende Verfasserin von „Jane Eyre" (oder „Die Waise aus Lowood"), welches Werk sowohl in seiner ursprünglichen Form als Roman wie auch in der viel dargestellten Birch-Pfeiffer'schen Dramatisirung sich in den Ländern deutscher Zunge der ausgebreitetsten Popularität erfreut. Dieser Umstand läßt es uns angemessen erscheinen, uns mit dem Leben und den Werken dieser ungemein interessanten und liebenswerthen Frau zu beschäftigen. Auf die dankenswertheste Weise wird uns die Aufgabe erleichtert durch das vor einigen Jahren stattgehabte Erscheinen eines demselben Gegenstande gewidmeten Buches, das auf diesen in vielen Beziehungen ein ganz neues Licht wirft: „Charlotte Brontë; a monograph by T. Wemyss Reid. With illustrations" (London, Macmillan and Co.).

Dieses Buch ist ein höchst schätzenswerther Beitrag zur neueren Literaturgeschichte Englands; denn der Verfasser ergänzt und bezeichnet auf Grund der ihm zur Verfügung gestellten um-

fangreichen Korrespondenz Charlottens mit ihren intimsten Freundinnen und auf Grund authentischer Mittheilungen kompetenter Personen die Lücken und Unrichtigkeiten in der 1856 veröffentlichten Brontë-Biographie der hervorragenden Romanschriftstellerin Mrs. Gaskell. Diese ist allgemein als eine der besten Lebensbeschreibungen anerkannt, die es überhaupt gibt; es ist eine in das Wesen der Heldin liebevoll eingehende Musterbiographie. Allein sie leidet an zwei Nachtheilen; zunächst wurde sie bereits einige Monate nach Charlottens Tode geschrieben, sodaß manches sich dem Auge der Verfasserin nicht im richtigen Lichte zeigen konnte; und dann machten sich Rücksichten auf allerlei damals noch lebende Personen geltend, Rücksichten, die Mrs. Gaskell abhielten, alles niederzuschreiben, was sie auf dem Herzen hatte. Herr Reid hat daher wohlgethan, eine neue Darlegung des Lebens und Charakters seiner Heldin zu geben.

An anderer Stelle haben wir die Bemerkung gemacht, es gebe einzelne Autoren, deren Lebensgeschichte ein ebenso hohes Interesse darbietet wie ihr Schaffen, ihre Werke. Auf niemand findet dies eine umfassendere Anwendung als auf Charlotte Brontë und ihre beiden Schwestern Emily und Anne. Das kleine, schüchterne, excentrische Weib aus der englischen Grafschaft Yorkshire, das sich 1847 unter dem Pseudonym „Currer Bell“ wie ein Schatten in die belletristische Literatur schlich, um schon nach kaum acht Jahren einer äußerst erfolgreichen Wirksamkeit sich geräuschlos wieder fortzustehlen, ist nicht nur wegen ihrer Schriften, sondern auch wegen ihrer Persönlichkeit ein Gegenstand großen Interesses. Bekanntlich ist die Wirklichkeit häufig romanhafter als die romanhaftesten Erzeugnisse der Phantasie; die Lebensgeschichte der Autorenfamilie, deren hervorragendstes Mitglied Charlotte war, klingt vom Anfang bis zum Ende wie ein Roman, und zwar wie ein sehr spannender und ziemlich düsterer. Namentlich Charlottens Laufbahn ist merkwürdig, rührend und tragisch.

Im Spätherbst des Jahres 1847 bewunderte das englische Lesepublikum einen Roman, der plötzlich erschienen war, ohne daß man den Namen des Verfassers jemals vorher gehört hatte. „Jane Eyre" von „Currer Bell" bildete das Tagesgespräch der sich für die Literaturbewegung interessirenden Kreise, die sich sowol über den Autor als auch über den eigentlichen Zweck des Buches die Köpfe zerbrachen. „Jane Eyre" war kein gewöhnliches Werk und machte demgemäß eine ungewöhnliche Sensation. Stellenweise durch Gedankenplumpheit und durch Unbeholfenheit im Ausdruck entstellt und die Feder eines Neulings verrathend, war dieser Roman durch und durch vom Feuer eines mächtigen Genius belebt. Man merkte, daß der Verfasser von den vorherrschenden Geistesströmungen nur wenig beeinflußt sei, daß er das Althergebrachte, das Konventionelle entweder nicht kannte oder gründlich verachtete; allein das Publikum ließ sich trotz alledem im Sturm erobern, wenn auch gegen seinen eigenen Willen. Freilich erhob sich, wie das meistens der Fall ist, in den Reihen der Kritik ein wilder Kampf gegen den Einfluß des neuen Schriftstellers; vorderhand aber hielt das Geniale der unerwarteten literarischen Erscheinung jede Opposition nieder und „Jane Eyre" wurde unter großer Anerkennung verschlungen. „Ich erinnere mich", schrieb Thackeray später, „gar wohl des Vergnügens, des Entzückens und der Bewunderung, mit denen ich das Exemplar von „Jane Eyre" durchlas, das mir von einem Autor zugesandt wurde, dessen Name und Geschlecht mir damals unbekannt waren; obgleich über Hals und Kopf beschäftigt, konnte ich die Bände nicht aus der Hand legen, ehe ich sie vollständig durchgelesen hatte." Selbst diejenigen, die den Roman Currer Bell's nicht empfehlen zu können glaubten, diejenigen, denen die darin vorkommende häufige Vorführung großer Leidenschaften und Mißgeschicke nicht genehm war, diejenigen, welche Currer Bell's Unwissenheit in Dingen der höheren Gesellschaft scharf tadelten,

konnten nicht verhehlen, daß das Buch einen unerklärlichen Zauber auf sie ausübe.

In England herrschte um die genannte Zeit ein wahres „Jane Eyre"-Fieber. Dieses Buches Ruhm und Einfluß drang sehr rasch auch über das Weltmeer; in Amerika wurde die Geschichte der englischen Gouvernante nicht minder gierig gelesen wie in London. Zufällig erschien dieses, untrügliche Spuren einer ungeübten Hand aufweisende Werk gleichzeitig mit einem andern Meisterwerk: Thackeray's erstem größeren Roman; aber anfänglich machte „Jane Eyre" weit mehr Aufsehen als „Vanity Fair", und der bisher gänzlich unbekannte Currer Bell errang in wenigen Wochen einen größeren Ruhm, als Thackeray in vielen Jahren hatte erringen können. Um so stärker war die Reaktion, als sich die erste Erregung der literarischen Welt gelegt hatte und einer ruhigeren Betrachtung wich. Die Fehler des Buches waren leicht herauszufinden; des Verfassers Unbekanntschaft mit dem technischen Hülfsapparat der professionellen Schriftstellerei lag klar zu Tage und es konnte daher den Rezensenten nicht schwer fallen, schneidige Artikel gegen den sich eindrängenden Neuling zu schreiben. „Jane Eyre" enthielt viel rein realistische Seelenmalerei; Currer Bell maß darin Tiefen, die das Senkblei der gewöhnlichen Romanschreiber nicht hätte ergründen können, und behandelte einander widerstreitende Leidenschaften mit meisterhafter Kühnheit. Diesen Vorzügen standen aber große Mängel gegenüber: die üblichen Nebensächlichkeiten, die Szenerie, selbst der Dialog ließen viel zu wünschen übrig. Man gab dem Autor zu verstehen, daß ihn in diesen Dingen jeder Rezensent, jeder Theaterschriftsteller übertreffen könne. Wohl erhob sich da und dort eine kräftige Stimme zu Gunsten von „Jane Eyre"; so schrieb „Fraser's Magazine" Ende 1847: „Eine Seele spricht hier zu Seelen", und „Blackwood's Magazine" im Frühling 1848: „Es ist kein Buch für prüde Weiber, keins für verweichlichte, geschmacklose Männer, sondern eins für fühlende Herzen

und für den kritischen Verstand; von diesem Standpunkte aus ist das Buch genußreich." Im großen und ganzen jedoch sprach sich die Kritik ungünstig aus. Man nannte das Buch „unschicklich und unsittlich", warf dem Autor vor, „einer heidnischen Religionslehre" anzuhängen, erklärte die Sprache für „roh, ungestüm, gemein", den Ton für „locker, geschmacklos". Von dem Roman zu seinem Verfasser war nur ein Sprung. Die literarischen Kaffeeschwestern wußten nicht recht, was sie mit dem funkelnagelneuen Autornamen beginnen sollten. Die sonderbarsten Gerüchte über die Person Currer Bell's schwirrten durch die Luft. In Einem Punkte waren sämmtliche Kritiker einig: darin nämlich, daß „Jane Eyre" nicht blos ein Roman sei, sondern eine Selbstbiographie, in der aus dem wirklichen Leben gegriffene, traurige Erfahrungen der Heldin niedergelegt sind. Und man war höchst neugierig, wer diese wunderbare Gouvernante sei und wo sie lebe. Den verbreitetsten Glauben fand die von der großen, zopfigen „Quaterly Review" aufgestellte Theorie, Jane Eyre und Becky Sharp, die verworfene Heldin von Thackeray's „Vanity Fair", seien blos zwei verschiedenartig gemalte Porträts eines und desselben Originals: nämlich einer von Thackeray aufgegebenen ehemaligen Maitresse, der sie als Becky Sharp geschildert und an dem sie Rache genommen, indem sie ihn in „Jane Eyre" als Rochester malte. Diese wundersame Hypothese krönte die ehrwürdige Zeitschrift mit folgendem Schlußurtheil: „Wenn wir das Buch überhaupt einer Dame zuschreiben sollen, so bleibt uns nichts übrig, als es einer zuzuschreiben, die aus irgend einem triftigen Grunde längst die Gesellschaft ihres eigenen Geschlechts verwirkt hat." O über diese tiefe Weisheit! Es war dies dieselbe „Quaterly Review", die einige Jahre vorher George Sand weit unter Dumas und Paul de Kock gestellt, sie als die „gemeinste Feder, deren Erzeugnisse je öffentlich verkauft worden sind", bezeichnet und behauptet hatte, ihre Werke „würden in jedem andern Lande öffent-

lich vom Henker verbrannt werden!" Wie wunderten sich die klatschsüchtigen Kritiker und die neugierige Lesewelt, als das Geheimnis schließlich an den Tag kam, als man erfuhr, die Verfasserin von „Jane Eyre" sei keine anrüchige Person, die blos ihre eigenen traurigen Erfahrungen geschildert habe, sondern „eine Art ernster Jeanne d'Arc", ein reines, sanftes, hochherziges Mädchen, das stets ein Leben voll Geduld, Ergebung und Selbstverleugnung geführt hatte und dessen Neigungen sich kaum über die Mitglieder ihrer Familie und über einige intime Freundinnen hinauserstreckten! Und als man endlich dies alles wußte, war die Verwunderung nur noch größer als vorher; daß die junge Tochter eines Landpredigers in einem entlegenen yorkshirer Dorfe ein solches Buch geschrieben haben könne, wurde als achtes Weltwunder betrachtet.

Erklärlich wird dieses Wunder durch einen Einblick in die Lebensgeschichte und die Charakterindividualität unserer Heldin. Sie wurde am 21. April 1816 zu Haworth (in der Nähe von Bradford) geboren und war das vierte Kind des dortigen Pfarrers, der ursprünglich „Prunty" geheißen, aber schon in Irland, seiner Heimath, den besser klingenden Namen „Brontë" angenommen hatte. Die Mutter starb kurz nach der Geburt der jüngsten Tochter, Anna, und hinterließ ihrem Gatten sechs kleine Kinder, deren ältestes erst $7\frac{1}{2}$ Jahre alt war, die aber alle eine seltene geistige Begabung zeigten. Das Wesen des alten Brontë übte einen weittragenden Einfluß auf die Entwickelung des Charakters und des Geistes seiner Kinder. Er war äußerst exzentrischer, wunderlicher Natur, ein seltsames Gemisch von guten und schlimmen Eigenschaften. Er behandelte die meisten Leute freundlich und hatte eine große Freude an der strengen Rechtschaffenheit der yorkshirer Bauern. Als seine Tochter Charlotte berühmt wurde, gewährte ihm das außerordentliches Vergnügen und er schnitt aus den Zeitungen jede auf sie Bezug habende Notiz heraus. Aber im großen und ganzen hatte er

sein Leben lang nur für Eine Person wirkliche Sympathien, und zwar für sich selbst. Leidenschaftlich, eigensinnig, eitel, gegen die Mitglieder seines eigenen Haushalts in der Regel kalt und abstoßend, entfaltete er in hohem Maße viele der Eigenthümlichkeiten, die Charlotte später dem Mr. Helston ihres Romans „Shirley" zuschrieb. Die Fremden, die ihm begegneten, fanden in ihm einen ängstlich höflichen Gentleman von altem Schrot und Korn; nur wer längere Zeit in seinem Hause weilte, kannte ihn von seiner natürlichen Seite. Eines Tages verdroß es ihn, daß seine Gattin ein sehr hübsches Kleid zum Geschenk erhalten hatte; ein Wort von ihm hätte genügt, der sich vor ihm fürchtenden Frau die Lust zum Tragen des Kleides zu benehmen; aber in seiner Leidenschaftlichkeit zerschnitt er es und übergab ihr die Fetzen. Schon zu Lebzeiten des vielgeprüften Weibes nahm er die Gewohnheit an, allein zu speisen. Ohne Unterlaß trug er geladene Pistolen bei sich, die er, wenn er in Zorn gerieth, in den Hinterhof hinaus abschoß, was so oft vorkam, daß die Dorfbewohner sich förmlich daran gewöhnten, aus dem Pfarrhause Schüsse kommen zu hören. Ein fester Glaube an die Größe seiner eigenen Weisheit gehörte zu seinen hervorragendsten Merkmalen, und er war vollkommen überzeugt, niemand sei so scharfsinnig, daß er ihn nicht foppen könne. Erstaunlich war die Beharrlichkeit, mit der er jede Sache, selbst die ungerechteste, verfolgte, deren er sich einmal angenommen; natürlich hatte dies oft die größten Peinlichkeiten im Gefolge.

Nach dem Tode der Mutter kam eine alte Tante herbei, um die Kinder zu überwachen und zu unterrichten; aber auch sie behandelte die Kleinen mit großer Gleichgültigkeit, so daß diese zu sonderbaren, vereinsamten, altväterlichen Geschöpfen heranwuchsen, die von der Außenwelt gar nichts wußten; denn nicht einmal mit den Dorfkindern durften sie verkehren. Sie waren gänzlich auf einander angewiesen und so ruhig und gesetzt, daß, als sie nach einer Reihe von Jahren die Sonntagsschüler des Dorfes zu sich

luden, um sie zu unterhalten, sie außer Stande waren, dies zu thun; sie mußten die Kinder erst bitten, ihnen das Spielen beizubringen, denn sie hatten es niemals gelernt. Die sechs Brontë'schen Kinder verbrachten ihre Zeit auf eine bei ihresgleichen sehr ungewöhnliche Weise; als Charlotte noch nicht sechs Jahre zählte, beschäftigten sich die Geschwister bereits mit Literatur und Politik. In einem Alter, in welchem andere Kinder ausschließlich an Puppen oder Bleisoldaten denken, debattirten die wunderbaren Kleinen im Pfarrhause zu Haworth über den Herzog von Wellington und verfochten die Sache des Torysmus mit überraschendem Eifer. Ungemein ergreifend ist die folgende Episode, die geeignet ist, uns einen Begriff zu geben von dem idealen Leben, das die uns hier zunächst interessirende Charlotte als Kind führte. Im Alter von sechs Jahren las sie des puritanischen Kesselflickers Bunyan berühmte „Wallfahrt des Pilgers" und fühlte sich von dieser großartigen Allegorie mächtig angezogen. Sie hielt alles für wahr und wirklich und faßte den Entschluß, ebenfalls der „Stadt der Zerstörung" zu entrinnen und die „himmlische Stadt" zu sehen. Aber wo war diese glanzvolle Stadt mit ihren goldenen Straßen, ihren Perlenthoren, ihren Juwelenmauern und ihrem Lichtthrone zu finden? Der einzige Ort, der ihr der Schilderung Bunyan's zu entsprechen schien, war die Fabrikstadt Bradford! Sie hatte nämlich die Dienstboten in der Küche mit Begeisterung von Bradford sprechen hören und machte sich denn in der That eines Tages (1822) auf den Weg dahin. Sie mochte etwa eine Stunde auf der Landstraße dahingeschritten sein, als sie an eine Stelle kam, an welcher überhängende Bäume die Straße verdunkelten; Charlotte dachte, sie habe bereits das Bunyan'sche „Thal des Todesschattens" erreicht, fürchtete sich, weiter zu gehen, kauerte sich nieder und wurde bald von dem sie suchenden Dienstmädchen entdeckt und nach Hause gebracht.

Nicht gering war auch der Einfluß, den die Beschaffenheit der Landschaft, in der sie aufwuchsen, auf die kleinen Brontës

ausübte. „Noch heute", sagt Reid in seinem eingangs erwähnten Buche, „da das Dampfroß Haworth täglich mehreremal passirt, gleicht dieses Dorf nicht andern Orten. Es ist ein kleines Fabrikdorf, das zwischen den Hügeln und dem Marschlande versteckt liegt, die sich vom Herzen der Grafschaft Yorkshire bis zu dem der Grafschaft Lancashire hinziehen. Und es trägt das Gepräge seiner geographischen Lage. Im Sommer und Herbst ist das ausgedehnte Moor prächtig anzusehen. . . . Aber in den traurigen, bleiernen Wintertagen sehen wir Haworth in seiner wahren Gestalt. Selbst der Eisenbahn ist es nicht gelungen, es mit der Außenwelt in nähern Zusammenhang zu bringen; man kann sich daher vorstellen, daß zur Zeit, da es noch keinen Bahnhof besaß und ganz abgelegen und unbeachtet war, seine Einwohner einen Theil der die Abgeschlossenheit begleitenden Eigenthümlichkeiten besitzen mußten, durch die sich die Bewohner von Zermatt und Pontresina auszeichneten, ehe sie von der Sommertouristen-Kultur beleckt wurden." Inmitten des einsamen stillen Moorlandes lebend, und an Beobachtung des Firmaments und des Wetters gewöhnt, sogen die jungen Brontës eine große Liebe zur freien Natur, ein Vergnügen an stürmischen Winden und wilden Wolkengebilden ein. Man konnte die sechs armen Würmchen oft Hand in Hand das Moor durchschreiten sehen.

Als Charlotte ihr achtes Lebensjahr zurückgelegt hatte, schickte man sie in eine von einem Geistlichen gehaltene Schule nach Cowan-Bridge, wo sich bereits drei ihrer Schwestern befanden. Es ist dies dieselbe Schule, die sie nachträglich in „Jane Eyre" nach Lowood verlegte und so grauenerregend schilderte. Die Zöglinge litten Hunger, Kälte und Feuchtigkeit und die beiden ältesten Schwestern Charlottens starben an den Folgen der dort erlittenen grausamen Behandlung; auch wurde die Gesundheit Emily's und Charlottens daselbst auf immer untergraben. Zum Glück blieben die beiden letzteren nicht lange

an dem abscheulichen Orte, sondern wurden wieder nach Hause gebracht. Charlotte war das älteste der überlebenden vier Kinder, welche die Jahre von 1825—31 im Vaterhause verbrachten, ohne daß sich jemand sonderlich um sie bekümmert hätte. Der Alte nahm an ihnen kein genügendes Interesse, um sich aus seinem Egoismus reißen zu lassen; die ewig kranke Tante glaubte ihre Pflicht gethan zu haben, wenn sie den Kleinen einige Lektionen gab und sie anhielt, täglich ein gewisses Quantum weiblicher Handarbeiten zu machen. Im übrigen blieben sie sich selbst überlassen, und schon im ersten Jahrzehnt ihres Lebens vertrieben sie sich die Zeit mit Versuchen auf dem Gebiete der Romanschriftstellerei. Einige von Mrs. Gaskell mitgetheilte Proben beweisen, daß namentlich Charlotte bereits damals Kernigkeit und Originalität an den Tag legte. Die Kritik hat der spätern Schriftstellerin vorgeworfen, sie übertreibe in ihren Romanen die Frühreife der Kinder; allein was bei anderen wirklich Uebertreibung gewesen wäre, war bei Currer Bell nur die getreue Wiedergabe ihrer eigensten Erfahrungen.

Im Jahre 1831 erachtete Herr Brontë es für angemessen, seine nunmehr älteste Tochter abermals zur Schule zu schicken. Diesmal lief die Sache besser ab; denn Charlotte kam nach Roehead in das Mädchenpensionat der guten und leutseligen Miß Wooler, die ihre lebenslängliche Freundin und Korrespondentin wurde. Hier lernte sie auch Miß Ellen Nussey kennen, eine Mitschülerin, die sie sich zur einzigen eigentlichen Vertrauten erkor und mit der sie bis zu ihrem Tode in ununterbrochener persönlicher oder schriftlicher Verbindung blieb. Reid basirt sein Buch vorwiegend auf die ihm vorliegenden Briefe Charlottens an diese übrigens noch unter den Lebenden weilende Dame, Briefe, die von Originalität der Denkweise, von gesundem Urtheil, von großem kritischen Verständnis für Menschencharaktere und Bücher, sowie von erstaunlicher Gemüthstiefe zeugen. Anfänglich verblüffte Charlotte ihre Mitschülerinnen; sie war ganz außerordentlich

schüchtern, konnte nicht spielen und war in Sachen der Politik, der Kunst und der Literatur ungemein bewandert, während sie von manchen alltäglichen Dingen keinen Begriff hatte. Ihre hochentwickelte Kurzsichtigkeit erhöhte ihre Abneigung gegen das Spielen, und so lag sie denn ohne Unterlaß ihren Studien ob, die ihre Sehnsucht nach ihren heißgeliebten Geschwistern eindämmen halfen. Mitte 1832 kehrte sie ins Vaterhaus zurück und brachte diesen nunmehr bei, was sie selbst in Roehead gelernt hatte. Die nun folgenden drei bis vier Jahre gehören zu den glücklichsten im Leben dieser Familie; die Kinder waren die Kälte und Excentricität des Vaters und die Gleichgültigkeit der Tante bereits gewohnt und erfreuten sich einer heilsamen, gesunden, viel Gutes für die Zukunft versprechenden Zufriedenheit. Sie setzten ihre literarischen Privatübungen fort und Charlotte sandte einige ihrer Gedichte an Southey, mit der Bitte um sein Urtheil. Er antwortete sehr freundlich, ermuthigte sie aber nicht zu weiteren Leistungen dieser Art.

Patrick Branwell Brontë, der einzige Sohn des haworther Pfarrers, war ein ganz ungewöhnlich begabter Junge, das begabteste Mitglied dieser so begabten Familie. Als er sein 18. Jahr erreichte, wurde beschlossen, daß er Maler werden und an der königlichen Kunstakademie zu London studiren solle. Um die hiermit verbundenen Kosten erschwingen zu helfen, entschloß sich Charlotte 1835, Lehrerin oder Gouvernante zu werden. Um zu ermessen, welche Selbstverleugnung für sie hierzu gehörte, muß man bedenken, wie außerordentlich schüchtern sie war und wie peinlich die Gegenwart von Fremden auf sie, und noch mehr auf ihre Schwester Emily einwirkte, was in Anbetracht der Weise, in der sie erzogen wurden, nicht wundernehmen kann. Wenn die Schwestern, was doch hier und da nicht zu vermeiden war, mit unbekannten Personen zusammen kamen, fand ihre frohe Laune augenblicklich ein Ende und machte einer starken geistigen Niedergeschlagenheit, einer grausamen Verlegenheit, einem trüben Schweigen Platz.

Ganz anders waren die Geschwister untereinander, und Charlotte namentlich auch in Gesellschaft ihrer Schulkolleginnen und intimen Freundinnen; da lachte sie mit den andern und war selbst einem tüchtigen Spaß nicht abgeneigt. Auch widerspricht ihr neuer Biograph der Behauptung der Mrs. Gaskell, daß Charlotte oft geheimen Schreckniſſen und abergläubiſchen Schwärmereien ausgeſetzt geweſen ſei; Reid erklärt ſie für furchtlos und führt als Beleg hierfür Folgendes an: „Als in dem alten Schulhauſe zu Roehead das Gerücht entſtand, daß in den oberen Stockwerken ein Geſpenſt ſein Unweſen treibe, zögerte Charlotte Brontë nicht, in der finſteren Winternacht allein hinaufzugehen, während ihre ängſtlichen Mitſchülerinnen unten zitternd um den Kamin herumſtanden.“ Dieſe Furchtloſigkeit ſchloß die erwähnte Schüchternheit nicht aus, und es war daher, abgeſehen von dem engen Bande, das die Schweſtern verknüpfte, und von der Unkenntnis, in der Charlotte hinſichtlich der Außenwelt lebte, kein geringes Opfer, einen Entſchluß zu faſſen, wie den angedeuteten. Allein ihr ſtets hervorragendes Pflichtgefühl ließ ſie nicht lange zögern. Glücklicherweiſe wurde ſie in den Schulen und Häuſern, an und in denen ſie ſich ihrer neuen Thätigkeit widmete, recht gut behandelt, und mit Recht widerſpricht Reid — auf Grund von Briefen — der Gaskell'ſchen Verſion, als ſei das Gegentheil der Fall geweſen. Auch fand ſie einigen weiteren Troſt in der Korreſpondenz und dem zeitweiligen Zuſammentreffen mit ihren Schweſtern und Freundinnen. Selbſtverſtändlich konnte ihre neue Laufbahn aber trotz alledem weder ihren perſönlichen Neigungen noch ihren geiſtigen Fähigkeiten entſprechen; in einem ihrer Briefe an Miß Nuſſey heißt es denn auch:

„Ich fühle mich unglücklich, wenn ich an die Nothwendigkeit denke, mein Leben als Gouvernante hinzubringen. Das Haupterfordernis für eine ſolche ſcheint die Gabe zu ſein, alles von der leichten Seite zu nehmen und ſich überall, wohin ſie der Zufall

verschlägt, behaglich und heimisch zu fühlen; dazu taugt unsere ganze Familie nicht."

Charlottens Charakter erscheint uns von seiner edelsten Seite, wenn wir erfahren, daß sie sich trotz der Peinlichkeit des ihr unsympathischen Gouvernantenlebens nicht abhalten ließ, eine höchstgünstige Gelegenheit zur Gründung eines eigenen Herdes unbenutzt zu lassen. Was hätten die Nachbeter der scharfsinnigen Theorie der „Quarterly Review" — die Verfasserin von „Jane Eyre" sei eine unmoralische Person, die ein unmoralisches Buch geschrieben habe — gesagt, wenn sie den nachfolgenden Brief gelesen hätten, der die Gründe darlegt, aus denen das hochherzige Mädchen einen in jeder Beziehung vortheilhaften Heirathsantrag ablehnte?

„Du fragst mich, ob ich von T. Brief hatte; ja, vor einer Woche. Ich bekenne, daß mich dessen Inhalt ein wenig überraschte; aber ich habe darüber Stillschweigen beobachtet, und hätte auch Dir gegenüber die Sache unberührt gelassen, würdest Du mich nicht darüber befragen. T. schreibt, er habe sich in X. behaglich niedergelassen und es gehe ihm mit seiner Gesundheit weit besser. Sodann deutet er an, er wolle über kurz oder lang heirathen, und bittet mich, seine Frau zu werden. Der Brief enthält keinerlei Phrasen und Schmeicheleien und ist in einem vernünftigen Tone geschrieben, der T.'s Urtheilskraft alle Ehre macht. Allerdings sind einige Punkte seines Vorschlages sehr verlockend. . . . Aber andererseits stellte ich mir zwei Fragen: Liebe ich T. so, wie eine Frau ihren Gatten lieben soll? Und bin ich danach angethan, ihn glücklich zu machen? Leider verneinte mein Gewissen beide Fragen. Ich war mir bewußt, T. zu achten und ihm gut zu sein, weil er ein liebenswürdiger, gutgesinnter Mann ist; aber ich fühlte, daß ich für ihn nicht jene innige Zuneigung hege, die mich gegebenenfalls für ihn sterben ließe. Wenn ich jemals heirathen soll, so müßte diese Vorbedingung vorhanden sein. Es ist zehn gegen eins zu

wetten, daß sich mir nie wieder eine so gute Gelegenheit darbieten wird; allein was thuts? Ueberdies wußte ich, daß T. mich viel zu wenig kennt; er wäre erstaunt, sähe er mich in meinem natürlichen Wesen; er würde mich für eine wilde, enthusiastische Schwärmerin halten. Ich könnte nicht den ganzen Tag über ruhig dasitzen und meinem Gemahl ein ernstes Gesicht vormachen; ich würde lachen, spotten und alles aussprechen, was mir in den Sinn käme. . . . Könnte ich es unter solchen Umständen mit meinem Gewissen vereinbaren, einen ernsten, ruhigen Mann wie T. zu heirathen? Nein, ich hätte ihn nur getäuscht, und ein solcher Betrug ist unter meiner Würde. Ich schrieb ihm daher einen ausführlichen Brief, in welchem ich auf möglichst milde Weise ablehnte und auch die Gründe der Ablehnung offenherzig angab. . . ."

Ein Wendepunkt im Leben Charlottens, eine beträchtliche Erweiterung ihres Gesichtskreises trat mit ihrem Aufenthalt in Brüssel ein. Sie sowohl wie ihre beiden Schwestern, die ebenfalls Gouvernanten geworden waren, hatten gefunden, daß ihr Einkommen nicht hinreiche, die Ausgaben des auf Abwege gerathenden Bruders zu bestreiten; sie waren daher nach einigen Jahren ins Vaterhaus zurückgekehrt. Im Jahre 1842 nun beschäftigten sie sich mit dem Gedanken, in Haworth eine höhere Mädchenschule zu begründen, und um sich hierauf entsprechend vorzubereiten, begaben sich Charlotte und Emily nach der belgischen Hauptstadt. Emily kehrte bald zurück, während Charlotte mehr als zwei Jahre lang im Héger'schen Institut verblieb. Natürlich sah und lernte sie in der ausländischen Großstadt viel Neues; ihre größte Errungenschaft aber war die große Selbsterkenntnis, die sie sich in dem fremden Lande aneignete. Viel zu leiden hatte sie seit der Abreise ihrer Schwester dadurch, daß sie ihre Lieben lange nicht wiedersah und niemanden hatte, mit dem sie sich nach Herzenslust über die Vorgänge in ihrem Innern hätte ausplaudern können; sie mußte daher ihre lebhaften Gemüthsbewegungen schweigsam

in sich schließen und ein ruhiges, kaltes Aeußere erkünsteln, während in ihrer Brust ein angstvolles Herz fieberhaft schlug. „Mein früherer Enthusiasmus", schreibt sie kurz vor ihrer Wiederkehr an Miß Nussey, „ist gezähmt und gebrochen; ich habe weniger Illusionen; ich sehne mich jetzt nach einer umfassenden Thätigkeit, nach einem Lebensziel." Mit geläutertem Gemüth und zahmerem, aber keineswegs schwach gewordenem Charakter kehrte sie aus Brüssel nach Hause zurück. Reid weist nach, daß die wahre Geschichte der brüsseler Episode und der Bedeutung, die dieselbe für das Leben unserer Heldin hatte, weder in Mrs. Gaskell's Biographie noch in Charlottens Briefen — sie sagte ausdrücklich, sie könne dem Papier nur wenig anvertrauen — zu suchen sei, sondern in dem Roman „Vilette"; dieses Meisterwerk Currer Bell's enthält Enthüllungen über die wichtigsten Punkte der Herzensgeschichte der Verfasserin, und Lucy Snowe ist das getreueste Bild, das von Charlotte Brontë selbst existirt; ein gut Theil der seltsamen Erlebnisse Lucy Snowe's sind buchstäblich nichts anderes als Erlebnisse Charlottens.

Im haworther Pfarrhause gab es mittlerweile nicht viele gute Tage, denn der Alte war von einem bösen Augenleiden heimgesucht und sein einziger Sohn, der wieder zu Hause wohnte, bildete nunmehr den Fluch und die Last der Familie, deren Stolz und Hoffnung er einst gewesen; denn er hatte sich der Trunksucht und Ausschweifung ergeben. Dies war mit ein Grund, warum aus dem Schulprojekt nichts wurde, trotzdem man damit einen Versuch machte; überdies war Haworth so entlegen und so wenig anziehend, daß niemand seine Töchter dahin schicken wollte. Charlotten wollte bei ihrem größern Horizont das einengende, eintönige Gefangenleben auf dem kleinen Dorfe nicht mehr zusagen und sie sehnte sich trotz aller erfahrenen Bitternisse nach dem reichen, vielgestaltigen Leben Brüssels zurück. Aber sie unterdrückte in ihrer Pflichttreue ihre Ungeduld, ihre Hoffnungen und

Neigungen, um ihre Rolle als älteste Schwester — unterdessen war auch die Tante gestorben — wieder zu übernehmen und das Hauswesen zu leiten. Sie brachte es zu Wege, daß ihr Geist trotz allen Mißgeschicks und allen Zwanges nicht krankhaft oder melancholisch wurde. Ihr Charakter war viel zu hochherzig, als daß sie jemals der Selbstsucht Raum gegeben hätte. „Sie war", bemerkt Herr Reid treffend, „keins der krankhaften Geschöpfe, die über die Leiden des Daseins brüten und der Ansicht sind, daß die Welt gar nicht würdig sei, so ausgezeichnete Bewohner zu haben, wie sie es sind. . . . Von dem bei jungen Leuten so häufigen Selbstbemitleiden findet sich in ihren Briefen keine Spur." Nein, wahrlich nicht, eher das Gegentheil, d. h. sie geht in ihrer Korrespondenz oft gar streng mit sich ins Gericht. Sie war nicht nur frei von krankhaftem Selbstbewußtsein, sie interessirte sich auch in hohem Grade für andere, verstand es, sich in die Freuden und Leiden anderer hineinzuleben, und nahm an dem Schicksal anderer den lebhaftesten Antheil, freilich nicht wahl- und ziellos, sondern dort, wo es ihr nöthig schien, mit scharfem kritischem Blick. Viele, die mit ihr in Berührung kamen, ahnten nicht, wie genau sie von der schlichten Pfarrerstochter beobachtet wurden. Ja, ihre Beobachtungsgabe war sehr scharf, und lange, ehe sie als Schriftstellerin auftrat, machte sie in ihren Briefen die Charakterkenntnis geltend, die man später in ihren Romanen bewunderte.

Da sie, wie wir gesehen, außer Stande war, ihre Sehnsucht nach auswärts zu befriedigen, dieses Sehnen aber irgendeiner kräftigen Ableitung bedurfte, und da sie ferner wünschte, dem niederschlagenden Einfluß der häuslichen Sorgen und des Kummers über ihres Bruders Verfall zu entgehen, nahm sie ihre Zuflucht zur Dichtkunst. Sie hatte von Kindheit auf Verse geschrieben; dieselben waren aber ziemlich mittelmäßig gewesen; jetzt hatte sie viele neue Erfahrungen und Kenntnisse gesammelt; ihr Gemüth war tiefer, ihr Geschmack feiner geworden und sie

weihte sich nun neuerdings insgeheim dem Dienste der Muse. Diese geheime Bethätigung ihrer Begabung gewährte ihr Trost und Vergnügen; ihre Briefe aus jener Zeit beweisen, daß ihr Geist wieder ins Gleichgewicht kam. Eines schönen Tages entdeckte sie durch einen Zufall, daß auch Emily ihr Herz zu den Füßen der Muse ausgeschüttet hatte. Emily konnte sich ob der ihr unerwünschten Entdeckung gar nicht beruhigen und grollte ihrer älteren Schwester nicht wenig, ließ sich aber rasch versöhnen, als Charlotte sich zu derselben Sünde bekannte; um das Kleeblatt zu vervollständigen, rückte auch Anne mit dem gleichen Geständnis heraus. Keine Schwester hatte die andere eingeweiht! Das Fazit war, daß die drei Mädchen eine Reihe ihrer Gedichte zu einem Bändchen vereinigten, das sie auf eigene Kosten unter dem Titel „Poems by Currer, Ellis, and Acton Bell" drucken ließen. Diese literarische Leistung blieb fast gänzlich unbeachtet, sowohl zur Zeit ihres Erscheinens als auch seither. Dieser Mißerfolg war zum Theil unbegründet; denn wenn die Gedichte auch nicht gerade als klassisch gelten können, so sind sie andererseits doch auch keine hohlen, krampfhaften Ausbrüche weltschmerzlicher Mädchen, sondern kräftige, ruhige, aufrichtige Seelenergüsse. Man sieht es ihnen an, daß sie ihren Verfasserinnen vom Grunde des Herzens kommen, daß sie geschrieben wurden, weil die Schwestern etwas zu sagen hatten. Die Palme von den drei pseudonymen Poetinnen trägt Emily (Ellis Bell) davon, nicht Charlotte, auf deren Talent die mit der Anwendung von Reimen und Versmaßen verbundenen Einschränkungen nicht selten hemmend einwirkten. Niemand, nicht einmal der alte Brontë, ahnte, wer die Dichterinnen waren.

Als die drei Schwestern sahen, daß es mit den poetischen Versuchen nichts sei, beschlossen sie, sich an größere Prosawerke heranzuwagen. Sie dachten vielleicht auch daran, daß sie dadurch Geld verdienen könnten; vornehmlich aber war es ihnen darum zu thun, sich von den düsteren Sorgen ihres Lebens durch Schilderung erdachter Personen und Ereignisse, sowie durch Darlegung

der Gedanken, die sie sich seit vielen Jahren über alles Mögliche gemacht, zu retten. Sie hielten eine lange Berathung ab, in welcher sie die Titel, die handelnden Personen und die Handlungsumrisse von drei Romanen feststellten, deren jeden eine von ihnen abfassen sollte. Mit Recht bedauert Reid, daß kein Bericht über den Verlauf dieser merkwürdigen literarischen Konferenz existirt, von der Charlotte stets mit Liebe und Zärtlichkeit sprach. Die drei angehenden Belletristiker machten sich ohne viel Federlesens an die Arbeit, verriethen jedoch keiner menschlichen Seele das Geringste von ihrem Thun und Treiben; nicht einmal der Vater und der Bruder ahnten, was die um den Tisch herum sitzenden und emsig schreibenden Mädchen im Schilde führten. Vor dem Zubettgehen theilten sie einander allabendlich mit, was sie tagsüber geschrieben, und legten an alles gegenseitig die Sonde der Kritik. Die drei Romane betitelten sich: „The Professor" von Currer Bell (Charlotte), „Wuthering Heights", von Ellis Bell (Emily), „Agnes Grey", von Acton Bell (Anne), und wurden nach Vollendung an einen londoner Verleger geschickt. Der neugierige Briefträger fragte den alten Pfarrer, wer der „Herr Currer Bell" sei, der aus London so häufig Briefe erhalte; der ahnungslose Mann antwortete: „In meinem Pfarrbezirke gibt es keinen Herrn dieses Namens." Während nun die Manuskripte Emily's und Anne's angenommen wurden, sah sich ein Verleger nach dem anderen genöthigt, das Charlottens abzulehnen; aber die Herren Smith, Elder and Co. gaben ihr verschiedene Winke für die Zukunft. Sich dieselben zu Nutze machend, schrieb sie einen zweiten Roman: „Jane Eyre" und sandte ihn der genannten Firma ein (Ende August 1847), die ihn sofort druckte. Das Weitere haben wir bereits mitgetheilt. Ihren großen Erfolg und den damit verbundenen Umschwung in ihren Lebensverhältnissen ertrug Charlotte sehr ruhig und gelassen. Die neue Situation machte sie glücklich, aber ihr bescheidenes Wesen blieb davon unberührt; sie hielt sogar nach wie vor jeder-

mann, selbst ihren Verlegern gegenüber, ihre Pseudonymität aufrecht. Nur ihrem Vater mußte sie sich schließlich entdecken; sich ein Herz fassend, ging sie eines Tages in dessen Studirzimmer und platzte heraus:

„Papa, ich habe ein Buch geschrieben."

„Wirklich, meine Liebe?"

„Ja, und ich wünsche, daß Du es leseſt."

„Ich fürchte, daß dies meine Augen zu sehr anstrengen würde."

„Aber es ist nicht handschriftlich, sondern gedruckt."

„Ei, meine Liebe, Du hast nicht bedacht, wie kostspielig das ist. Du wirst dadurch Verluste erleiden, denn wie willst Du den Verkauf eines Buches bewerkstelligen"?

Auch über diesen Punkt beruhigte sie den Greis, indem sie ihm die auf eine hohe Summe lautende Anweisung zeigte, die das Honorar für „Jane Eyre" bildete. Auch las sie ihm eine Reihe von Rezensionen vor und übergab ihm ein Exemplar des Buches. Bei Tische sagte er dann gelassen: „Mädchen, wißt ihr, daß Charlotte ein Buch geschrieben hat? Dasselbe ist besser, als ich erwartet hätte." Den Verlegern hätte sie sich vielleicht niemals entdeckt, wäre ihr nicht zu Ohren gekommen, daß das Gerücht verbreitet sei, sie habe Thackeray in „Jane Eyre" als Rochester satirisirt und sogar dessen Privatleben in die Oeffentlichkeit gezerrt. Sie war darüber um so mehr entrüstet, als sie eine eifrige Verehrerin der Werke Thackeray's war, von dessen Privatangelegenheiten aber keine Kenntnis hatte. Sie fuhr daher mit Anne nach London, um mit den Verlegern über diesen Punkt zu sprechen. Im Geschäftslokal der Herren Smith, Elder and Co. wollte man sie nicht zum Chef der Firma lassen, weil sie sagte, eine Anmeldung unter ihrem Namen wäre nutzlos. Das Wortgeplänkel lockte den Chef aus der Schreibstube herbei; unwillig fragte er: „Junge Dame, was können Sie von mir wollen?" Sie antwortete: „Ich komme aus Yorkshire und wünsche mit

Ihnen privatim zu sprechen. Ich habe „Jane Eyre" geschrieben." „Sie haben „Jane Eyre" geschrieben!" rief der Verleger vergnügt aus und führte die beiden Mädchen zu seiner Mutter, die sich ihrer liebevoll annahm. Sie gingen mit Mr. Smith in die Oper und ließen sich von ihm einen Theil der hauptstädtischen Sehenswürdigkeiten zeigen, lehnten es aber ab, die Bekanntschaft literarischer Größen zu machen, und kehrten nach wenigen Tagen in die Heimath zurück, wo ihrer böse Zeiten harrten. Im September 1848 starb der immer lasterhafter gewordene, gänzlich heruntergekommene Patrick Branwell, der den Schwestern viele kummervolle Stunden bereitet hatte. Kaum drei Monate später schied auch Emily aus dem Leben; Charlotte, Anne und der Vater erkrankten und im Mai 1849 hauchte auch die zarte, sanfte Anne ihre reine Seele aus, sodaß die furchtbar heimgesuchte Charlotte innerhalb weniger Monate vollständig geschwisterlos wurde. Der Tod jedes einzelnen der drei Geschwister war mit merkwürdigen, romanhaften Umständen verbunden; allein es würde uns zu weit führen, diese Dinge, so interessant sie auch sein mögen, hier zu erzählen.

Von nun an behandelte Herr Brontë sein jetzt einziges Kind mit auffallender Zärtlichkeit und ihm zu Liebe that die pflichttreue Tochter, die sich natürlich vereinsamter als je fühlte, als wäre ihr der Aufenthalt zu Hause angenehm. Innerlich litt sie freilich furchtbar; allein sie wies alle Einladungen, sich auswärts zu zerstreuen, zurück und suchte nur im literarischen Schaffen Trost, indem sie den bereits begonnenen Roman „Shirley" vollendete, in welchem sie ihre Schwester Emily so darstellte, wie sie sie in nahezu dreißigjährigem, intimem Verkehr kennen gelernt hatte. „Shirley" ist Currer Bell's glänzendstes und gesundestes Werk. Shirley selbst ist Emily; in Caroline Helston lassen sich die Umrisse des Wesens von Charlottens mehrfach erwähnter vertrautester Freundin Ellen Nussey erkennen; der Charakter des Mr. Helston hat viele Züge mit dem des alten Brontë gemein.

Die Charakterzeichnung in diesem Roman ist durchweg äusterst gelungen und dasselbe läßt sich von den lebensvollen Schilderungen des yorkshirer Lebens und Treibens zu Anfang unseres Jahrhunderts sagen. Das Erscheinen von „Shirley“ erregte einen allgemeinen Sturm der Bewunderung; selbst die Kritiker, die „Jane Eyre“ gründlich getadelt hatten, konnten das neue Buch nicht genug loben. Der Umstand, daß man bereits allgemein wußte, wer „Currer Bell“ sei, brachte ihr zahlreiche Einladungen aus londoner Kollegenkreisen ein und sie ließ sich schließlich überreden, auf einige Wochen nach London zu kommen, um in Gesellschaft zu gehen und literarische Bekanntschaften zu machen. So lernte sie denn endlich Thackeray, Mrs. Gaskell, Miß Martineau u. s. w. persönlich kennen. In den nächsten Jahren besuchte sie London noch zu wiederholten Malen; allein das lebhafte und geschäftige Gesellschaftstreiben behagte ihr niemals recht; auch war es ihr peinlich, oft von den allgemein herrschenden Meinungen und Ansichten abweichen zu müssen. So z. B. schrieb sie an eine Freundin:

„ . . . Ich habe Macready zweimal spielen sehen, einmal als Macbeth, das andere mal als Othello. Ich verblüffte eine große Tischgesellschaft durch meine offenherzige Bemerkung, daß mir sein Spiel nicht gefalle. Es gehört jetzt zum guten Ton, über sein „glänzendes“ Spiel entzückt zu sein; ich aber finde dasselbe höchst unwahr und gekünstelt. Ueberhaupt ist unser ganzes jetziges Bühnenwesen nichts als hohler Unsinn. Possen werden ziemlich gut dargestellt; auf diesem Felde erfassen die Schauspieler ihre Rollen richtig und lassen ihnen Gerechtigkeit widerfahren. Aber von der Tragödie, von Shakespeare verstehen sie nichts.*) Ich sprach diese meine Ansicht unverhohlen aus und

*) Dieses ganze Urtheil könnte in denselben Worten ebensowol heutzutage geschrieben worden sein, denn es trifft noch jetzt von A bis Z zu; der Unterschied ist nur, daß Macready nicht mehr lebt; aber was hier von Macready gesagt wird, findet buchstäblich auf Irving, den heutigen Macready, Anwendung.

brachte dadurch ein bestürztes Schweigen der ganzen Gesellschaft hervor. Ich mußte mich oft zu andern Meinungen bekennen als die übrigen, und verletzte daher die Leute bei mehr als einer Gelegenheit. Es scheint unter anderem jetzt auch Mode zu sein, den schwülstigen, verworrenen, unverständlichen Stil der Elizabeth Barrett-Browning'schen Poesie zu bewundern. Man zitirte einige diesbezügliche Gedichte und erwartete, daß ich davon begeistert sein werde; ich bereitete jedoch abermals eine Enttäuschung. . . ."

Bei ihren späteren Besuchen in der Hauptstadt stellte sie die Bedingung, nicht „lionized" zu werden, d. h. nicht in Gesellschaft gehen zu brauchen. Ihre alte Schüchternheit konnte sie eben niemals ganz ablegen. Aus diesem Grunde und weil es ihr nicht zusagte, einen Gegenstand großer Aufmerksamkeit zu bilden, behandelte sie auch die vielen Besucher, die der Ruhm Currer Bell's in das haworther Pfarrhaus lockte, mit scheuer Gleichgültigkeit, während ihr Vater solchen Fremden gegenüber überschwenglich zuvorkommend und höflich war. Um so größeres Vergnügen gewährte Charlotten ihr Briefwechsel mit ihren alten und neuen Freunden und Freundinnen. Ihre Briefe zeugen von scharfer Beobachtungsgabe und großer Menschenkenntnis sowie von dem lebhaften Interesse, das sie jederzeit für die Geschicke ihrer Bekannten an den Tag legte. Als Illustration hierzu wollen wir nur Einen Brief, ein wahres Musterstück an Gefühlsadel und Charakterzeichnung, hier anführen:

„Ich schicke Dir Qu.'s Brief zurück. Die Angelegenheit dünkt mir höchst peinlich und in ihren Anfängen, ihrem Verlauf und ihrem Ende durchaus unwürdig. Qu. ist dabei die einzige schuldlose Person; sie steht zwischen ihrem rohen Vater und ihrem kalten, liebloſen Freier, wie die liebe Unschuld zwischen zwei verbissenen Schurken. Es scheint allzu streng zu sein, diesen Vergleich auf B. anzuwenden; allein wie ich jetzt sehe, verdient er das. Wenn er nicht in der Lage ist, eine Frau zu ernähren, wenn er keinen Penny sicheren Einkommens

hat, sollte er nicht daran denken, ein Mädchen zu heirathen, das außer Stande ist, von ihrer eigenen Hände Arbeit zu leben. Sein Mangel an Aufrichtigkeit, seine doppelte Fälschung des Sachverhalts spricht genügend gegen ihn und gewährt einen Einblick in seine verborgensten Beweggründe, einen Einblick, den ich gar nicht schildern mag. Uebrigens gleicht er vielleicht nur der Mehrheit der Männer. Diejenigen Männer, die eine bewegte Jugend hinter sich haben und deren Gefühle und Leidenschaften daher vorzeitig abgestumpft und erschöpft sind, können mit einer Heirath nur Eins bezwecken: die egoistische Förderung ihrer Interessen. Und solche Leute heirathen — machen zu ihrem Alterego — junge, bescheidene, aufrichtige, herzensreine Mädchen mit unverwelkten Gefühlen und fesseln dadurch solche Tugend und Lebenskraft an ihr eigenes verblühtes Dasein, solche Treuherzigkeit an ihre eigene Hohlheit, solche Uneigennützigkeit an ihre eigene häßliche Habsucht! Bedenke ich dies, so erbebt meine Seele bis in ihre tiefsten Tiefen. Die Natur und die Gerechtigkeit verbieten das Zustandekommen solcher Ehen. Ich schreibe diesen Brief in großer Erregung. Qu.'s Brief lüftet den Schleier von einem großen Betrug und zeigt den Vater und den Freier, wie sie im dunkelsten Schatten lauern und aus den gemeinsten Motiven handeln; die beiden kennen gegenseitig ihre Werthlosigkeit und haben daher keine Achtung vor einander. Diese Dinge bringen mich in Wuth. . . ."

Im Jahre 1850 wurde Charlotten abermals ein Heirathsantrag gemacht, und zwar von einem wohlhabenden londoner Kaufmann, den sie seit einiger Zeit kannte und in ihren Briefen häufig erwähnte. Der Grund, warum nichts aus der Sache wurde, war anfänglich derselbe wie beim ersten mal; sie achtete den Herrn hoch, aber sie fühlte keine Liebe zu ihm. Schließlich wäre wahrscheinlich doch etwas zu Stande gekommen, denn Charlotte war sehr unschlüssig; allein plötzlich mußte der Freier als

Leiter eines neuen Unternehmens auf fünf Jahre nach Auſtralien gehen, und die beiden ſahen einander nie wieder.

Mit der Abfaſſung ihres vierten Romans begann Charlotte im Herbſt 1851. „Villette“ iſt ein höchſt merkwürdiges Buch; die Verfaſſerin hielt es für ihr beſtes Werk und hat darin ihre intimſten Erfahrungen und ihre gereifteſte Weisheit niedergelegt. Aber unter welcher Seelenpein brachte ſie es hervor! Davon hat der Leſer deſſelben bei ſeiner Lektüre keine Ahnung. Jeder Satz wurde ihrer Feder abgerungen, als wäre er ein Blutstropfen geweſen; oft fühlte ſie ſich verſucht, das Papier zu zerreißen und das Schreiben für immer aufzugeben. Unter Qualen, die theils von phyſiſchen Leiden, theils von der Seelenangſt herrührten, die ſich ihrer bei der Schilderung der betrübendſten Ereigniſſe ihres Lebens bemächtigte, wurde „Villette“ ſtückweiſe aufgebaut; von Zeit zu Zeit unterbrach monatelange Krankheit die Arbeit; zuweilen fehlte es der Autorin an der Inſpiration, ohne die ſie trotz des ungeſtümen Drängens ihrer durch den rieſigen Erfolg von „Shirley“ nach weiteren Manuſkripten Currer Bell's lüſtern gemachten Verleger nichts ſchaffen konnte. Fünfviertel Jahre bedurfte ſie zur Fertigſtellung von „Villette“. Sie ſelbſt hielt dieſen Roman, wie geſagt, für ihre beſte Leiſtung; ſie wollte jedoch auch das Urtheil Anderer hören, namentlich darüber, ob ſie die handelnden Perſonen, die ſammt und ſonders der Wirklichkeit entnommen waren, nicht allzu getreu gezeichnet habe. Sie ſchickte daher das Manuſkript dem Original des darin vorkommenden „Dr. John“ ein. Der Herr merkte nichts davon, daß er in dem Roman eine Rolle ſpiele, und gab daher ein unbefangenes Urtheil über denſelben ab, ſo daß Miß Brontë wußte, ſie habe die Grenze zwiſchen Belletriſtik und Biographie nicht überſchritten. Die meiſten Leſer von „Villette“ werden ſich darüber wundern, daß der Ausgang der Erzählung in Schwebe gelaſſen iſt. Die Verfaſſerin that dies ihrem Vater zu Liebe. Sie war nämlich feſt entſchloſſen, Lucy Snowe *nicht* die glückliche Gattin Paul

Emanuel's werden zu laſſen; ſie wollte Lucy's Loos nicht günſtig geſtalten; Lucy ſollte daſſelbe Leben voll Unannehmlichkeit durchmachen, das ihrer Schöpferin beſchieden war, und ſie ſollte es in derſelben Weiſe ertragen wie dieſe; ſie ſollte am Ende allein bleiben, für immer der Hoffnung beraubt, den Nachmittag ihres Lebens im Sonnenſchein der Liebe und einer ihr angemeſſenen Umgebung zu verbringen. Aber der alte Geiſtliche, der nicht ahnte, daß eine Parallele zu Lucy Snowe's Geſchichte ſich zum Theil unter ſeinem eigenen Dache abgeſpielt hatte, konnte dem von ſeiner Tochter beabſichtigten düſteren Schluß keinen Geſchmack abgewinnen und bewog ſie durch eindringliches Bitten, die Erzählung, wenn auch nicht glücklich, ſo doch wenigſtens in Ungewißheit enden zu laſſen.

Selbſt das that ſie ungern, aber als gute Tochter that ſie es ſchließlich. Ganz unerbittlich jedoch blieb ſie ihren Verlegern gegenüber, als dieſe mit verſchiedenen Theilen des Buches unzufrieden waren und Aenderungen vorgenommen wiſſen wollten. Auch mehrere andere Perſonen, die das Manuſkript laſen, ſprachen ſich über einen Theil des Inhalts mißbilligend aus. Charlotte nahm jeden Tadel beſcheiden entgegen, trachtete die Einwendung zu verſtehen und war gern bereit, ſich über jeden einzelnen Punkt mit den Tadlern auseinanderzuſetzen und ihnen ihre Gründe und Gegeneinwendungen mitzutheilen. Sie zeigte keine Spur von Reizbarkeit; es ſchmerzte ſie nur, daß ſie auf den Geiſt anderer mit „Villette" nicht den Eindruck machte, auf den ſie gerechnet hatte; allein ſie weigerte ſich ſtandhaft, an dem Ergebnis ſo vieler ſchwerer Stunden, an der reifen Frucht ihres tiefſten Denkens und Fühlens die gewünſchten Aenderungen vorzunehmen. „Die Leſer", ſchreibt ſie an ihre Verleger, „müſſen ſich mit dem begnügen, was ich ihnen biete; meine Palette enthält keine helleren Farben; wollte ich verſuchen, das Roth ſtärker und das Gelb glänzender zu machen, ſo würde ich blos kleckſen."

Was den Beurtheilern des Manuſkripts entgangen war,

wurde vom Publikum und der Kritik sofort wahrgenommen, als das Buch gedruckt vorlag. Die Blätter jeder Partei und Richtung hatten nicht genug Worte der Bewunderung für die Verfasserin, die im Stande war, aus so einfachen Charakteren und gewöhnlichen Ereignissen ein so bedeutendes Kunstwerk zu schaffen. Populär im engern Sinne konnte „Vilette" freilich nicht werden, denn Miß Brontë hatte sorgfältig alles Sensationelle vermieden und war nur den ernsten Geboten einer Eingebung gefolgt, die ihr blos in Zwischenräumen zu Gebote stand, dann aber einen eigenthümlichen Zauber auf sie ausübte. Charlotte hatte eine Reihe demuthvoll ertragener Leiden ohne viel poetisches Beiwerk und ohne Zuhülfenahme erstaunlicher Zwischenfälle zu einer Herzensgeschichte verwoben, wie die englische Literatur deren nur wenige besitzt.

In Currer Bell's „Shirley" spielen drei Vikare eine hervorragende Rolle und am Schlusse der Erzählung heißt es, daß einer von ihnen, der Heuchler Malone, durch „einen echten Christen" ersetzt wurde. Alle diese Personen waren der Wirklichkeit entnommen und das Original des „echten Christen" war Herr Nicholls, einer der Unterpfarrer des alten Brontë. Nicholls, dessen in Charlottens Briefen oft Erwähnung geschieht, hatte seit mehreren Jahren in Haworth ein bescheidenes, anspruchsloses Leben geführt. Er war unausgesetzt ein stiller Beobachter der wackeren Pfarrerstochter gewesen und hatte zu ihr eine innige und wahre Liebe gefaßt, wovon sie jedoch keine Ahnung hatte. Erst 1853 machte er ihr ein Geständnis, das sie sehr überraschte. Sie war nicht abgeneigt, seine Gattin zu werden; aber ihr Vater verhielt sich gegen die Aufmerksamkeit, die Nicholls ihr schenkte, streng ablehnend. Die Bitterkeit und das Abstoßende seines Wesens zeigten sich wieder in ihrer ganzen Stärke, nachdem er seit einigen Jahren ziemlich weich und zärtlich gewesen. Zu dieser Zärtlichkeit hatte der Greis auch guten Grund; er wußte, wieviel er ihr zu danken hatte; durch ihre literarischen Er-

folge war sein eigener Ehrgeiz mehr als befriedigt; er sonnte sich im Lichte ihres Ruhmes. Aber als er einen anderen sich zwischen sie und ihn stellen sah, einen, der kein Götze der großen Welt war, sondern „blos" der brave Mann, der seit Jahren in seiner Nähe lebte, da trat seine ganze Eifersucht, seine ganze Charakterherbe von neuem hervor. Er bereitete seiner Tochter und ihrem Freier so unsäglich bittere Tage, daß jene diesem einen abschlägigen Bescheid ertheilte und Nicholls seine Stelle niederlegte, um Haworth zu verlassen. Der verblendete Alte freute sich offenbar darüber und verletzte seine Tochter aufs tiefste durch hämisches Beschimpfen des ohnehin ungemein Gekränkten. Charlotte, das treue Kind, opferte ihre Wünsche denen ihres grausamen Vaters, aber die stille — sich nur in Briefen an Miß Nussey äußernde — Entrüstung über dessen große Ungerechtigkeit, sowie das innigste Mitleid für den aus Liebe zu ihr leidenden Mann nagten an ihrem Herzen, und während der Monate, die der Abreise des Herrn Nicholls folgten, welkte sie so auffallend dahin, daß der Vater erschrak. Charlotte schrieb nichts mehr, ihr Geist war niedergeschlagen, ihre Gesundheit stark angegriffen, ihr Gemüth belastet. Schließlich sah der Alte ein, daß dem ein Ende gemacht werden müsse; er forderte daher Charlotte eines Tages auf, ihren Freier nach Haworth zurückzurufen und alle Anstalten zu treffen, um sobald als möglich Hochzeit machen zu können. Diese fand am 29. Juni 1854 statt und nun begann — nach einer mehrwöchentlichen Reise in Irland — ein neues, ein glückliches Leben für die vielgeprüfte Charlotte. Da sie sich nicht entschließen konnte, sich von ihrem greisen Vater zu trennen, blieb sie mit ihrem Gatten nach wie vor im Pfarrhause von Haworth wohnen. Zu literarischen Arbeiten fand sie auch jetzt keine Zeit, denn ihr erster Gedanke war die Sorge für die Bequemlichkeit ihres Gatten. Ueberdies war dieser gegen literarischen Ruhm absolut gleichgültig und man konnte ihm durchaus nicht den Vorwurf machen, er habe Char-

lotten ihres Ruhmes halber geliebt; im Gegentheil, er wünschte, daß sie das Schriftstellern gänzlich aufgebe und auf neue Lorbeeren verzichte. Da sie des Trostes, den ihr das Schreiben bei ihrer früheren Vereinsamung gewährt hatte, nicht mehr bedurfte, fügte sie sich gern diesem Wunsche Nicholls'; nur einmal, als die Inspiration mit besonderer Gewalt über sie kam, schrieb sie in aller Eile die ersten Seiten einer neuen Erzählung: „Emma", in der abermals ihr Lieblingsthema, die Geschichte eines freud- und freudlosen Mädchens, behandelt werden sollte.

Mit einem Manne verheirathet, der durch Jahre geduldiger Treue seine aufrichtige Liebe zu ihr dargethan hatte, schien Charlotte Brontë, im Gegensatze zu ihrer Lucy Snowe, einen Lebensnachmittag voll Frieden und Sonnenschein vor sich zu haben. Der hochloyale, feste Charakter Nicholls' bildete eine kräftige Stütze für die junge Frau, aus deren Gemüth jedes peinliche Gefühl verschwunden war. Ihre Briefe aus dieser Zeit spiegeln ihre glückliche Stimmung in erquickendster Weise wieder. Leider aber sollte das ihr beschiedene Glück nur von sehr kurzer Dauer sein; Mitte Januar 1855 erkrankte sie schwer und schon am 31. März desselben Jahres schied sie in ihrem 39. Jahre nach blos neunmonatlicher Ehe aus dem Leben. Ihr wackerer Mann versüßte ihr die letzten Wochen ihres kurzen Daseins durch aufopfernde Pflege. „Ich muß Dir", schrieb sie einige Tage vor ihrem Tode an Miß Nussey, „eine Versicherung ertheilen, die Dich gewiß trösten wird: die Versicherung, daß mein Gatte der zärtlichste Pfleger, die freundlichste Stütze, der beste Trost ist, den je ein Weib hatte. Seine durch traurige Tage und schlaflose Nächte hart auf die Probe gestellte Geduld läßt ihn nie im Stiche." Für den Charakter dieses Mannes ist es auch bezeichnend, daß er nach Charlottens Tode das Pfarrhaus nicht verließ, sondern treu bei seinem Schwiegervater ausharrte, bis dieser (1861) im Alter von 85 Jahren starb; die Hingebung mit der er den gebeugten, so schwer heimgesuchten, nunmehr ganz kinder-

losen Greis pflegte, gehört zu den rührendsten Punkten der rührenden Geschichte dieser Familie.

Currer Bell's erster, von den Verlegern, wie wir gesehen, abgelehnter Roman wurde nach ihrem Tode veröffentlicht. „The Professor" konnte schon deshalb kein großes Aufsehen machen, weil ein beträchtlicher Theil des Inhalts von der Verfasserin in „Villette" neuerdings verwendet worden war. Sieht man hiervon ab, so muß man „The Professor" als eine recht verdienstliche Leistung anerkennen. Das größte Interesse an diesem Roman muß aber der Literarhistoriker haben; denn jener wirft neues Licht auf die geistige Entwickelung Charlotte Brontë's und zeigt ihre Anschauungen über das Romanschreiben deutlicher als ihre übrigen Werke. In allen ihren Schriften strebt sie danach, das Leben getreulich so darzustellen, wie sie es sah. Selbst in „Jane Eyre" — welches Buch doch gewiß auch romantische Zwischenfälle und Situationen enthält — hat sie die erlaubten Grenzen nicht überschritten. Namentlich aber im „Professor" wollte sie ein Menschenleben naturwahr schildern. Ihr Held sollte „niemals einen Pfennig einnehmen, den er nicht verdient hatte; er sollte nicht durch plötzliche Glücksfälle „im Handumdrehen reich und angesehen werden" und auch „kein schönes Mädchen und keine vornehme Dame heirathen"; er sollte als Adamssohn Adam's Bestimmung theilen und lebenslänglich nur einen gemischten und mäßigen Freudenbecher zu leeren bekommen". Beim Abfassen von „The Professor" blieb sie ihren Vorsätzen treu, und die Folge ist, daß die englische Literatur keinen nüchternern und thatsächlicheren Roman kennt als diesen. Trotzdem enthält er Schönheiten, die nicht zu verachten sind. Die Handlung spielt in Brüssel, von wo Charlotte kurz vor dem Beginn ihrer Schriftstellerlaufbahn zurückgekehrt war, und ist im großen und ganzen dieselbe wie in „Villette"; aber welcher Unterschied zwischen den beiden Büchern! Als unsere Heldin den „Professor" zu schreiben begann, hatte sie ihre Jugendillusionen zwar bereits verloren,

allein sie war doch erst 30 Jahre alt und hatte den warmen Glauben an eine bessere Zukunft, der jedem jungen Herzen selbst bei den ärgsten Schicksalsschlägen zu eigen ist, noch nicht aufgegeben. Sie war unglücklich zurückgekehrt und fühlte lebhaft die Beschränktheit ihres Daseins in dem kleinen Haworth; aber sie hegte die Hoffnung auf schönere Tage und auf Befriedigung ihrer Fähigkeit, das Leben in vollen Zügen zu genießen. Daher rührt es, daß der „Professor" zwar auch ein trauriges und eintöniges Buch, aber weit lebens- und hoffnungsvoller ist als Charlottens spätere Werke; ein schöner Glaube an das schließliche Beglücktwerden aller Kummervollen zieht sich durch das Ganze, und den Schluß bildet eine Szene der Ruhe und des Friedens.

Ganz anders „Villette". Dieses Buch wurde erst sechs Jahre nach dem „Professor" begonnen. In der Autorin Augen war die grausame Wirklichkeit des Lebens nicht mehr von einem aus Gefühl und Phantasie gewebten Schleier verhüllt; die öde Gegenwart, die voraussichtliche düstere Zukunft stimmten das überdies älter gewordene Mädchen schwermüthiger denn je. Als Kunstwerk ist „Villette" dem „Professor" unendlich überlegen, und das Genie der Verfasserin ist darin geläuterter, maßvoller und geht mit einem hoch ausgebildeten Geschmack Hand in Hand. Aber was die Stimmung betrifft, so ist sie in „Villette" aus den genannten Gründen bei weitem trauriger. „Eine ganze Welt von Leiden, Kummer und geduldiger Ergebung", bemerkt Herr Reid treffend, „liegt zwischen den beiden Werken". Als „Villette" geschrieben wurde, hatte das Peinigende der Erinnerung an die brüsseler Herzenserfahrungen infolge des mildernden Einflusses der Zeit bereits erheblich nachgelassen; aber mittlerweile waren die geliebten Geschwister gestorben und jede Aussicht auf eine glückliche Zukunft geschwunden. Darum liegt dem letzten Erzeugnis der Feder Currer Bell's ein Ton vollkommener Hoffnungslosigkeit zu Grunde. Nur das Genie einer Charlotte Brontë konnte daher ein solches Werk davor bewahren, unter der Last

seiner eigenen Düsterkeit zusammenzubrechen; daß diese eindringliche, tragische Seelenstudie im Stande war, nicht nur die Psychologen, sondern auch die ganze Leserwelt zu fesseln, kann als ein seltener literarischer Triumph angesehen werden. Stellt man „The Professor" und „Villette" zusammen und liest beide Bücher im Lichte aller zwischen ihrem Entstehen vor sich gegangenen Ereignisse in Charlottens Leben, so gewähren sie einen richtigeren Einblick in das Gemüth der Verfasserin, als selbst die beste kritische Analyse oder die detaillirteste biographische Darstellung gewähren könnte.

Der Grundzug des Charakters unserer Heldin war ihr unerschrockenes Pflichtgefühl in allen Dingen. Wir erinnern nur an die außerordentliche Hingebung und Selbstverleugnung, mit der sie ihrem Vater seine häufige Ungerechtigkeit und Grausamkeit vergalt. Einen weitern schönen Zug ihres Wesens bildete ihre hochgradige literarische Gewissenhaftigkeit. Sie schrieb nicht, um Geld zu verdienen, obgleich ihr dies bei dem geringen Einkommen ihres Vaters und dem Andrängen ihrer Verleger nahe liegen mußte. Sie schrieb nur, wenn sie etwas auf dem Herzen hatte und ihr Inneres sie antrieb, ihren Gedanken und Gefühlen Ausdruck zu verleihen. Und wenn ihr beim Aufbau einer Charakterzeichnung hier und da die nöthige Eingebung fehlte und sie stecken blieb, versuchte sie es nicht, das Porträt nach den Vorschriften der „Kunstgerechtigkeit" zu vollenden, sondern sie wartete ruhig, bis die erwünschte Erleuchtung über sie kam. Kam diese nicht, so verschmähte sie noch immer die literarischen Kunstgriffe der Romanschreiber von Profession und ließ die betreffende Gestalt lieber unvollendet. Kein Wunder dann, wenn ihre Bücher ihr Gemüth widerspiegelten. Aber man lasse sich durch deren Düsterkeit nicht zu der Annahme verleiten, daß Charlottens Geist krankhaft angelegt war. In ihrer Jugend war sie ein glückliches, muthiges, geistig aufgewecktes, sich für alles interessirendes Mädchen, und auch später verlor sie ihre Geistesstärke nur dann,

wenn sich zu ihrem Gemüthsgram noch heftiges Körperleiden gesellte. Hätte ihre schwächliche, kränkliche Konstitution nicht so großen Einfluß auf ihren Geist gehabt, so wäre dieser wahrscheinlich ein sehr gesunder und gleichförmiger gewesen. Aber er zeigte sich trotz alledem fähig, die unangenehmsten Schicksalsschläge beherzt und ohne Ostentation zu ertragen, und setzte sie in den Stand, sich bis zu ihrer Sterbestunde auf das lebhafteste um die Wohlfahrt der ihr theueren Personen zu bekümmern, ihre Sympathien überallhin zu spenden, wo sie es für nöthig und nützlich erachtete, und das verödete Pfarrhaus zu Haworth aufs verständigste in Ordnung zu halten. Das alles können krankhaft angelegte Naturen nicht thun.

Wir schließen mit einigen Stellen aus dem Buche des Herrn Reid: „Die Rohheit, die man ihren Schriften anfänglich vorwarf, ist in Wirklichkeit nichts anderes, als die Einfachheit und Reinheit, die Aufrichtigkeit und Unbewußtheit, die ein reines Herz bei der Behandlung großer Lebensprobleme naturgemäß an den Tag legt. . . . Wenn wir uns von der Schriftstellerin zum Weibe, von den geschriebenen Seiten zu deren Schreiberin wenden und den Inhalt ihrer Romane außer Acht lassen, um uns ihrer eigenen Lebensgeschichte zu erinnern, . . . so finden wir, daß die Künstlerin größer ist als ihre Werke, das Weib edler und reiner als die Schriftstellerin. Ihr Leben führt uns noch besser als ihre Werke die Lehren des Muthes, der Selbstverleugnung und der geduldigen Ergebung vor Augen, deren die arme Menschheit fortwährend so dringend bedarf."

Harriet Martineau.

Im Juni des Jahres 1876 verließen das irdische Leben zwei Schriftstellerinnen, die zu den bedeutendsten Geistern ihrer Nationen gehörten: am 9. Juni starb die Französin mit dem deutschen Namen George Sand, am 27. Juni die Engländerin mit dem französischen Namen Harriet Martineau. Die große Einsiedlerin von Nohant haben wir bereits behandelt; wenden wir uns nun zur großen Einsiedlerin von Ambleside, die sich von ihrer französischen Kollegin — abgesehen davon, daß sie in Bezug auf ästhetische Verdienste himmelweit von ihr verschieden ist — literar-historisch dadurch unterscheidet, daß sie (Martineau) denn doch lange nicht so tiefgreifend die Richtung der Literatur und des Ideenkreises ihrer Zeit beeinflußte wie die Sand, und daß sie mehr als zwei Dezennien vor ihrem Tode ihre literarische Thätigkeit fast gänzlich eingestellt hatte, wodurch sie halb und halb in Vergessenheit gerieth, während jene, die ein ebenso hohes Alter erreichte, bis zum letzten Athemzuge schriftstellerte.

Unsere Heldin stammt von einem hugenottischen Arzte ab, welcher im Jahre 1688, nach der Aufhebung des Edikts von Nantes, sich in England ansässig machte. Ihr Vater, der schon als reiner Engländer galt — ihre Mutter war ebenfalls eine Engländerin — hatte acht Kinder, als deren sechstes sie am 12. Juni 1802 zu Norwich geboren wurde. Aus ihrer Selbst-

biographie, auf die wir noch zurückkommen, geht hervor, daß sie sich noch in dem Jahre der Abfassung dieser umfangreichen Memoiren, 1855, an Ereignisse zu erinnern wußte, die statthatten, als sie kaum älter war als 18 Monate. Ihre Amme ließ sie beinahe verhungern, um nicht zu zeigen, daß sie keine Milch habe — sonst hätte man sie natürlich fortgejagt —, und dies legte den Grund zu einer äußerst schlechten körperlichen Konstitution auf Lebenszeit. Die Aeltern waren in ihrer Sorge für ihrer Kinder Wohl gewissenhaft und unermüdlich, aber sie brachten ihren guten Willen so schlecht zum Ausdruck und zur Ausführung, daß die gefühlvollen unter ihren Kindern den Eindruck fortwährender Ungerechtigkeit empfangen mußten. Der Umstand, daß die Pflege der Kinder nach dem hergebrachten Schlendrian ohne Rücksicht auf die individuelle Beschaffenheit vor sich ging, verursachte der kleinen Harriet viele Leiden. Obgleich sie keine Milch vertragen konnte und der Genuß derselben ihre Verdauung stets in Unordnung brachte, mußte sie, weil die damalige Mode es erforderte, bis zu ihrem 13. Jahre Milch frühstücken. Taubheit machte sich bei ihr frühzeitig geltend. Den Geruchsinn hat sie niemals besessen und den Geschmackssinn verlor sie auch bald. Von ihrem achten bis zum dreizehnten Jahre verging nicht ein einziger Tag, an dem sie nicht geweint hätte. Ihr ganzes Nervensystem war gründlich zerrüttet; das geringste Geräusch verursachte ihr oft große Pein. Der Anblick des sternbesäeten Firmaments war ihr entsetzlich. Das Ausklopfen von Bettzeug in der Entfernung ließ ihr das Blut in den Adern erstarren. Eine Schlaguhr, deren hölzernen Hammer sie fallen sah, bevor sie den Schlag hörte, erzeugte bei ihr ein minutenlanges Elendgefühl. Als ihr einst träumte, ihre Mutter habe Zucker gehackt und ihr ein Stückchen davon gegeben, wußte sie sich vor Schrecken lange nicht zu fassen. Sie fürchtete sich vor allen Menschen und Dingen; eine bristoler Tante, die sie im Alter von 16 Jahren kennen lernte, war die erste Person, vor der sie sich nicht fürchtete. Ihre Aeltern hatten

für ihren bedauerlichen Seelenzustand wahrscheinlich kein Auge und bezeigten ihr überhaupt wenig von jener Liebe, deren sie bedurft hätte, um ihre Leiden weniger zu fühlen. Und sie selbst sprach von diesen niemals, denn eine enorm krankhafte, unüberwindliche Scheu und Schüchternheit hatte sich ihrer in allen Dingen bemächtigt. Natürlich fühlte sie sich bei alledem zu Hause sehr unglücklich. Bevor dieser Zustand eintrat, war sie etwas zutraulicher. Als sie einst im Alter von zwei Jahren auf längere Zeit zur Erholung zu einer ländlichen Methodistenfamilie geschickt wurde, kam sie als „die komischste kleine Predigerin" zurück und pflegte lallend zu sagen: „Zuerst die Pflicht, dann das Vergnügen", „Weine niemals wegen Kleinigkeiten" u. dgl. m.: Sinnsprüche, die sie wahrscheinlich dort aufgeschnappt hatte. Und kaum hatte sie die primitivsten Elemente des Schreibens inne, so verlangte sie von jedem Fremden, dessen sie habhaft werden konnte, einen Sinnspruch; jeden Sinnspruch schrieb sie in ein Heft, das sie zu diesem Zwecke angelegt hatte.

Daß bei Miß Martineau intensives religiöses Gefühl frühzeitig Wurzel faßte, erhellt aus verschiedenen Anzeichen, unter anderem daraus, daß sie als siebenjähriges Kind eine geradezu erstaunliche Hingebung an Milton's „Verlorenes Paradies" empfand, das sie, wie Macaulay, bald auswendig wußte. Von 1813—15 besuchte sie eine von einem unitarischen Geistlichen geleitete Schule, in der sie lateinisch und französisch erlernte und sich im englischen Stil eine gewisse Fertigkeit erwarb. In ihrem 18. Jahre übersetzte sie Tacitus und Petrarca und vertiefte sich in das Studium von Hartley und Priestley. Um dieselbe Zeit wurde sie total taub, sodaß sie zum Gebrauche eines um den Hals wickelbaren Sprachrohres schreiten mußte, das sie nie mehr ablegen konnte. Eigenthümlich ist, daß auch ihre Sehkraft, wenn auch das Auge gut war, in vielen Hinsichten an Unvollständigkeit litt. Dagegen nahm ihr Allgemeinbefinden einen günstigen Charakter an, da ihr Schwager, ein newcastler Arzt, sie einer sehr

ſtärkenden Behandlung unterzog. Ihre Schüchternheit begann auch zu weichen, als ſie einige Jahre in Briſtol zubrachte; dort galt ſie in der Schule als gutes und geſchicktes Mädchen, und als ſie nach Hauſe zurückkehrte, wurde ſie wegen ihrer außerordentlichen Gewiſſenhaftigkeit ausgelacht, aber auch geachtet; ſie hatte gelernt, mit der Zeit außerordentlich ſparſam umzugehen.

Während des größeren Theils der 13 Jahre, die zwiſchen ihrer Rückkehr aus Briſtol und der Reformbill lagen, ſchrieb ſie unaufhörlich und leicht. Sobald ſie ſich in Geſellſchaft behaglich fühlte, wurde ſie geſprächig und mit der Feder erging es ihr ebenſo. Sie ſchrieb weder des Ruhmes noch des Geldes halber, noch auch mit der beſtimmten Abſicht, Gutes zu wirken, ſondern ſozuſagen aus Pflichtgefühl, unter dem Eindrucke, daß es eine Arbeit gab, die gethan werden ſollte und die ſie thun konnte. Es wäre ihr unerträglich geweſen, eine ſolche Arbeit nicht zu machen, etwas nicht zu ſagen, das zu ſagen war und das ſie ſagen konnte. Das erſte Manuſkript, das von ihr gedruckt wurde, war eine anonyme Zuſchrift (1821) an die londoner unitariſche Zeitſchrift „Monthly Repository". Einer ihrer Brüder, der nicht wußte, daß dieſer Brief von ihr herrührte, las und lobte denſelben in ihrer Gegenwart; und als ſie ſich als Autorin zu erkennen gab, rieth er ihr, „andere Weiber Strümpfe ſtopfen und Hemden nähen zu laſſen und ſich der Schriftſtellerei zu widmen".

In den Jahren 1825—26 brach eine Handelskriſis aus, die der Firma, welcher Martineau angehörte, große Verluſte brachte und das Haus erſchütterte. Dadurch wurde der Tod von Harriet's Vater herbeigeführt. Nach demſelben trat ein alter Freund des Mädchens, der früher, als er dieſes für reich hielt, nicht um deſſen Hand anhalten wollte, mit ſeinem Heirathsantrage hervor, da er nun wußte, daß ſie arm war. Er liebte ſie leidenſchaftlich und war durch das lange Warten auf eine harte Probe geſtellt. Obwohl ſich Harriet von einer Ehe mit ihm — den ſie wegen ſeines hohen Edelmuths übrigens hochachtete — nichts Gutes ver-

ſprach, verlobte ſie ſich dennoch mit ihm, da ſie fürchtete, daß eine Weigerung ihm tötlich werden könne. Plötzlich ſtarb der junge Mann an Wahnſinn. Sein Tod ging ihr begreiflicherweiſe nahe, aber ſie bedauerte das Ereignis nicht. Sie hat ſeither nie mehr ans Heirathen gedacht; im Gegentheil, ſie ſagt: „Ich danke Gott wirklich ſehr dafür, daß ich nicht geheirathet habe.“ Ihre übermäßige Aengſtlichkeit in Gewiſſensſachen, ihr ſtarker Wille, ihre Neigungen machten ſie ohnehin am beſten fürs Alleinleben geeignet, trotz des bibliſchen Spruches: „Es iſt nicht gut u. ſ. w.“

Im Jahre 1827 ſchrieb ſie eine kleine Erzählung auf Grundlage der mancheſterer Maſchinenunruhen; infolge deſſen wurde ſie von einigen Gewerbetreibenden gebeten, eine Erzählung mit dem Thema „Löhne“ zu ſchreiben. Sie that es unter dem Titel „die Arbeitseinſtellung“. Für denſelben Lokalverleger, der dieſe Sachen veröffentlichte, ſchrieb ſie nun zahlreiche Abhandlungen, die ihr mit je 1 Pfd. St. bezahlt wurden und die der Buchhändler zu einem Penny per Exemplar verkaufte. So hatte Miß Martineau ſchon nationalökonomiſche Aufſätze geſchrieben, bevor ſie noch ahnte, was Nationalökonomie eigentlich ſei. Erſt im Herbſte deſſelben Jahres lernte ſie aus der Lektüre von Frau Marcett's einſt ſehr berühmten „Konverſationen über die Volkswirthſchaft“ die Grundſätze der letzteren kennen. Sofort faßte ſie den Entſchluß, alle dieſe Prinzipien in erzählender Form wiederzugeben. Aber ihre Familie widerrieth ihr bei aller Armuth, profeſſionelle Schriftſtellerin zu werden, — aus ähnlichen Gründen, warum die Schwiegermama der George Sand dieſe bat, den Namen Dudevant nicht „auf die Titel gedruckter Bücher zu ſetzen“: ſie fürchtete nämlich, „ihre Nobleſſe zu kompromittiren“. Sie ſchrieb daher verſtohlenerweiſe, bis Mitte 1829 die Firma, in der das Familienvermögen inveſtirt war, total zu Grunde ging. Da handelte es ſich darum, für Harriet, die ſich infolge ihrer Taubheit weder der Muſik noch dem Lehrſtande widmen konnte, einen Erwerbszweig zu wählen. Sie konnte nun unverhohlen ſich für die Literatur als Beruf ent-

ſcheiden. Frau Chapman veröffentlicht in ihrem Supplementbande („Memorials") zu Miß Martineau's Selbſtbiographie eine intereſſante Skizze der Entſchlüſſe, welche die zähe Autorin damals faßte. Dieſe hielt dafür, „daß ſie keine ungewöhnlichen Talente und kein Atom Genie beſitze"; ſie hoffte aber dennoch, „ſowohl gebildeten als auch unaufgeklärten Köpfen nützlich ſein zu können". Da aber noch viel durchzumachen ſei, bis dieſes Ziel erreicht werden könne, wünſchte ſie, ſich „einſtweilen mit einem viel niedrigeren Grade von Nützlichkeit zu begnügen". Nachruhm werde von ihr weder erſehnt noch erhofft. Enttäuſchungen dürften ſie „nicht entmuthigen, und Verletzungen der Eitelkeit ſollen ebenfalls eher ermuthigend als abſchreckend wirken. Geduld ſei zu üben bei aller Anſtrengung und Enttäuſchung". Dieſer Entſchlüſſe bedurfte ſie in hohem Grade, und ſie führte dieſelben getreulich aus. Auch nahm ſie ſich vor: „Sollte ich Erfolge erzielen, ſo will ich ſie nicht mir zugute halten, da ich weiß, daß ich keine Kraft der Originalität und kein eigentliches Verdienſt beſitze."

Sie hatte in der That ſehr wenig Ermunterung am Beginne ihrer literariſchen Laufbahn. Zwar war ihr alter Provinzverleger noch immer bereit, Erzählungen à 1 Pfd. St. anzunehmen, und Fox vom „Monthly Repository" druckte gern alles von ihr, freilich ohne Honorar zu geben (ſpäter bot er ihr ein Pauſchalhonorar von jährlichen 15 Pfd. St. an). Aber ſonſt war nirgends eine Ausſicht auf Abſatz für ihre Arbeiten. Zwar wollte man ihr literariſche Handlangerarbeit übertragen, wie Korrekturenleſen u. dgl. —, aber das wollte ſie nicht annehmen. Soviel ſie auch ſchrieb, das meiſte mußte ſie im „Monthly Repository" erſcheinen laſſen. Selbſt das ſpäter ſehr berühmt gewordene Werk „Traditions of Palestine" wollte kein Verleger auch nur anſehen. So ſah ſich denn Harriet genöthigt, dem Drängen ihrer Mutter zu folgen und ihr Brot mit Nadelarbeiten zu verdienen. Dies verhinderte ſie jedoch nicht, in ihren freien Stunden die Feder zu führen. Endlich that ſie einen günſtigen Wurf:

drei Essays von ihr wurden mit einem Preise von 45 Guineen ausgezeichnet. Dieselben behandelten die Grundsätze der Unitarier in ihrer Nutzanwendung auf die Religionen der Katholiken, der Juden und der Mohammedaner. Die beiden letzteren Abhandlungen sind noch heute, wenn nicht mit Belehrung, so doch mit Interesse, Amusement und Achtung lesbar. Die erwähnte Summe ermöglichte es der Verfasserin der Preisessays, sich einige Zeit zur Erholung bei einem ihrer Brüder in Dublin aufzuhalten. Sie blieb dort bis zum Herbst 1831 und erwog unausgesetzt den Plan zu ihrer projektirten „Volkswirthschaftlichen Serie". Sie verlegte sich auf diesen Gegenstand mit allem Eifer, denn sie sagte: „Die Leute brauchen das Buch und sie sollen es haben"; sie war fest überzeugt, daß „die öffentliche Meinung sich nach einem solchen Werke sehne".

Nun begann für Miß Martineau eine lange Reihe angstvoller Erwartungen und getäuschter Hoffnungen. Obgleich sie von der Nützlichkeit ihrer Arbeit durchdrungen war, hatte sie betreffs der Möglichkeit, dieselbe veröffentlichen zu können, sehr pessimistische Ansichten, die sich als nur zu gegründet herausstellten; glücklicherweise besaß sie immer den Muth, zu arbeiten, ohne den Muth zu haben, zu hoffen. Sie bedurfte aber auch ihres ganzen Muthes, um nicht zu verzagen. Sämmtliche Verleger in Dublin und London, zu denen sie persönlich ging oder denen sie schrieb, lehnten geradezu ab; zwei Firmen, die nicht abgeneigt waren, brachen die Verhandlungen ebenfalls ab. Wenn sie von ihren Gängen zu den vielen Verlegern in den nassen londoner Dezemberstraßen heimkam, arbeitete sie an den ersten zwei Nummern der „Serie" — die für den Fall, als sich denn doch ein Verleger fände, fertig sein sollten — unverdrossen weiter. Sie begann schon am Zustandekommen der Sache zu verzweifeln, als sich endlich ein Verleger fand, — aber ein junger, dem es an Geld, Verbindungen und Geschäften mangelte. Es war Fox, ein Bruder des Redakteurs des „Monthly Repository". Und auch

der war mißtrauisch und verlangte, die Autorin solle vorher auf dem Wege vorgängiger Subskription einen Absatz von 500 Exemplaren sichern. Als sie sich auch in diese Bedingung nolens volens fügte, was ihr bei den Erniedrigungen, die ein solcher Vorgang mit sich bringen mußte, schwer genug fiel, wollte Fox erst recht zurücktreten, da John Stuart Mill's Vater, der alte James Mill, ihm ein Fiasko prophezeit hatte; doch ließ er sich schließlich wieder überreden, freilich nicht ohne für den Fall der Bewahrheitung der Mill'schen Aeußerung allerlei weitere Vorsichten und Bedingungen geltend gemacht zu haben. Es wurde nun definitiv beschloffen, daß die „Serien" unter dem Gesammttitel „Illustrations of Political Economy" (auch „Political Economy Series") in monatlichen Nummern herauskommen sollen. Schon zehn Tage nach Ausgabe des Prospekts schrieb ihr der Verleger, er werde 2000 Exemplare müssen drucken lassen; eine Nachschrift besagte, daß Bestellungen auf weitere 1000 Exemplare eingelaufen seien; ein zweites Postskript sprach von einer Auflage von 4000, ein letztes von Bestellungen auf 5000 Exemplare. Dieser rührende, für Miß Martineau so wichtige und werthvolle Geschäftsbrief eines Verlegers an seine Autorin erinnert uns lebhaft an den bekannten Brief, in welchem einst Alfred Meißner für seine „Erinnerungen an Heinrich Heine" von seinem hamburger Verleger zuerst ein Honorar von 300 Thlrn. verlangte, den er aber zerriß, um successive in drei andern Briefen 400, dann 500, schließlich 600 Thlr. zu verlangen, die er auch richtig bewilligt erhielt. Bald stieg die Auflage der „Series" auf 7000 Abonnenten, abgesehen von dem späteren Absatz des Gesammtwerkes in Buchform.

Von dem Moment an, da Harriet den denkwürdigen Brief ihres Verlegers erhielt, waren ihre materiellen Sorgen auf immer vorüber und sie konnte vom Ertrage ihrer Feder leben. Auch war sie gleichsam „über Nacht" berühmt geworden, wie George Sand nach dem Erscheinen von „Indiana". Ueber die raschen Wirkungen ihrer Publikation auf die Verbreitung ihres Rufes

schreibt sie selbst: „Die gesammte Presse und periodische Literatur sprach sich zu meinen Gunsten aus. Ich wurde mit Zeitungen und Briefen voll unzähliger Schmeicheleien überhäuft. Die Gesellschaft für Verbreitung nützlicher Kenntnisse wollte die „Series" kaufen, und Herr Hume bot mir wieder jeden beliebigen, von mir zu bestimmenden Preis, falls ich gewillt wäre, meine Unternehmung einer neuen Gesellschaft zu überlassen, deren Präsident er war. . . . Von Mitte Februar (1832) ab nahmen solche Gesuche an Zahl immer zu; das geringste derselben hätte ich noch einige Wochen vorher gierig aufgegriffen. Parlamentsmitglieder sandten mir per Post Blaubücher. Der Postmeister staunte gar sehr über die Zunahme meiner Post und ließ mir eines Tages sagen, daß ich dieselbe abholen lassen müsse, da man sie mir ohne eigenen Wagen nicht mehr bringen könne."

Die Idee, die großen natürlichen Gesetze der Gesellschaft durch eine Reihe von Gemälden in der Form gesellschaftlicher Handlungen zu erläutern, ist gewiß keine üble, und eine solche Form ist sicherlich eins der besten Mittel, die große Menge mit den wirthschaftlichen Begriffen auf leichte Weise bekannt zu machen. Auch hat Miß Martineau ihr Vorhaben mit viel schriftstellerischem Geschick durchgeführt, indem ihre Erzählungen auch an und für sich interessant sind. Aber die Sache ist nicht ohne Bedenken. Die Darstellung volkswirthschaftlicher Dinge in populär-erzählender Form kann den Autor leicht zu unwillkürlichen Mißgriffen oder selbst zu willkürlichen, tendenziösen Mißbräuchen führen, denn auf Grund falscher, irriger oder schädlicher Lehren läßt sich ebenso gut eine Erzählung schreiben wie auf Grund richtiger und heilsamer; es fragt sich immer nur, welche Lehren der betreffende Autor für gut und welche er für schlecht hält. Weiß man doch z. B., wie oft im klerikalen Lager Erzählungen geschrieben werden, um das Publikum von der Verwerflichkeit irgend einer nützlichen oder heilsamen wissenschaftlichen Anschauung zu überzeugen. Es läßt sich somit über die Berechtigung der belletristischen Form

zur Populariſirung von Dingen ſtreiten, die nicht poſitiv-wiſſenſchaftlich ſind, wie die Geographie und die Aſtronomie in den Jules Verne'ſchen Romanen, und nicht rein reflektirender Natur, wie in den „Eheromanen" der George Sand die Deklamation über die Ehegeſetze u. dgl. Die Gefahr der Einſeitigkeit iſt eben zu groß, und auch unſere Heldin iſt derſelben nicht immer entronnen. Sie ſchreibt unter anderem gegen das Syſtem kleiner Grundſtückspachtungen, ſowie gegen die Erwerbung von Grundbeſitz ſeitens der Bauern, oder ſie vertheidigt M'Culloch's Anſicht, daß die permanente Abweſenheit der irländiſchen Gutsherren von ihren Gütern Irland nicht ſchädige, während doch wahrſcheinlich ganz das Gegentheil der Fall war. Noch anderes iſt an den „Series" auszuſetzen. In manchen der Geſchichten hängen die erzählten Ereigniſſe mit den betreffenden Kapiteln der Nationalökonomie nicht ſehr eng zuſammen; aber ſelbſt wo die Fuſion beider Elemente eine glückliche iſt, ſchädigen die Unterhaltungen, welche die wirthſchaftlichen Prinzipien erläutern, den literariſchen Werth erheblich. Die Charakteriſirung und die lokale Färbung treten in den Hintergrund, und der Dialog gleicht, ſtatt dramatiſch zu ſein, einem Katechismus. Daher kommt es, daß dieſe nationalökonomiſchen Erzählungen weder in belletriſtiſcher noch in anderer Hinſicht einen dauernden Werth hatten. Freilich konnte das zur Zeit des Erſcheinens vorhandene Publikum nicht ſo kritiſch ſein, denn für jene Zeit hatte das Unternehmen hohe Vortheile, die man heute kaum genügend ermeſſen und würdigen kann. Durch die Zeitumſtände wird der enorme Erfolg der Schriften des tauben norwicher Mädchens gar leicht erklärlich. Die Verwirrung, die Aufregung und die Noth waren auf den Gipfelpunkt geſtiegen. Man begann zu fühlen, daß es für ein Land, das vornehmlich agrikol war, koſtſpielig und gefährlich ſei, vornehmlich induſtriell zu werden. Die wirthſchaftliche Kenntnis war ſo unvollkommen, daß die Beſteuerung ganz planlos vor ſich ging. Ueberdies hatten die Wahlreform und die ganz neue

Cholera im Publikum einen Sinn für ernste Themen erweckt und gerade die Volkswirthe — unter anderen Malthus, Ricardo, M'Culloch, Bentham und die beiden Mill — waren en vogue. Und gerade Miß Martineau fühlte das ganze Gewicht des Jammers jener Zeit besser als die meisten anderen; sie fühlte, daß das Volk — arm und reich, hoch und niedrig, alle miteinander — aus Mangel an Wissen zu Grunde ging. Und wenn sie unter solchen Umständen Erzählungen über Volkswirthschaft, Besteuerung und Armenwesen unter das Volk schleuderte, war es da zu verwundern, daß die Wirksamkeit derselben ungeheuer war? Groß war der Einfluß Harriet Martineau's auf jene Zeit zweifellos; Mrs. Chapman scheint denselben aber denn doch zu übertreiben, wenn sie sagt, daß „das gesammte öffentliche Leben der folgenden Periode auf den politischen Einfluß zurückzuführen war", den ihre Freundin nach Veröffentlichung der „Series" erlangt habe. Zu bemerken ist, daß die Serie von Erzählungen über das Armenwesen, die sie nicht für Fox, sondern im Auftrage Lord Brougham's für die Gesellschaft zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse schrieb, weit weniger erfolgreich war als die beiden anderen Serien.

Ein halbes Jahr nach dem Beginn der „Series" fühlte sie die Nothwendigkeit, in London zu wohnen. Sofort nach ihrer Uebersiedelung dahin, kam sie „in die Mode", d. h. sie wurde überall, wohin sie kam, als lioness (Löwin, Heldin des Tages) gefeiert und man riß sich allenthalben um ihre Gesellschaft. Wie gesucht sie von den politischen Kreisen war, ist aus ihren eigenen Mittheilungen trotz mancher leicht verzeihlichen Uebertreibungen zu entnehmen. „Der Sekretär des Finanzministers kam", erzählt sie z. B., „um eine Erzählung gegen den Zehnt zu bestellen; kaum waren seit seinem Abgang fünf Minuten verstrichen, als der Präsident des Verzehrungssteuerausschusses vorsprach, um mich zu fragen, ob ich über diese Steuergattung schreiben wolle." Gleichzeitig machte man sie zu einer Art mythischer Halbgöttin, denn da ihre Vorgeschichte fast ganz unbekannt war, zirculirten allerlei

Legenden darüber. Das Leben, das sie in der Hauptstadt zu führen begann, war fortwährend getheilt zwischen Anstrengung und Aufregung. Sie schrieb in der Regel täglich zwischen 8 und 2 Uhr durchschnittlich 12 Seiten à 33 Zeilen; dann pflegte sie bis 4 Uhr Besuche zu empfangen, worauf sie eine Stunde lang spazieren ging. Dann folgten die Toilette und das Diner; schließlich besuchte sie Abendgesellschaften oder gab welche bei sich. In der Regel schlief sie $5^1/_2$ Stunden und nur selten konnte sie nach Vollendung eines Heftes ein oder zwei Tage ausrasten oder eine Nacht auf dem Lande zubringen. Glücklicherweise fand sie an dem rasch pulsirenden Leben Gefallen; sie amüsirte sich in Gesellschaft, ohne je übermüthig zu werden. Sie war vielleicht die einzige Schriftstellerin ihrer Zeit, die regelmäßig arbeiten konnte, ohne je ein Reizmittel zu gebrauchen, es sei denn das Gefühl des Erfolges und der Nützlichkeit; mit Hartnäckigkeit widerstand sie dem Rathe mancher Aerzte, häufig leichten Wein zu nehmen. Der Erfolg und die Auszeichnung, deren sie sich erfreute, waren nicht im Stande, sie zu verderben oder auch nur zu verwöhnen; sie blieb bei ihren früheren schlichten Gewohnheiten, bewahrte inmitten der Aufregung die Unabhängigkeit ihres Geistes und behielt, um mit Sidney Smith zu reden, „ihr eigenes Lachen, ihre eigenen Manieren, ihre eigene Stimme". Sie besaß eben eine riesige Energie, eine ungewöhnliche Selbstbeherrschung.

Um nach Vollendung der drei „Serien" und nach drei Jahren angreifenden Londoner Gesellschaftslebens Ruhe und Abwechselung zu suchen, begab sie sich, dem guten Rathe Lord Henley's folgend, nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Die Fama wollte wissen, daß dies auf Kosten von Henley und Brougham geschehen, weil der vielgesuchten Schriftstellerin von diesen eine geheime Mission übertragen worden sei. Der wirkliche Grund, warum Henley ihr gerade Amerika anrieth, war, daß er glaubte, es sei ein Gelobtes Land, in dem philanthropische Probleme gelöst werden. Und die Reisende selbst hatte außer dem Bedürfnis nach

Erholung noch eine andere Ursache, der Anregung des Ministers zu folgen; sie hatte es nämlich ebenso nöthig, ihrem Heim zu entfliehen wie ihrer Arbeit. Ihre Mutter und eine ihrer Tanten waren infolge ihrer Einladung zu ihr nach London übersiedelt. Schon der Brief, in dem diese Einladung erfolgte, genügte, um zu zeigen, daß da nichts Gutes herauswachsen würde. Die Tochter „lebte in einem Wirbel von Auszeichnungen, die sie natürlich nicht übertragen konnte", und dabei noch der Mutter spezielle Bekanntschaften zu kultiviren, dazu hatte sie weder Neigung noch Zeit. Die Mutter sah ihre Tochter ein glänzendes Leben führen und wurde mit der Beschränktheit ihres eigenen unzufrieden. Den daraus entstandenen Verdrießlichkeiten entfloh Harriet nach der Sternenbannerunion. Die dortige Rundreise war von vielfachen Triumphen für sie begleitet. Das hörte auf, als sie sich auf einem Meeting, dem sie eines Tages beiwohnte, zu Gunsten der ihr sympathischen Abolitionistenbewegung aussprach. Dies wurde auf vielen Seiten mit großer Entrüstung aufgenommen, wodurch sich der englische Gast veranlaßt sah, sich der Sache der Antisklaverei desto eifriger anzunehmen. Ueber ihr ganzes Verhältnis zur Sklavenfrage und über ihre hierauf bezüglichen Erlebnisse schwieg sie in ihren Reisewerken aus persönlichen Gründen gänzlich; aber in ihrer Selbstbiographie finden wir darüber 92 Seiten, nach deren Lektüre man zwar von ihrem an den Tag gelegten Muth eine hohe Meinung gewinnen, im ganzen aber dem von ihr selbst zitirten Ausspruche eines Newyorkers beipflichten muß: „Harriet Martineau ist entweder ein geniales Weib ohne gesunden Menschenverstand, oder sie mischt sich unbesonnenerweise in unsere Angelegenheiten." In Amerika machte sie die Bekanntschaft ihrer spätern intimen Freundin, der Abolitionistin Mrs. Chapman, der späteren Herausgeberin und Ergänzerin ihrer Selbstbiographie. Nach den Roheiten, die ihr wegen ihrer Offenheit in der Sklavenfrage widerfuhren, war sie geneigt, Mrs. Chapman und die Abolitionisten überhaupt als Märtyrer zu verehren.

Sie hatte die Reise angetreten, ohne sich vorzunehmen, darüber zu schreiben. Indessen hatte sie auf ihrer Tour ein Tagebuch geführt. „Ich kann wahrlich sagen, daß ich reiste, ohne solche Gedanken gefaßt zu haben, denn ich bin überzeugt, daß kein Reisender, der die Dinge durch Autorbrillen sieht, sie getreu sehen kann." Aber nach ihrer Rückkehr, die im August 1836 erfolgte, fand sie mehrere Briefe von Verlegern vor, die sich von vornherein erboten, ihre eventuellen Reisebücher zu verlegen. Da entschloß sie sich denn, die Resultate ihrer Reise in zwei verschiedenen Werken niederzulegen. Als sie an einem Novembertage in London eintraf, ging der Lärm los. Sie erzählt darüber: „Zuerst stürzte Hr. Bentley herein und wurde vor allen anderen in mein Arbeitszimmer gelassen. Dann kam Hr. Colburn und mußte warten; er vertrieb sich die Zeit im Salon. Nach einigen Minuten traf Hr. Saunders ein und wurde in meiner Mutter Sprechzimmer geführt. Diese Herren (Verleger) standen auf dem schlechtesten Fuß miteinander und es war zu befürchten, sie könnten sich auf der Treppe begegnen und zu zanken anfangen. Einige Freunde, die mich zur selben Zeit besuchten, waren von diesen Abenteuern sehr ergötzt." Obgleich Bentley sowohl als auch Colburn ihr mehr boten, als Saunders and Otley, schloß sie dennoch mit dieser Firma ab, da sie schon früher mit derselben zu thun gehabt hatte. Die Titel der beiden Werke lauteten: „Society in America" und „Retrospects of western travel". Das erstere besteht zumeist aus Essays über Gesetzgebung, Sitten, Gebräuche und Einrichtungen und war ihrem eigenen Geständnis nach in Amerika von größerem Nutzen als in England. Aber obwohl es stark in Carlyle'scher und amerikanischer Manier theoretisirte und etwas schwerfälliger, metaphysischer, mitunter auch theologischer Natur war, ist es dennoch als wichtiger zu betrachten als das andere, weit leichter geschriebene — Carlyle selbst zog übrigens das letztere vor —; jenes veranlaßte die Führer aller „verkannten" Nationalitäten,

sich an die Verfasserin um Gutachten über ihre Angelegenheiten zu wenden. Sie nahm aber keine dieser Offerten an.

Auch einen Antrag, sie möge eine zu begründende periodische Zeitschrift: „Economical Magazine", redigiren, wies sie zurück. Dagegen schickte sie sich an, dem Andrängen ihrer Freunde, die ihr sagten, sie habe für das belletristische Fach besonderes Talent, Folge zu leisten und einen Roman zu schreiben. Da sie, wie sie selbst gesteht, keine große Erfindungsgabe hatte und schon bei ihren kürzesten Erzählungen wegen der Schürzung des Knotens der Handlung in Verlegenheit war, schöpfte sie gern, und auch diesmal, aus dem wirklichen Leben. Der Roman betitelte sich „Deerbrook" (1839), erschien in drei Bänden und ist berühmt geworden. Der Verleger Murray, dem sie ihn anbot, lehnte ab; der Grund hierfür ist ein für uns unlösbares Geheimnis: vielleicht wegen der ungünstigen Haltung seiner Revue („Quarterly Review") gegenüber der Autorin; vielleicht weil er schon seit Walter Scott prinzipiell keine Romane veröffentlichte. „Deerbrook" erschien bei Moxon and Co. und erzielte großen Erfolg wegen der vielen Stellen, die von weiser Beobachtung und von Pathos zeugen. Viele der schönen Züge in diesem Werke sind der Herzensdisziplin zu danken, welche die Verfasserin besaß. Im Mittelpunkt der Handlung steht ein junger Mann, der von einer grausamen Ehestifterin dadurch, daß sie ihm vertraulich mittheilt, die ältere Schwester des von ihm geliebten und erhofften Mädchens habe ihr Herz an ihn verloren und er habe ihr genügend Aufmerksamkeit geschenkt, um dies zu rechtfertigen, veranlaßt wird, um die Hand dieser älteren Schwester anzuhalten.

Nach der Veröffentlichung von „Deerbrook" unternahm Miß Martineau eine Kontinentreise. In Venedig versagten ihr die überangestrengten Kräfte den Dienst, sie erkrankte, wurde nach Newcastle-on-Tyne gebracht, wo ihr Schwager sie sechs Monate hindurch behandelte, und übersiedelte nach Tynemouth am Meere, wo sie vom März 1840 ab volle fünf Jahre nicht aus dem

Krankenzimmer kam. Die Aerzte erklärten ihr Leiden für eine unheilbare innere Geschwulst. Während der ersten zwei Jahre konnte sie noch schreiben, später aber war sie hierzu zu schwach. Da sie ihre angelegten Ersparnisse nicht flüssig machen konnte, war sie in großer Geldnoth. Dennoch wies sie eine ihr von der Regierung angebotene Pension ab, weil sie eine prinzipielle Gegnerin der Pensionen war. Erleichtert wurde ihr Los durch eine von ihren Verehrern veranstaltete Subskription, die 1500 Pfd. St. ergab. Im Krankenzimmer kam ihr ihre Religiosität sehr zu statten; sie erwartete den Tod in einer Art von halbironischem Stoizismus, der in ihrem beliebt gewordenen Buche „Life in the sick-room" zu schönem Ausdruck gelangte. Diese Schrift ist voll tröstender Anregungen für Kranke; aber wohl nur in dem intensiv-religiösen England, nicht auch bei uns, kann sie von höherem Interesse sein. Die Patientin sollte nicht sterben, obwohl alle Aerzte sie aufgaben. Eines Tages rieth ihr Bulwer, eine Somnambule zu konsultiren; die Rathschläge zu Gunsten des Mesmerismus mehrten sich und Harriet ließ sich zum Gebrauche desselben bewegen. Nach einem halben Jahre war ihre Gesundheit vollkommen wiederhergestellt, was die Doktoren zum Erheben eines Wehegeschreies veranlaßte; sie betrachteten die Genesung als Verstoß gegen die Regeln der Wissenschaft, als persönliche Beleidigung und behaupteten, die Dame sei entweder nicht wirklich genesen oder gar nicht krank gewesen. Miß Martineau ließ sich das nicht anfechten, sondern schrieb „Briefe über Mesmerismus und Hellseherei", in denen sie stark übertrieb, was übrigens ihrer Dankbarkeit zugute zu halten ist.

Nach ihrer Erholung verbrachte sie einige Zeit an den Seen. Da sich ihre Mutter mittlerweile in Liverpool niedergelassen hatte, beschloß auch sie, ihr Domizil nicht wieder in London aufzuschlagen, sondern sich inmitten der freien Natur ein Heim zu gründen. Sie ließ sich daher, für die Bagatelle von 500 Pfd. St., die durch sie so bekannt gewordene Hügelvilla „The Knoll" in Ambleside bauen,

wo sie den größten Theil ihres fernern Lebens, anfänglich in der unmittelbaren Nachbarschaft Wordsworth's, zubrachte. Sie verwandelte ihre Wiesengründe in einen Miniaturmeierhof, der Landwirthen zum Muster diente. Ihr Haus und ihre Gärten wurden von den Besuchern „ein vollkommenes Gedicht" genannt. Sie selbst war eine ausgezeichnete Verwalterin und wurde allgemein als angenehme Wirthin gelobt.

Im Jahre 1846 unternahm sie eine Orientreise, besonders nach Nubien und Arabien; sie schrieb darüber 1848 unter dem Titel „Eastern Travel, past and present" eins ihrer besten Werke. Noch vor dem Antritt ihrer Reise hatte sie eine Reihe von Erzählungen über die Jagdgesetze („Game-law tales") auf Veranlassung John Bright's geschrieben; sie gesteht ein, damit durchgefallen zu sein, — „mein erstes Fiasko", sagt sie darüber. Nach ihrer Rückkehr aus dem Osten war sie nicht mehr eine so hervorragende Gestalt in der literarischen Welt wie früher; aber das verstimmte sie nicht, da sie nie ruhmsüchtig gewesen war. Es genügte ihr, sich mit nützlichen und einträglichen Arbeiten zu beschäftigen. Die Anträge, für politische Zwecke Bücher zu schreiben, liefen zahlreich ein; man verlangte von verschiedenen Seiten, sie solle zu diesem Behufe die Verhältnisse Irlands, der Lombardei u. s. w. an Ort und Stelle studiren. Aber sie wollte von alledem nichts mehr wissen; dagegen schrieb sie, als es schien, daß ein Mißverständnis zwischen Peel und Cobden den Widerruf der Korngesetze verzögern könne, an den ihr persönlich nicht bekannten Ministerpräsidenten (1846) einen Brief, der die Aussöhnung der beiden zur Folge hatte. In ihrer neuen Heimath wurde Miß Martineau von zahllosen Touristen, die sie sehen wollten, behelligt. Im allgemeinen jedoch war ihr Leben ein ziemlich ruhiges. Ihr Charakter wurde im ungewohnten Sonnenschein weicher, ihr Gemüth dehnte sich aus. Von dem lokalen Adel hielt sie sich ein wenig fern; dagegen war ihr Verkehr mit dem ärmern Theil ihrer Nachbarschaft durchaus heiter und glücklich, und der ihre Gast-

freundschaft genießende große Kreis von Bekannten fand sie gütig, lustig und zu Scherzen aufgelegt.

Der Uebergang von einem mehr gezwungenen zu einem mehr freien Leben, zu gänzlicher Selbständigkeit, die Gewöhnung an das Landleben im Unterschied von dem bisherigen, beständigen Stadtleben, müssen zur Erklärung des starken Wechsels dienen, der während der ersten fünf Jahre nach Wiedererlangung ihrer Gesundheit in den Ansichten der Martineau eintrat. Ein weiterer Erklärungsgrund für ihre Schwenkung zu Gunsten der materialistischen Richtung ist in der Orientreise von 1846 zu suchen, die von eifrigen theologisch-anthropologisch-archäologischen Forschungen begleitet war. Die stärkste Ursache war aber eine persönliche: die intime geistige Verbindung der Martineau mit Mr. Atkinson, einer Art von mystischem Philosophen, dem sie zwar weit überlegen war, in dessen Leitung sie jedoch unendliches Vertrauen setzte.

Während ihrer ambleseder Arbeitsperiode war sie sehr fleißig. In dieser produzirte sie unter anderem das an Werth dauerhafteste ihrer Werke: eine musterhafte, von Grote u. a. äußerst warm empfohlene Bearbeitung und Verdichtung von Comte's System der positivistischen Philosophie; darin sind der Kern und die maßvolle Salbung des Originals trefflich wiedergegeben. Ferner schrieb sie eine sehr umfangreiche „Geschichte Englands während des dreißigjährigen Friedens (1816—46)", die besonders wegen der Schilderung der Handelskrise von 1825—26 gerühmt wird, im allgemeinen aber nicht erschöpfend ist; so macht z. B. Simcox in der „Fortnightly Review" darauf aufmerksam, daß die Geschichte des Sturzes Robert Peel's erzählt wird, ohne daß des Namens D'Israeli's auch nur die geringste Erwähnung gethan würde. Im Jahre 1851 veröffentlichte die Bewohnerin des „Knoll" einen Band „Briefe über die Gesetze der menschlichen Natur und Entwickelung", die sie ursprünglich von 1848—51 mit Atkinson gewechselt hatte und die etwas materialistisch angehaucht

waren, ein Umstand, der ihr sowohl seitens ihrer besten Freunde, als auch der Presse sehr übertriebene und ganz ungerechtfertigte Vorwürfe, Schmähungen und Mißdeutungen zuzog; einer ihrer eigenen Brüder schrieb gegen sie und klagte sie des Atheismus an. Erwähnung verdient auch ihr gutes Buch über „Häusliche Erziehung". Für die Zeitschrift „Household Words" (von Boz-Dickens herausgegeben) schrieb sie eine Zeit lang viel und die „Daily News" zählten sie bis 1866 zu ihren fleißigsten Mitarbeiterinnen. Die in dem letztgenannten Blatte erschienenen zahlreichen biographischen Skizzen aus ihrer Feder wurden 1869 in Buchform unter dem Titel „Biographical Sketches" mit vielem Erfolg herausgegeben: das letzte literarische Ereignis im Leben der Miß Martineau. Die ihr von der Regierung neuerdings angebotene Pension lehnte sie abermals ab, da sie „genügende Mittel" besaß, „um leben zu können". Wenn man übrigens bedenkt, wie produktiv sie war und welcher Verbreitung sich ihre Werke erfreuten, muß es auffallen, daß sie, wie sie angibt, während des Vierteljahrhunderts von 1831—55, ihrer Hauptarbeitsepoche, nicht mehr als 10 000 Pfd. St. einnahm. Der größte Nutzen dürfte also den Verlegern zugute gekommen sein.

Die letzte größere literarische Anstrengung unserer Heldin war die Abfassung ihrer Selbstbiographie. Sie berichtet über die Entstehung dieses Werkes: „Als mein Leben offenbar ein bemerkenswerthes geworden war, drängte sich die Verpflichtung (nämlich das Schreiben einer Selbstbiographie) meinem Gewissen stärker auf, und als ich beschloß, die Herausgabe meiner Privatbriefe zu untersagen, wurde jene Pflicht unumgänglich." Später äußerte sie oft gegen ihre Freunde, daß sie nicht ruhig sterben könne, ohne ihre Memoiren verfaßt zu haben. Am Neujahrstage 1855 nahm sie sich vor, das Jahr nicht zu Ende gehen zu lassen, ohne ihr Gewissen beruhigt zu haben. Und als die londoner Aerzte, die sie wegen ihrer damals wieder angegriffenen Gesundheit konsultirte, ihr überdies mittheilten, daß sie ein ge-

fährliches Leiden habe, das sie jeden Augenblick wegraffen könne, zögerte sie nicht länger und begann und vollendete das Werk ihrer Sehnsucht in demselben Jahre; sie ließ es gleich drucken, bewahrte aber die ganze Auflage bis zu ihrem Tode bei sich, ohne sie in die Oeffentlichkeit zu bringen oder auch nur fortzusetzen. Das im Laufe des März 1877 ausgegebene Werk*) hat zwar drei Bände, aber nur zwei sind die eigentliche Selbstbiographie, während im dritten das Lebensbild der Verfasserin von ihrer Freundin ergänzt wird. Miß Martineau kannte sich sehr genau und hatte beschlossen, daß die Welt alles wissen solle, was sie zu sagen hatte. Was sie uns da von sich erzählt, wird eher geeignet sein, der Minorität des Publikums, welche unablässig behauptete, Miß Martineau sei eine unangenehme Person gewesen, recht zu geben; denn ihre Autobiographie ist eine höchst schonungslose Darlegung eines sehr abstoßenden Naturells, freilich aber gleichzeitig auch ein Gemälde emsigen, zähen, unerschrockenen Heldenmuthes, durch den dieses Naturell zu einem edeln und schließlich sogar glücklichen Leben erzogen wurde. Die Autorin hatte nicht nur beschlossen, daß wir sie genau kennen lernen sollen, sondern auch daß dies fast ausschließlich durch ihr eigenes, wohlerwogenes Urtheil geschehe. Man hatte ihr gesagt, und sie glaubte daran, daß ihre Briefe zu ihren Gunsten sprechen würden; wenigstens hätten dieselben sie jedenfalls in weniger heftigen, martialischen Stimmungen gezeigt, als ihre Selbstbiographie und fast alle ihre übrigen Bücher. Aber sie war überzeugt, daß Korrespondenzen privatim und vertraulich sein sollten und daß es für hervorragende Personen unbequem sei, sich in ihrem Briefwechsel Zwang anthun zu müssen; daher fühlte sie sich verpflichtet, nach Möglichkeit deren Freiheit in dieser Hinsicht zu schützen, indem sie durch ihr eigenes Verfahren gegen „eine unwürdige Neugierde des Publikums" protestirte. Das

*) „The Autobiography of Harriet Martineau, with Memorials, by Maria Weston Chapman" (3 Bde., London, Smith, Elder and Comp., 1877).

Buch enthält zahllose Unbegreiflichkeiten, Uebertreibungen und Unrichtigkeiten, die jedoch mit der Hast und den anderen Umständen, unter denen dasselbe zu Stande kam, entschuldigt werden können. Nur könnte man mit Recht sagen, daß Miß Martineau, die nach Vollendung des Werkes noch 21 Jahre lebte, die richtigeren Ansichten, die sich ihr im Laufe dieser langen Zeit über viele der behandelten Personen und Dinge aufdrängen mußten, zu entsprechenden Korrekturen und Aenderungen hätte verarbeiten sollen: dies um so mehr, als sie einen großen Theil ihrer geistigen Spannkraft bis zu allerletzt behielt. Wenn sie auch im allgemeinen zu schreiben aufhörte, ergriff sie doch in philanthropischen Angelegenheiten gern die Feder, wo sie förderlich sein konnte. Sie starb im Alter von 74 Jahren. Unmittelbar darauf erschien in der „Daily News" ein Nekrolog, den sie kurz vor ihrem Tode über sich selbst geschrieben und in welchem sie sich in vielen Hinsichten allzu streng beurtheilte.

Die Schreibart der Martineau hatte von allem Anbeginn an zwei große Verdienste. Wenn sie eine Lehre vorbrachte, hatte sie dieselbe vorher klar erfaßt, und wenn sie Szenen oder Charaktere darstellte, hatte sie auch diese vorher im eigenen Kopfe klar gestaltet wie Bulwer. Dies zeigte sich schon bei ihrem ersten größeren und bedeutenderen Werke „Traditions of Palestine", auf das sie selbst mit besonderer Vorliebe zurückblickte. Trotzdem sie enorm viel schrieb, ließ sie niemals eine Arbeit unvollendet. Sie war weder eine oberflächliche noch eine originelle Schriftstellerin. Ihre Hauptstärke lag in der Beherrschung und Verbreitung von Kenntnissen, und diesem Zwecke entsprach ihr zwar keineswegs anmuthiger und vollendeter, aber belebter, genügend gefärbter und klar durchsichtiger Stil vollkommen. Sobald sie einen Gegenstand ausgedacht hatte, ergriff sie die Feder und schrieb von der Leber weg, ganz wie Scott, Dumas und George Sand es gethan, ohne je zu feilen oder eine Reinschrift anzufertigen.

Ihr hartes, kritisches Wesen zeigte sich in vielen Hinsichten, auch speziell in ihren Beziehungen zur Kritik der Presse über sie und ihre Schriften. Günstige Kritik war ihr angenehm; sie schrieb z. B.: „Im Artikel der „Edinburgh Review" — derselbe ist übrigens ebenso schwach, wie er für mich günstig ist — finde ich die beste Würdigung des Prinzips meines Werkes, ein vollkommenes Verständnis für mein Ziel und meine Zwecke." Dagegen scheint sie für ungünstige Besprechungen sehr empfindlich gewesen zu sein, und sie verschwendete besonders während ihrer londoner Glanzzeit einen großen Theil ihrer Energie mit der standhaften und unabänderlichen Zurückweisung der Bekanntschaft von Personen, die sie ungünstig rezensirt oder doch gestattet hatten, daß sie in von ihnen geleiteten Blättern ungünstig rezensirt werde. Auf diese Weise wurden Sterling von der „Times" und Lockhart von der „Quaterly Review" abgewiesen. Ausnehmend schlecht fährt die letzgenannte große Vierteljahrsschrift bei ihr. Die Selbstbiographie enthält sechs Seiten voll bitterer Vorwürfe gegen dieselbe, und Mrs. Chapman versteigt sich sogar zu der Aeußerung: „Der Redakteur des torystischen Blattes entehrte dieses und sich selbst durch äußersten Mangel an Anstand." Die „Quarterly Review" hatte nämlich gelegentlich der „ungünstigen" Besprechung der „Martineau'schen „Series" die Dame in ungerechtfertigter Weise angegriffen und gesagt, sie sei an einer sehr unbesonnenen Propaganda betheiligt, die einige übrigens ganz aufrichtige und intelligente Malthusianer damals in Szene setzten. Das verdroß sie sehr und ihre „Series" gingen nur desto reißender ab. Sie zahlt nun der „Quarterly Review" heim, indem sie von ihr sehr unschöne, auf sie (Martineau) Bezug habende Dinge erzählt, die gewiß nicht stichhaltig sind und nur aus der Ueberreizheit der Schreiberin hervorgegangen sein dürften; andererseits ist auch nicht zu vergessen, daß der betreffende Artikel der „Quarterly Review" (1833) ihr in mehr als einer Hinsicht Unrecht that und in übertreibendem Tone gehalten war. Auch mit der „Times"

konnte sie sich nicht vertragen; aber wenn sie auch dieses Blatt schmäht, so scheint hier das Unrecht ganz auf ihrer Seite zu sein. Wer sich übrigens für journalistische Couliſſengeschichten interessirt, dem empfehlen wir die Lektüre der Seiten 500—504 der Aprilnummer 1877 der „Quarterly Review", wo man Ergötzliches über die Differenzen dieses Blattes und der „Times" mit Miß Martineau findet; hier auf diese Dinge näher einzugehen, paßt nicht in den Rahmen unseres Aufsatzes. Weil wir doch gerade von Miß Martineau's Verhältnis zur Kritik sprechen, sei es uns gestattet, eines Beispiels zu erwähnen, wie ihre Kritik über eine ihrer bedeutendsten Zeitgenoſſinnen und Kolleginnen von dieser aufgenommen wurde. In dem sehr interessanten Buche über Charlotte Brontë von T. Wemyß Reid finden wir einen Brief, in welchem die berühmte Autorin der „Jane Eyre" mittheilt, wie eins ihrer Werke („Villette") von Harriet Martineau beurtheilt wurde; es heißt da: „... Sie klagt mich an, die Papisterei mit Schärfe angegriffen zu haben und aus meinem Gegenstande hinausgegangen zu sein, um sie leidenschaftlich zu schmähen. Auch in anderen Hinsichten zeigt sie gegen das Buch einen so seltsamen und unerwartet bitteren Geist, daß ich Muth gefaßt und ihr geschrieben habe, daß der Abgrund gegenseitiger Differenz zwischen uns so tief, die Vereinigungsbrücke dagegen so schwach und unverläßlich ist, daß ich den Schluß gezogen habe, häufiger Verkehr könne sehr gefährlich und daher nicht rathsam sein; zugleich bat ich, meinen längst projektirten Besuch bei ihr auf unbestimmte Zeit vertagen zu dürfen. Natürlich ist sie jetzt erzürnt, aber ich kann nichts dafür. . . ." Und in einem zweiten Briefe heißt es: „. . . Miß Martineau stellte mir die schriftliche Frage, warum ich nichts von mir hören lasse, und sie dringt in mich, nach Ambleside zu kommen. Wir wechselten ganz höfliche Briefe über dieses Thema, da ich aber meinen triftig gegründeten Entschluß über dieses Thema unabänderlich gefaßt hatte, blieb ich dabei. Ich lehnte es ab, sie zu besuchen und sagte ihr Lebewohl. Es

ist dies das Beste, denn der Antagonismus zwischen unseren Naturen und Grundsätzen ist viel zu ernst, als daß ich darüber mit Leichtigkeit hinweggehen könnte. . . ." Es ist schade, daß zwei so bedeutende, wahrheitsliebende, aufrichtige Frauen, die überdies so sehr freimüthig waren, nicht harmoniren konnten. Currer Bell hatte Miß Martineau muthig unterstützt und in großmüthiger und kräftiger Weise vertheidigt, als sie glaubte, daß die Kollegin infolge ihrer ehrlich gemeinten Ansichten litt; aber ihre zarte Natur wurde durch deren Kritiken, die sie für ungerecht hielt, aufs tiefste verletzt. Die beiden schieden, ohne einander je wieder zu begegnen.

Sehr viel und sehr seltsam schreibt Miß Martineau in ihrer „Autobiographie" über „lionism" (zu deutsch etwa Löwenthum, Tagesheldenthum) und ihre Erfahrungen in dieser Hinsicht. Sie zeigt dabei oft Oberflächlichkeit und Falschheit in Beobachtung und Reflexion; sie hielt sich für das ewige Opfer der in der hauptstädtischen wie in der provinziellen Gesellschaft angeblich verbreiteten Sucht, in ihren Salons berühmte Leute zur Schau zu stellen. Die betreffenden Uebertreibungen sind manchmal so groß, daß sie überreiztem, am unrechten Platze angebrachtem Künstlerstolz gleichkommen. Ihre „überempfindliche Würde" war keine echte Würde, und mit ihren krankhaften Ansichten in diesem Punkte that sie oft sehr bedeutenden Menschen Unrecht. Zu ihrer eigenthümlichen Auffassung der Verhältnisse in den Salons der feinen Gesellschaft mag der Umstand das meiste beigetragen haben, daß sie ein Sprachrohr trug; sie mag die Aufmerksamkeit, die man ihr vielleicht in höherem Grade schenkte, für Zudringlichkeit gehalten haben, während dieselbe wahrscheinlich nur ein Gebot der Höflichkeit gegenüber einer mit einem Gebrest behafteten Dame war. Besonders schlecht zu sprechen ist sie, natürlich mit Unrecht und Uebereilung, auf Lord Brougham und den Marquis von Lansdowne. Am höchsten in ihrer Achtung steht Lord Durham; zur Beurtheilung der Berechtigung oder Nichtberechtigung dieses Urtheils fehlt uns leider jedes Kriterium. Sehr ausführlich

spricht sie sich in ihren Memoiren über eine ganze Menge ihrer berühmten Bekannten aus, manchmal in sehr verkehrter Weise. Macaulay verachtete sie gründlich; Carlyle, mit dem sie eng befreundet war, schätzte sie hoch, ohne jedoch fähig zu sein, dessen Shakespeare'schen Humor, der ja sein Hauptzug ist, zu würdigen und zu genießen. Im Tadeln von Personen, die im allgemeinen für lobenswerth galten, war sie groß; Simcox giebt dafür folgende Erklärung: „Wer selbst große Anstrengungen gemacht hat, stark zu sein, findet es nicht leicht, bei den Schwächen anderer Nachsicht zu üben; weil er weiß, daß alle es in ihrer Macht haben, sich anzustrengen, und weil er sich erinnert, welche Anstrengungen er selbst gemacht hat, ist er überzeugt, daß andere, wenn sie wollten, es ebenso machen könnten wie er, und daß nur Egoismus und Unentschlossenheit sie davon abhalten".

Zweite Abtheilung.

Männer.

Biog.

Hippolyte Adolphe Taine.

Als im Sommer des Jahres 1871 die Universität Oxford, von einem ihrer alten Privilegien Gebrauch machend, einen berühmten Deutschen und einen berühmten Franzosen zu Ehren-Doktoren der Rechte machen wollte, wählte sie Döllinger und — Taine. Während aber der Münchener Probst bereits ein hohes Alter erreicht hatte, war Taine verhältnismäßig jung. In England jedoch genoß er wegen seiner dies Land behandelnden Werke längst eines bedeutenden Ansehens. Und in Deutschland? Nun, in Deutschland blieb sein Ruf auf engere literarische Kreise beschränkt, und es wurde sehr wenig über ihn geschrieben, bis die Uebersetzungen seiner Hauptwerke die Aufmerksamkeit des Publikums und der Kritik in höherem Maße auf ihn lenkten. Da die Anerkennung, die er seither fast bei der gesammten deutschen Presse findet, eine außerordentlich warme ist, dürfte eine kurze Darstellung seiner Thätigkeit willkommen sein. Er ist eine der glänzendsten Erscheinungen am europäischen Literaturhimmel der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts.

I.

Geboren wurde Hippolyte Adolphe Taine — gewöhnlich „Henri Taine" genannt, was er in einem Briefe an uns für eine Laune der Redaktion der „Revue des deux Mondes" erklärt;

er selbst zeichnet „H. Taine" — am 21. April 1828 zu Vouziers, einem Städtchen zwischen der Champagne und den Ardennen. Seine Familie gehörte zur Geistes-Aristokratie Frankreichs; alle waren hochgebildet und überdies sehr wohlhabend, wenn auch nicht reich. Einige der Verwandten waren Volksvertreter, der Großvater war Sub-Präfekt. Der Vater, ein sehr gelehrter Advokat, unterrichtete seinen Sohn in der lateinischen, ein Oheim, der lange in Amerika gelebt hatte, in der englischen Sprache. Alles Englische hat Taine von jeher angezogen; schon als Knabe gewährte es ihm das größte Vergnügen, Bücher in der Zunge Shakespeare's zu lesen. Während den jungen Leuten die Lektüre französischer Romane verboten war, gestattete man ihnen, fremdsprachige Werke ohne Unterschied des Inhalts zu lesen, und man war froh, wenn sich ein Jüngling herbeiließ, sich auf diese Art in einer fremden Sprache auszubilden. Unser Held bevorzugte die Lektüre der britischen Klassiker und legte so frühzeitig den Grund zu seiner nachmaligen genauen Kenntnis der englischen Literatur, der er seinen Ruf zum großen Theil zu danken hat.

Der hoffnungsvolle Knabe zählte erst dreizehn Jahre, als er seinen Vater verlor. Ein Jahr darauf brachte die Mutter ihn nach Paris, wo sie ihn anfänglich als Pensionär in eine treffliche Privatschule gab. Bald kam er auf's Collège de Bourbon (jetzt Lycée de Condorcet genannt), wo er an geistiger Reife, an Fleiß und Erfolgen als Erster hervorragte. Dabei erfreute er sich unausgesetzt der zärtlichsten Sorgfalt und Ueberwachung seiner wackeren Mutter, einer Frau von großer Herzensgüte, die überhaupt ihr Bestes that, um ihren Kindern eine gediegene Erziehung angedeihen zu lassen. Im Jahre 1847 erhielt er den ersten Preis für einen lateinischen Essay über Rhetorik, 1848 zwei Preise für philosophische Aufsätze. Diese Errungenschaften öffneten ihm die Pforten der sogenannten Normalschule, einer Art Seminars, in welchem die Zöglinge zu Universitäts-Professoren ausgebildet werden. Uebrigens wird dieses höhere Vorbereitungs-Studium

von Vielen nur als Etappe zu einer literarischen Laufbahn benutzt. Mehrere berühmt gewordene Schriftsteller waren Taine's Kollegen an der École normale: Edmond About, Prévost-Paradol, J. J. Weiß, Francisque Sarcey, sie Alle waren nur kurze Zeit Professoren und haben bald für immer das Gebiet der Literatur und der Journalistik betreten.

An der Normalschule, welcher Taine drei Jahre lang angehörte, begegneten die Sicherheit seines Urtheils und die Tragweite seiner Intelligenz allgemeiner Würdigung. Seine Mitschüler beugten sich vor seiner Ueberlegenheit, wagten es nicht, ihn anders als „Monsieur Taine" zu nennen und riefen ihn in ihren Streitigkeiten als Schiedsrichter an. Er hatte die wunderbare Gabe, in einer Woche mehr studiren zu können als Andere in einem Monat. Die auf diese Art gewonnene Zeit benützte er — die Zöglinge durften lesen, was sie wollten — mit Vorliebe zum Studium der Philosophie, Theologie und Patristik. Er las alle bedeutenderen Autoren dieser Fächer und besprach die ihm dabei entgegentretenden Fragen mit seinen Kollegen. Er liebte es, diese zu prüfen, ihre Ideen zu erforschen und in ihren Geist einzudringen. Die Unterrichtsmethode an der Anstalt war in hohem Grade geeignet, die intellektuelle Thätigkeit der Schüler zu fördern. Der Intellekt der lebhaften Jünglinge fand reichliche Nahrung. Die Debatten wurden mit der größten Freiheit geführt, Alles wurde dem Prüfstein der Vernunft unterworfen und nach den Forderungen der Logik erledigt. Täglich platzten in diesen jugendlichen Kreisen die verschiedensten politischen, ästhetischen und philosophischen Meinungen auf einander, ohne daß die liberalen Professoren, unter denen sich Jules Simon und Vacherot befanden, gegen die Themata Einspruch erhoben hätten. Im Gegentheil, sie begünstigten den unbeschränktesten Ausdruck jeder individuellen Ansicht. Sie hielten nicht so sehr Vorlesungen, als vielmehr Berathungen mit den Schülern, welche selber Vorträge zu halten hatten, die von allen besprochen wurden; am Schlusse

gaben die Lehrer ein Resumé des Besprochenen. So hatte Taine einmal über den Mystizismus Bossuet's, About über dessen Politik zu lesen. Auch auf die nöthigen körperlichen Uebungen wurde gebührend Rücksicht genommen; man ging oft in's Freie und tanzte zuweilen Abends in intimem Kreise, wobei immer einer der Zöglinge Musik machte. Es läßt sich denken, daß den jungen Leuten bei so bewandten Umständen die in der École normale verbrachten Jahre angenehm und nützlich dahinflossen. Die Vortheile der daselbst geübten geistigen Gymnastik waren ungeheuer und wogen die geringen Nachtheile, unter denen eine Vorliebe fürs Hyperbolische obenan steht, beiweitem auf, wie man an der Geistes-Elite sieht, die aus jener fruchtbaren, stürmischen, echt französischen Erziehung hervorging. Keiner hat der Normalschule solche Ehre gemacht wie Taine, der das Glück hatte, noch rechtzeitig zu kommen, denn nach seinem im Jahre 1851 erfolgten Austritt erfuhr die Anstalt eine durchgreifende Umwandlung in entgegengesetzter Richtung.

Die jungen Leute hatten dort ein so starkes geistiges Unabhängigkeitsgefühl eingesogen, daß es nicht Wunder nehmen kann, wenn sie wenig geeignet waren, geistigen Druck zu ertragen. Die Zeiten, die ihrer harrten, waren der Gedankenfreiheit leider nicht günstig, denn der „Neffe des Onkels" war an's Ruder gelangt. Der dritte Napoleon hatte sein Ziel mit Hilfe des Klerus erreicht und mußte diesem den versprochenen Lohn geben. Taine war einer der Ersten, die durch die neue Ordnung der Dinge zu leiden hatten. Die „starke Hand" der bonapartistischen Regierung that ihr Möglichstes, um ihn, dessen Gesinnungen höherenorts nicht „genehm" waren, zu chikaniren. Wer bei einer gewissen Prüfung ein politisches und religiöses Hauptbekenntnis ablegte, das den herrschenden Mächten zu Gesichte stand, erhielt eine leichte, einträgliche Stelle. Taine wurde abgelehnt, weil man fand, daß seine philosophische Richtung „irrige" und „schädliche" Tendenzen verfolge. Aber Guizot und Saint-Marc Girardin, die sich für den talentvollen

jungen Mann lebhaft intereſſirten, nahmen ſich ſeiner an und trachteten, ihm wenigſtens eine kleine Stelle zu verſchaffen. Das gelang ihnen auch; um jedoch zu zeigen, wie ungern man den Wünſchen ſelbſt ſolcher Fürſprecher willfahre, ließ man Taine's Bitte, ſeiner Mutter zuliebe nach dem Norden geſandt zu werden, unberückſichtigt und ſchickte ihn nach dem Süden, nach Toulon. Schon nach vier Monaten verſetzte man ihn nach Nevers, wo er ebenfalls nur vier Monate bleiben durfte, um ſodann nach Poitiers transferirt zu werden. Sein Gehalt war äußerſt gering, aber er wußte ſich mittelſt ſtrenger Sparſamkeit durchzubringen. Seine freie Zeit verwandte er auf die Fortſetzung ſeiner philoſophiſchen Studien; eine beſondere Vorliebe hatte er für Hegel. Die Behörden behielten ihn als einen „Verdächtigen" im Auge; hie und da fehlte es auch nicht an Verleumdungen. Großen Anſtoß erregte der Umſtand, daß er ſich weigerte, dem Kaplan Folge zu leiſten, der ihn aufforderte, zu Ehren des Biſchofs entweder eine lateiniſche Ode oder eine franzöſiſche Dithyrambe zu dichten. Dieſe unehrerbietige Weigerung wurde als Beſtätigung der gegen den mißliebigen Lehrer erhobenen Beſchuldigungen betrachtet und zog ihm einen Tadelbrief des Unterrichtsminiſters zu, worin ihm für den Fall eines nochmaligen Verſtoßes mit ſofortiger Entlaſſung gedroht wurde. Er begann ſich unbehaglich zu fühlen, und als er einige Monate nachher von der Regierung ein Dekret mit der Ernennung zum Lehrer an einer Kinderſchule in Beſançon erhielt, nahm er ſich dieſen nur allzu verſtändlichen Wink zu Herzen. Er fand es angezeigt, einen Kampf aufzugeben, in welchem er jedenfalls hätte den Kürzeren ziehen müſſen. War es für den Staat der Mühe werth geweſen, junge Rieſen aufzuziehen, um ſie dann, ſtatt zum Fällen von Eichen zum Sammeln von Reiſig zu verwenden? Taine wurde auf eigenes Anſuchen von ſeiner Stelle enthoben, trat aus dem Staatslehrerverbande und ging nach Paris. Er machte keinen ſchlechten Tauſch, denn er bekam ſofort eine vortheilhafte Profeſſur an einer bedeutenden Privatſchule. Aber die Nergeleien der Re-

gierung hörten nicht auf; er mußte seine Stelle aufgeben und hatte zu kämpfen, um sein Brod zu verdienen. Um seine Feder ganz unabhängig von der Willkür der öffentlichen Gewalten führen zu können, verlegte sich der vielgeplagte Mann auf das „Stundengeben" in Häusern. Dabei warf er sich eifrig auf neue Studien, vornehmlich mathematischer, medizinischer und philosophischer Natur. Er besuchte die Vorlesungen an der Sorbonne, der Ecole de Médicine und dem naturhistorischen Museum. Besondere Vorliebe hegte er für die modernen Sprachen, deren er eine beträchtliche Anzahl erlernte.

II.

In Nevers hatte er sich viel mit einer neuartigen Methode psychologischer Kritik beschäftigt, in Paris bildete er dieselbe stetig aus. Seine literarischen und biographischen Essays in der „Revue des deux mondes", dem „Journal des Débats" und der „Revue de l'Instruction Publique" machten durch die neuartigen Theorien, auf deren Grundlage sie geschrieben waren, Aufsehen. Im Jahre 1853 promovirte unser Autor als Docteur ès lettres, bei welcher Gelegenheit er außer einer lateinischen Doktor-Dissertation gewöhnlicher Natur („De personis Platonicis") eine französische Abhandlung über „Die Fabeln Lafontaine's" schrieb, das gerade Gegentheil einer regelrechten akademischen These. Er arbeitete sie später unter Beachtung der Winke der Kritik um und gab sie als Buch unter dem Titel „Lafontaine und seine Fabeln" heraus, in welcher Gestalt sie bereits sechs oder sieben Auflagen erlebt hat. Diese Schrift des angehenden Doktors erregte gewaltiges Aufsehen — ein Erfolg, der nicht Wunder nehmen darf, denn als Taine auftrat, war man eine solche Originalität des Inhalts, eine solche Fülle des Ausdruckes, einen solchen Gedankenreichthum, eine solche

Eigenthümlichkeit der Anschauungen, eine solche Eleganz des Styls, eine solche Gründlichkeit und Vielseitigkeit der Kenntnisse nicht gewohnt. „Es war," wie Karl Hillebrand sagt, „ein philosophisch-historischer Karnevalsschmaus noch wochenlangem Fastentisch"; die ganze Lesewelt stürzte sich darüber her.

In dem Essay über den großen Fabeldichter brachte Taine neue kritische Doktrinen vor, stellte ein kühnes Paradoxon auf und illustrirte es am Leben nnd den Schriften Lafontaines. Er untersucht erschöpfend die Ursachen, welche zusammenwirkten, aus diesem einen Dichter zu machen, sowie die Art und Weise, wie er seine Fabeln schrieb, und die Ziele, die er mit denselben verfolgte. Lafontaines Heimathsbezirk und die Eigenheiten seiner Bewohner werden geschildert. Dann wird dargethan, daß Lafontaine in seiner Person die hervorstechendsten Merkmale dieser Rasse vereinigte und daß diese Merkmale in ihm durch das Klima, die Bodenbeschaffenheit und die Szenerie in der Champagne gefördert wurden. Aus all' diesen Gründen habe er sich die leichte und zwanglose Versifikation angeeignet,die er in seinen Fabeln so geschickt anwende. Daher seien auch seine Versuche, die Manier der antiken Dichter nachzuahmen, mißlungen. Da er mit jenen Eigenschaften eine intime Kenntnis der Bedürfnisse seiner Zeit und seines Landes verband, habe er ein beliebter, echt nationaler Dichter werden müssen. Taine analysirt jeden Winkel in Lafontaines Gehirn und jeden Zug in dessen Dichtungen; Lafontaine selbst, könnte er das Buch lesen, wäre erstaunt, sich Ziele und Zwecke zugeschrieben zu sehen, von denen er in Wirklichkeit keine Ahnung hatte, als er seine Fabeln schrieb, sich als Vertreter seiner Nation und Spiegel seiner Zeit erklärt zu hören, endlich zu erfahren, daß er seine Leistungen nicht seinem Geiste und seinen Fähigkeiten zu danken habe, sondern dem vereinten Zusammenwirken aller Umstände und Verhältnisse, in und unter denen er lebte.

Daß jeder Mensch mit gewissen, seinem Geschlecht eigenen Tendenzen geboren wird, welche seine Gedanken und Handlungen

leiten; daß alle Ideen und Thaten eines Menschen, ob gut oder schlecht, auf diese angeborenen Tendenzen zurückzuführen, wie ein Fluß auf seine Quellen: das sind die Meinungen, die Taine seit seinem Lafontaine-Debüt immer und überall vorgebracht, verfochten, und, seiner Ansicht nach, festgestellt hat.

Festgestellt! Ja, das ist des Pudels Kern. In der Regel gilt es für ausgemacht, daß der Kritiker nichts anderes thun kann, als seine eigene Meinung aussprechen. Er thut seine Pflicht, wenn er seinen Gegenstand sorgfältig studirt und ihn maßvoll und möglichst unparteiisch behandelt. Mehr verlangt man von ihm nicht, kann man von ihm nicht verlangen. Jeder Kritiker urtheilt nach seinen Verhältnissen, seinen Erfahrungen, seinem Bildungsgrad, seiner Phantasie, seinen Vorurtheilen, Erwartungen und Sympathien; daher bleibt jede einzelne Kritik unter allen Umständen ein individueller Meinungsausdruck. Dünkt eine Kritik einer Mehrheit von Menschen wahr und richtig, so wird sie adoptirt; sie ist aber nicht nothwendigerweise kompetent, den Werth oder Unwerth der besprochenen Sache festzustellen. Ganz andere Ansichten über Kritik hat Taine. Er hält es für möglich, in die Kritik Gewißheit zu bringen; er will die Kritik, wie etwa die Physik oder die Mathematik, mit der Bestimmtheit wissenschaftlicher Formeln ausstatten, will sie mit unumstößlichen Dogmen versehen. Sein Ziel ist: die Kritik soll nicht mehr unverläßlich, ihre Ergebnisse sollen nicht mehr schwankend sein. Im Alter von fünfundzwanzig Jahren springt er, eine moderne Pallas, in die Literatur, fertig gerüstet mit einem eigenen kritischen System, einer eigenen Philosophie und — last, not least — einem eignen Stil. Alles, was er im Verlaufe von zwei Dezennien hinterher ausführlicher entwickelte, findet sich bereits in dem Erstlingswerk über Lafontaine vor. Die Neuheit der Doktrinen, sowie der frische, kräftige, lebhafte Stil des jungen Doktors verschafften ihm im Publikum viele Freunde. „Wer wagt, gewinnt."

Bald sollte er Gelegenheit haben, wieder von sich hören zu

lassen und seine Lehren aufs neue anzuwenden. Im Jahre 1854 schrieb die französische Akademie einen Preis aus für den besten Essay über Titus Livius. Das Leben dieses Historikers sollte erzählt, die Umstände, unter denen, und die Grundsätze, nach welchen er Geschichte schrieb, sollten erörtert, nnd der Platz, den er in den Reihen der Historiker einnimmt, sollte bestimmt werden. Von den eingereichten Abhandlungen wurde keine des Preises würdig befunden, doch erkannte man die Taine'sche als die beste an; nur hatte man daran auszusetzen, sie verrathe „Mangel an Ernst und an Bewunderung für den glänzenden Namen und das Genie des imposanten Mannes, den er zu kritisiren habe". Taine arbeitete seine Schrift um, reichte sie nochmals ein und erhielt nun den Preis. Villemain, der Berichterstatter des Preisrichter-Ausschusses, lobte, obgleich er mit dem Inhalt gar nicht übereinstimmte, das Werk außerordentlich und sagte: „Wir dürfen dem Verfasser zu diesem schönen Debüt auf dem Gebiete der klassischen Wissenschaften gratuliren und können nur wünschen, bei allen unsern Preisausschreibungen ähnliche Bewerber zu finden und — an unseren Schulen solche Lehrer zu haben"; eine sarkastische Anspielung, welche den würdevollen Unsterblichen ein sanftes Lächeln entlockte.

Der glückliche Autor veröffentlichte seine Preisarbeit unter dem Titel „Essai sur Tite-Live" mit einer Vorrede, die einige Akademie-Mitglieder unangenehm überraschte und sie wünschen ließ, ihre Lobsprüche und Auszeichnungen zurücknehmen zu können. Taine zog darin weitere Konsequenzen seiner neuen Lehren. Mit Spinoza betonte er, das Verhältnis des Menschen zur Natur sei nicht das eines Staates im Staate, sondern das eines Theiles eines Ganzen. Das innere Wesen des Menschen sei, wie die äußere Welt, Gesetzen unterworfen; ein herrschendes Prinzip regele die Gedanken und treibe die menschliche Maschine unwiderstehlich und unvermeidlich an. Mit Einem Worte, unser Mann betrachtet den Menschen als „wandelndes Theorem". Natürlich warf man ihm vor, er leugne die Freiheit des Willens und sei Fatalist. Auch

wies man nicht mit Unrecht auf die nothwendige Ungleichheit der von zwei so verschiedenen Namen wie Livius und Spinoza vertretenen Ideen hin und darauf, wie paradox es sei, die Schriften des römischen Historikers als Belege zu den philosophischen Spekulationen des holländischen Juden anzuführen. Aber Paradoxe sind eben Taines Element.

Was das Buch selbst betrifft, so erregte es allgemein Gefallen. Man war mit des Verfassers Ausführungen über den Geschichtschreiber ebenso wenig einverstanden wie mit denen über Lafontaine, aber man bewunderte die unleugbaren Vorzüge beider Werke. Taine will darthun, daß der Geburtsort und die Lebensweise des Livius, die Zeit, in der er lebte, die Ereignisse, deren Zeuge er war, die Richtung seines Geschmacks und seiner Studien, — daß all dies zusammenwirkte, ihn zu einem „oratorischen Geschichtschreiber" zu machen. Der Mangel an Methode in der Anlage seines großen Werkes, die darin ausgedrückten Gefühle, der darin herrschende Ton und Stil, die Häufigkeit der darin vorkommenden Reden, — all' dies führt Taine zur Bekräftigung seiner Hypothese an, und er geht so weit, diese für unanfechtbare Gewißheit zu erklären. Nun wird wohl Jedermann zugeben, daß die „umgebenden Umstände", die Taine seinen Folgerungen bei Lafontaine, Livius und sonstwo zu Grunde legt — Zeit, Ort, Lebensverhältnisse u. s. w. —, für die Beurtheilung von Menschen und Völkern sehr werthvoll und wichtig sind; aber Niemand kann ihnen eine unfehlbare Sicherheit bei der Kritik zugestehen, am allerwenigsten, wenn es sich um Personen und Geschlechter handelt, die längst vergangen sind und deren „umgebende Umstände" wir nicht vor Augen haben, sondern zum größten Theile erst konstruiren müssen; eine derartige, gleichsam induktive Kritik muß immer hypothetisch bleiben. Freilich muß sie nicht nothwendig falsch sein; sie kann ebenso gut richtig sein; aber Taines Schlüsse über Livius sind nicht nur hypothetisch und fehlbar, sondern wirklich falsch. Er sucht darzuthun, dieser sei

mehr ein großer Redner als ein großer Geſchichtſchreiber. Er ſei kein guter Hiſtoriker, weil er die Feder als Redner führe; er ſei ein „oratoriſcher Hiſtoriker", und ſowohl die Schönheiten als auch die Fehler ſeiner Geſchichtſchreibung rührten von dem vorwiegend rhetoriſchen Weſen ſeines Geiſtes her. Natürlich iſt das Prinzip, auf dem dieſe Beurtheilung des Livius beruht, unrichtig, denn Montesquieu, Macaulay, Gibbon u. A. waren unbeſchadet ihrer ganz vortrefflichen Rednergabe keine ſchlechten Hiſtoriker.

Mit derſelben Methode, mit der Taine Livius zum „oratoriſchen" Hiſtoriker ſtempelt, könnte man den — natürlich ebenſo hypothetiſchen — „Beweis" führen, daß Livius die „Geſchichte Roms" nur verfaßt haben könne, weil er mit dem Genie eines Malers oder Dichters ausgeſtattet geweſen ſei. Die logiſche Feſtung, die Taine für unangreifbar hält, iſt es keineswegs. Er will zu viel beweiſen und überſieht in der Ungeduld, ſeinen „Beweis" zu Ende zu führen, Vieles, das gegen ſeine Anſichten ſpricht. Der Umſtand, daß Livius — im Gegenſatz zu dem philoſophiſchen Thukydides und dem praktiſchen Tacitus — es unterläßt, Thatſachen zu gruppiren, Originalurkunden zu Rathe zu ziehen und ſeinen Perſonen charakteriſtiſche Aeußerungen in den Mund zu legen, beweiſt nicht, daß er ein „oratoriſcher" Hiſtoriker, ſondern nur, daß er nachläſſig war. Mit demſelben Rechte wie Livius könnte man auch Thukydides und Tacitus „oratoriſche" Geſchichtſchreiber nennen, denn in Wirklichkeit beſitzen ſie dieſelben Fehler, die Taine bei Livius „oratoriſche" nennt. Auch Humes „Geſchichte Englands" weiſt dieſelben Mängel auf, ohne daß ſie als „redneriſch" gelten könnte; er war ganz einfach träge und zog es vor, auf dem Sopha liegend zu arbeiten, ſtatt Originalquellen aufzuſuchen. Und doch war Hume ein Philoſoph, was Taine dem Livius abſpricht, und ſein (Humes) Werk iſt ebenſo unverläßlich und ebenſo anziehend geſchrieben, wie das des Römers, während hinwiederum Robertſons Geſchichtswerke, die

mit größter Sorgfalt und Wahrheitsliebe geschrieben sind, gerade wegen ihrer ermüdenden „oratorischen" Beschaffenheit unbeliebt blieben. Das Einzige, was Voltaires historische Schriften schätzenswerth macht, ist die Einfachheit des darin herrschenden Stils, und doch war Voltaire ein Philosoph, der in Taines Augen überdies hochsteht. Auch Montesquieu, dessen begeisterter Verehrer Taine ist, ließe sich gegen ihn anführen. Die Thatsachen sprechen entschieden gegen seine Hypothese; er hat nur behauptet, aber nicht bewiesen, daß der Mangel an philosophischen Verallgemeinerungen und an emsiger Forschung das Merkmal eines Redners sei und daß daher Livius ein „rednerischer Historiker" genannt werden müsse. Eine Anzahl großer Redner waren, wie gesagt, vorzügliche Geschichtschreiber und legten eine gewaltige Forscherlust an den Tag. Taine scheint von Livius zu verlangen, was wohl eine baare Unmöglichkeit ist: fehlerfreie, vollkommene Geschichtschreibung.

Noch vieles Andere ließe sich gegen die Darlegungen des „Essai sur Tite-Live" sagen; doch genüge es, nochmals zu betonen, daß darin das Bestreben, die Kritik zur unanfechtbaren Wissenschaft zu machen, ebenso wenig von Erfolg gekrönt ist, wie in dem Buche über Lafontaine. Trotz emsiger und sorgfältiger Anwendung der demonstrativen Methode bleibt die Kritik umstoßbar und individuell. Dadurch, daß man „weil" und „daher" sagt, kann eine Sache wohl erleichtert und weniger unverläßlich gemacht, aber noch nicht bewiesen werden. Aus Taines Vorgang resultirt nur eine Reihe von Paradoxen und Verallgemeinerungen, die zwar immer höchst geschickt ausgeführt sind und von einem Ernst und einem Wahrheitsdurst zeugen, denen man jedenfalls die höchste Anerkennung zollen muß, die aber leider nicht immer richtig sind. Durch eine solche geniale Verallgemeinerung erhöhte Taine Lafontaine's poetische Begabung und eine ebensolche dient ihm zur Herabsetzung der historischen Begabung des Livius.

III.

Kurz nach Veröffentlichung des „Essai sur Tite-Live“ zwang ein hartnäckiges Kehlenleiden unseren Autor, in den Pyrenäen-Bädern Heilung zu suchen. Die Kur nahm zwei Jahre in Anspruch. Auf kurze Zeit verlor er sogar die Stimme. Während dieser Erholungsreise war sein Lieblingsbuch Spencer's „Feenkönigin“, eine berühmte englische Dichtung, die außer ihm vielleicht kein Franzose gelesen hat und die — vergleiche Klopstock's „Messias“ und das Verhältnis des deutschen Publikums zu diesem Werke — selbst in England fast Niemand liest. Auf diese Art wird das hohe Lob erklärlich, welches Taine später in seiner „Geschichte der englischen Literatur“ dem großen elisabethinischen Poeten spendete. Der Aufenthalt in den Bergen lieferte dem Patienten Stoff genug zum Schreiben. Das Ergebnis war ein Buch unter dem Titel „Eine Pyrenäenreise“, das Gustav Doré später mit herrlichen Illustrationen schmückte. Nach der Anzahl der Auflagen zu urtheilen, ist dieses Werk das allerbeliebteste Taine's. In demselben nimmt er reichlich Gelegenheit, seine kritische Methode auf ein neues Gebiet anzuwenden: auf die Art des Reisens. Sein Kollege Edmond About hat ebenfalls werthvolle Reisewerke geschrieben, aber der Verfasser des „Arbeiter-ABC“ betrachtet die Dinge auf ganz andere Art. Er bekümmert sich mehr um administrative Sachen, um Organisationen, um das Steuerwesen, die Beleuchtung, die Pflasterung, kurz um die moderne Zivilisation. Taine dagegen faßt mehr die geistige und künstlerische Seite der Gegenstände ins Auge; er sieht alles mit dem Blick des gelehrten Kritikers; er vergleicht die Gegenwart mit der Vergangenheit und liebt schöne, malerische Szenerie. Um nicht trocken zu werden und nicht allzu weit von dem jeweiligen Thema abzuschweifen, kleidet er seine Ansichten nicht in die dozirende Form, sondern führt Personen ein, denen er die-

selben in den Mund legt, und Andere, welche Opposition machen. Wer Recht behält, hinter dem steckt natürlich der Schreiber. „Monsieur Paul" behält immer Recht; Monsieur Paul ist also offenbar mit Monsieur Taine identisch. Daher läßt sich folgende Charakteristik Paul's als — beabsichtigte oder unabsichtliche — Selbstschilderung des Verfassers bezeichnen:

„Ein kühner Reisender, ein exzentrischer Liebhaber der Malerei, der Niemandem glaubt als sich selbst. Ein an Paradoxen fruchtbarer Raisonneur mit extremen Meinungen. Sein Haupt ist stets in Gährung mit irgend einer neuen Idee, die ihn verfolgt. Bei jeder Gelegenheit sucht er die Wahrheit. Gewöhnlich ist er den Anderen im Geiste um hundert Meilen voraus. Er läßt sich gern widersprechen; mit noch größerem Vergnügen aber widerspricht er selber. Hie und da führt ihn sein streitbares Naturell irre. In seinem Egoismus betrachtet er die Welt als eine Puppen-Ausstellung, in der er der einzige Zuschauer ist."

Das in Rede stehende Buch zeigte Taine von einer neuen Seite: als Reiseschilderer ersten Ranges. Hatte man ihn bisher als scharfsinnigen Kritiker und originellen Philosophen gekannt, so entdeckte man jetzt, daß in ihm auch ein phantasiereicher Dichter, ein tiefer Beobachter von Menschen und Sitten, ein liebenswürdiger und amüsanter Erzähler, ein genauer Kenner und Schilderer der Natur stecke. Reisewerke lassen sich gemeiniglich in zwei Klassen theilen: Erstens anspruchsvolle, deren Verfasser apodiktisch über alles urtheilen, was ihnen in die Quere kommt, ohne die nöthigen Kenntnisse und Fähigkeiten zu besitzen; in derlei Büchern treten die Dummheit, die Eitelkeit und die Seichtigkeit in gleichem Maße auf. Zweitens weniger anspruchsvolle, aber ebenso werthlose, deren Autoren sich darauf beschränken, aus ihren „Reisehandbüchern" Schilderungen dessen, was sie gesehen, mit etlichen Aenderungen abzuschreiben, in ihre eigenen „Reisebeschreibungen" zu übertragen und eine möglichst genaue Liste der Hôtels zu geben, in denen die besten Betten, die billigsten Mahlzeiten und die nie-

drigſten Trinkgelder an der Tagesordnung ſind. Beachtung verdienen nur jene Reiſewerke, die ſich in keine der zwei Klaſſen einreihen laſſen, und unter ihnen nehmen die Taine'ſchen über die Pyrenäen und Italien einen der hervorragendſten Plätze ein. Er ſieht nicht ſo ſehr auf's Aeußere der Dinge als auf deren Inneres, deren Pſychologie; mit dem Aeußeren beſchäftigt er ſich blos, um daraus Argumente zu ſchöpfen für die Beweisführungen und Begründungen, die er an allem vornimmt, was er ſieht und beobachtet. Schildert er eine Landſchaft — und er thut dies höchſt wirkſam und maleriſch — ſo analyſirt er zugleich ihre einzelnen Beſtandtheile und legt dar, wieſo und warum ihre Geſammtheit den Eindruck der Schönheit mache. Er ſucht zu erklären, warum uns heute Vieles ſchön erſcheint, was früher für häßlich galt, und umgekehrt. Er unterſucht den Einfluß der Ziviliſation auf die Bewohner einer Gegend und die Natur der im Laufe der Zeit in der Lage dieſer Bewohner wie in ihrer leiblichen und geiſtigen Beſchaffenheit vor ſich gegangenen Aenderungen. Allem ſchreibt er Urſachen zu und alles trachtet er zu erforſchen, ſogar die geologiſchen, botaniſchen und klimatiſchen Verhältniſſe der Pyrenäen; doch ſagt er hierüber gerade nur ſo viel, daß es dem Laien recht und dem Fachmann billig iſt; es belehrt jenen, ohne dieſen zu langweilen. Er gibt feine Bilder der Volksſitten und des Touriſtenlebens. Freilich kann es in ſeinen Reiſewerken an Fehlern und Falſchheiten nicht mangeln, da alles darin Vorgebrachte zur Erläuterung ſeiner Theorien dienen muß. Im Ganzen aber ſind dieſelben ſehr bedeutend und nichts weniger als oberflächlich.

Zunächſt kam die Schrift: „Die franzöſiſchen Philoſophen des neunzehnten Jahrhunderts“ (1856), eine witzige, wirkſame, geſchickte Analyſe der „offiziellen Philoſophie“, eine poſitiviſtiſche Breſche in die herrſchende Schule der Eklektiker, ein Angriff auf jenen rhetoriſchen Spiritualismus, der in den Augen der Behörden den Vortheil hatte, dem Klerus keinen Anſtoß zu geben,

in den Augen der Denker den Nachtheil, daß er über die Schwierigkeiten, die er zu erklären und zu beseitigen vorgab, leicht hinwegging oder ihnen gänzlich auswich. Taine schlachtet die Lehren von fünf Männern mit dem Sezirmesser der Lächerlichkeit auf dem Altar des gesunden Menschenverstandes ab. Auch hier versteht er es vortrefflich, ein trockenes Thema amüsant zu behandeln. Dank seiner Klarheit und seinem Esprit sah sich das Publikum zu eigener Ueberraschung in der Lage, für ein wissenschaftliches Turnier Interesse zu hegen. Warum Taine sich gerade Cousin, Laromiguière, Royer-Collard, Maine de Biran und Jouffroy zur Zielscheibe wählte? Wahrscheinlich, weil er an ihnen am meisten auszusetzen hatte. Uebrigens sind wir weit entfernt, den gesammten Inhalt des Buches unterschreiben zu wollen. Am ärgsten wird darin der Großpriester der Eklektiker, Victor Cousin, mitgenommen; Taine bezeichnet ihn als Marktschreier und hechelt ihn in fünf langen Kapiteln tüchtig durch. Dieses Stück Taine'scher Polemik erregte großes Aufsehen; Cousin's Gegner klatschten Beifall, und selbst seine Freunde ergötzten sich insgeheim, während sie offen verdammten. Wenn man W. F. Rae Glauben schenken darf, empfand der berühmte Mann seither eine mehr als blos wissenschaftliche Antipathie gegen seinen jungen Angreifer; er konnte dem einstigen Zögling der École normale diese Erschütterung seines für geheiligt gehaltenen Thrones nicht verzeihen. Am Schlusse des Bandes, der ursprünglich fortsetzungsweise in der „Revue de l'Instruction Publique" erschienen war, gibt der Verfasser eine Skizze seiner eigenen Methode, philosophische Untersuchungen anzustellen; hiezu wählt er abermals die Form eines Gespräches zwischen „Peter" und „Paul".

1858 gab Taine eine Sammlung von früher in Zeitschriften erschienenen Aufsätzen über Macaulay, Thackeray, Dickens (alle drei später der „Geschichte der englischen Literatur" einverleibt), Fléchier, Guizot, Plato, Saint-Simon, Madame de Lafayette, Montalembert und Michelet unter dem Titel „Essais de cri-

tique et d'histoire" heraus. Seine Methode ist hier dieselbe wie in seinen größeren Werken. Sieben Jahre nachher ließ er einen ähnlichen Band, „Neue kritische und historische Essays", folgen, in welchem besonders die Artikel über Balzac, Labruyère, Racine, Jefferson und Marc Aurel hohe Beachtung verdienen. In der Zwischenzeit war er zum erstenmale nach England gereist, um dieses Land, für welches er von jeher eine große Vorliebe hatte, kennen zu lernen und im berühmten Lesezimmer des British Museum seine Studien über die englische Literatur fortzusetzen. Er erfreute sich der herzlichsten Aufnahme und verkehrte mit den hervorragendsten Persönlichkeiten. Während seines ziemlich langen Aufenthaltes im Inselreiche schrieb er für den Pariser „Temps" eine Reihe von Briefen, die er dann als „Notes sur l'Angleterre" in Buchform veröffentlichte (1861; nach seinem zweiten Aufenthalt 1871 stark umgearbeitet; fünfte Auflage 1876), treffliche Bilder aus dem sozialen, politischen und häuslichen Leben der Engländer. Taine ist diesen sehr geneigt, ohne ihnen zu schmeicheln; er rügt, was er für rügenswerth hält, aber ohne jemals unhöflich zu werden. Dieses auch in England sehr populäre Werk wäre wohl sein bestes Reisebuch, wenn er sich darin von seiner Induktionssucht nicht gar so oft zu oberflächlichen und unrichtigen Schlüssen verleiten ließe. Auf Schritt und Tritt schreibt er mit übergroßem Scharfsinn den „umgebenden Umständen" Einflüsse zu, welche ein in keiner „Methode" Befangener, der England kennt, als aus der Luft gegriffen erklären muß. Die unbedachten Verallgemeinerungen in Folge unvollkommener Erfassung von Thatsachen sind zahlreich. Zuweilen wird man an jenen Reisenden erinnert, der in einem französischen Gasthofe ein rothhaariges Stubenmädchen erblickte und dann berichtete, die Französinnen hätten rothes Haar, oder an jenen anderen, der auf der Landstraße einige Wanderzigeuner Nägel machen sah und dann erklärte, die Bewohner des Landes führten ein Nomadenleben und ernährten sich durch Quincaillerie-Erzeugung. Solche kleine Irrthümer sind

aber zu geringfügig, als daß sie den Ruf des Autors als eines Musterreisenden, feinen Beobachters und kunstvollen Erzählers beeinträchtigen könnten. In England gilt er denn auch für das Ideal des „intelligenten Ausländers".

Im Jahre 1863 wurde Taine zum Examinator für deutsche Sprache und französische Literatur an der Militärschule von Saint-Cyr ernannt; als man ihm diese Stelle 1865 entzog, erhob die Presse so energisch Einspruch, daß man ihn schon nach wenigen Tagen wieder zurückberief. Im Oktober 1864 wurde ihm die Professur der Aesthetik und Kunstgeschichte an der Schule der schönen Künste in Paris verliehen. Hier entfaltete er eine reiche Thätigkeit, aus der die Werke: „Philosophie der Kunst", „Das Ideale in der Kunst", „Philosophie der Kunst in Italien", „Philosophie der Kunst in Griechenland", „Philosophie der Kunst in den Niederlanden" hervorgingen. Die hier behandelten Theile Europas bereiste er in den Sechziger Jahren. Ueberall erkennt man den gelehrten, feinen, lebhaften Kritiker. Alles trägt da den Stempel den Originalität und ist voll Anregung zum Nachdenken. Taine braucht nicht nachzusagen, was Andere schon gesagt, er denkt selbst. Nie schreibt er ohne besonderen Zweck. Immer sagt er, was er für wahr hält, und nicht, was die Leute gern hören — das will in Frankreich etwas heißen. Da er in den genannten Büchern seine konsequent verfochtene „Methode" auch auf das Gebiet der Kunst anwandte, wurden jene ebenso häufig angegriffen wie seine philosophisch-historischen Werke. Abgesehen von zahlreichen Essays, giebt es eine ganze Menge Brochuren und kleiner Bücher, die gegen Taine's kritische Methode gerichtet sind. Freilich wird diese andererseits oft auch hochgestellt, z. B. in drei Aufsätzen Sainte-Beuve's („Nouveaux Lundis"), in Emile Zola's Aufsatz „Taine als Künstler" („Mes haines") u. s. w.

IV.

Nun gelangen wir zu einem höchst merkwürdigen und eigenthümlichen Buche. Wir sind mit dem Inhalt desselben nicht zur Hälfte einverstanden; es ist aber so ungemein genial, geistreich, anziehend und schwungvoll geschrieben, daß wir uns trotz aller Meinungsverschiedenheiten gedrängt gefühlt haben, es durch eine Uebertragung in Deutschland einzuführen. Wir meinen Taine's Hauptwerk, die „Geschichte der englischen Literatur", deren erste drei Bände 1863 erschienen, während der vierte ein Jahr später nachfolgte und unter dem Titel „Die Zeitgenossen" Monographien über Macaulay, Dickens, Carlyle, Mill, Thackeray und Tennyson enthält, welche sechs Größen der Verfasser als Hauptvertreter ihrer verschiedenen Literaturgattungen annimmt, um an ihnen seinen Gegenstand aufs feinste zu erörtern. Die Engländer betrachten diese Geschichte als die beste, die ein Ausländer bisher über ihre Literatur geschrieben. Auch in Frankreich fand sie großen Anklang; der Autor reichte sie der Akademie ein, diese übergab sie einem Komitee, das über die Zuerkennung eines Spezialpreises von viertausend Francs entscheiden sollte. Jedes Mitglied dieses Ausschusses las das Buch und jedes erklärte es des Preises würdig, der gestiftet worden war „für historische Werke, die Talent zeigen". Dennoch begab sich das Unerhörte, daß die Plenarversammlung der Akademie den einstimmigen Vorschlag verwarf. Die Majorität gestand zwar, das strittige Objekt nicht gelesen zu haben, ließ aber dennoch die Ausführungen des Berichterstatters — des alten Villemain, der selber so gute Sachen über England geschrieben — unbeachtet. Der Bischof von Orléans sagte, das Werk sei irreligiös und unmoralisch, denn der Verfasser leugne die Freiheit des Willens, predige Fatalismus, schätze die Kirchenväter gering, lobe und empfehle das anglikanische Gebetbuch nachdrücklich. Kurz, Monseigneur Dupanloup erklärte Monsieur

Taine für einen Ketzer in religiösen und einen Skeptiker in philosophischen Dingen. Victor Cousin ergriff diese günstige Gelegenheit, einerseits um zu zeigen, daß er sich gänzlich mit der Kirche ausgesöhnt hatte, und andererseits, um an seinem Angreifer Rache zu nehmen. Diesen beiden hervorragenden Sprechern schenkte die gelehrte Körperschaft Gehör; ohne an eine nähere Prüfung zu schreiten, verweigerte sie Taine den Preis, obgleich dessen Stifter blos Talent und nicht die Verfechtung bestimmter Meinungen verlangt hatte. Ein Jahr vorher hatte sie es abgelehnt, Littré in ihre Mitte aufzunehmen. Seither hat sie ihren Geist und ihre Zusammensetzung wesentlich geändert. Littré und Alexander Dumas fils fanden Eingang in die Hallen der Unsterblichen, und vor einigen Jahren öffneten sich die Pforten des Palais am Quai Conti sogar für Taine selbst. Freilich war derselbe, der sich sonst selbst den größten Geistern gegenüber das volle Recht der freien Kritik gewahrt hatte, bei dieser Gelegenheit, der akademischen Regel getreu, in die Nothwendigkeit versetzt, auf seinen ziemlich mittelmäßigen Vorgänger, Herrn de Loménie, eine akademische Lobrede halten zu müssen.

Man mag gegen die „Geschichte der englischen Literatur" viele und berechtigte Einwendungen erheben, aber Bedeutung kann man derselben nimmermehr absprechen. Der Grund ist vornehmlich, daß Taine seine Urtheile mit einem so ehrlichen Streben nach Richtigkeit bildet, daß man ihnen selbst dann Aufmerksamkeit schenken muß, wenn die erstrebte Richtigkeit nicht erzielt wird. Emile Zola nennt die „Geschichte der englischen Literatur" ein „zart und fest gebautes, bedeutendes Kunstwerk". Wer das berühmte Werk zur Hand nimmt, in der Erwartung, eine regelrechte „Geschichte" der englischen Literatur zu finden, wird sich enttäuscht sehen, aber nicht unangenehm, denn er wird statt einer Geschichte einer Reihe groß angelegter Gemälde begegnen. Er wird Vieles vermissen, was zu einer eigentlichen Literaturgeschichte gehört: manches bedeutende Werk und mancher hervorragende

Autor sind kaum oder gar nicht erwähnt; auf Chronologie wird fast gar keine Rücksicht genommen; die Literatur seit Byron wird, von den angeführten sechs großen Porträts abgesehen, gänzlich vernachlässigt oder doch nur gelegentlich durch Nennung einzelner Namen berührt; auch von der im modernen Leben Englands eine so große Rolle spielenden periodischen Literatur wird nicht gesprochen. Allein das Vorhandene genügt, um die reichen Schätze des britischen Schriftthums zu klarer Anschauung zu bringen. Der Hauptgrund, warum das Werk andererseits keine Geschichte der Literatur genannt werden kann, besteht darin, daß Taine das Hauptgewicht auf die Behandlung der Psychologie Englands legt. Die Literatur benutzt er nur als feinen, empfindlichen Apparat, mit dem er alle Abstufungen und Wandlungen einer Zivilisation mißt, alle Merkmale, Eigenschaften und Nüancen der Seele eines Volkes erfaßt. Kurz, er wendet seine „Methode" hier auf die Literatur eines Volkes im Großen an, wie er sie bis dahin auf einzelne Menschen, auf einzelne Werke, auf die Kunst und auf Reise-Beobachtungen angewendet hat. Das Buch ist allgemein gepriesen worden, ohne daß selbst seine Bewunderer seine Fehler übersehen hätten. Die Angreifer wären jedoch wahrscheinlich leichter zu entwaffnen gewesen, hätte Taine seiner Arbeit einen ihrer Natur entsprechenden Titel gegeben, etwa „Psychologie der englischen Kulturgeschichte, illustrirt durch Gemälde aus der Literatur" oder — da ein solcher Titel wohl zu lang — „Psychologie der englischen Literatur"; Sainte-Beuve schlug vor: „Histoire de la race et de la civilisation anglaises par la littérature".

Hier wie anderswo zeigt sich Taine als scharfsinniger Kritiker, und selbst seine Irrthümer lassen den subtilen Denker erkennen. Aber er ist nicht nur das, sondern auch ein echter Künstler. Er handhabt zwar weder den Pinsel, noch den Meißel, noch ein Musik-Instrument und schreibt keine Verse oder Romane, aber er hat die Kunst, über gelehrte und wissenschaftliche Dinge anziehend und schön zu schreiben, auf eine hohe Stufe erhoben, namentlich

in der „Geschichte der englischen Literatur". Die Meisten, die ein trockenes Thema behandeln, glauben genug gethan zu haben, wenn sie ihre Gedanken und Ansichten mit Genauigkeit und in korrekter Sprache ausdrücken, und wie oft geschieht nicht einmal das! Daß man das Material derart anordnen und verarbeiten könne, daß damit eine möglichst große Wirkung erzielt werde, daran dachte man vor Taine wenig. Dieser versteht es besser als die Meisten, nicht nur Belehrung, sondern auch literarischen Genuß zu gewähren. Schon aus dieser Ursache bleibt, wie gesagt, seine „Englische Literatur" trotz aller Fehler ein wichtiges, hervorragendes Werk.

Nach der Vollendung des letzteren machten sich bei Taine die üblen Folgen der Ueberarbeitung geltend. Er wurde von totaler geistiger Lähmung befallen. Ziemlich lange war er außer Stande, zu studiren, zu schreiben, seine Gedanken zu konzentriren: selbst das Lesen einer Zeitung ging über sein Vermögen. Erst in Folge einer geraume Zeit währenden gänzlichen Enthaltung von jedweder geistigen Anstrengung genas er dauernd. Er ließ nachher erscheinen: „Jean Graindorge oder: Notizen über Paris", ein höchst amüsantes, die modernen Verhältnisse in der französischen Hauptstadt persiflirendes Buch, das sich großer Beliebtheit erfreut; „Das allgemeine Stimmrecht", eine kleine Brochure; eine französische Uebersetzung des englischen Werkes: „Ein Aufenthalt in Frankreich 1792 bis 1795": „Der Verstand" (1870), zwei Bände, in denen er seine Methode auf ein rein philosophisches Gebiet anwendet. 1868 verheirathete sich Taine mit einer Tochter des reichen Kaufmannes Denuelle; seither verbringt er den Sommer und Herbst jeden Jahres auf seinem Landgute in Savoyen, den Winter und Frühling in Paris. Vor Ausbruch des letzten deutsch-französischen Krieges bereiste er Deutschland; wahrscheinlich wollte er auch über dieses schreiben, dürfte jedoch in Folge der feindseligen Stimmung, die nach Sedan sich seiner Landsleute gegen alles Deutsche bemächtigte, davon abgekommen

sein. Ueber Deutschland zu schimpfen — wie es sogar die sonst so deutschenfreundliche George Sand 1871 that — wäre er aber wohl nicht im Stande gewesen. Er ist ein großer Freund deutscher Kultur und Literatur, hat viel Deutsches gelesen; ein gut Theil seiner Geistesrichtung wurzelt in germanischem Grund und Boden. In Frankreich gilt er, wie Paul Janet bemerkt, „im Allgemeinen als Interpret deutscher Ideen, besonders als Anhänger Hegel's und Spinoza's". Als Anhänger Hegel's bezeichnet er sich selbst gern; übrigens erklärte er vor einigen Jahren in einem Privatbriefe an uns, seine Ideen vornehmlich Montesquieu und Condillac zu verdanken. Hillebrand stellt ihn als nahen Geistesverwandten Herder's hin. In zwei Punkten zeigt Taine überall eine gewisse Ähnlichkeit mit Hegel: Uebereilung im Schlußziehen und dann Unerschrockenheit im Aufstellen und Geist im Aufrechthalten der außerordentlichsten Behauptungen.

V.

Das neueste, noch unvollendete Werk unseres Autors, das auch sein umfangreichstes zu werden verspricht, betitelt sich „Die Entstehung des modernen Frankreich" („Les origines de la France contemporaine"). Es ist zwar in jeder Hinsicht echt „tainisch", aber mit dem anerkennenswerthen Unterschiede, daß Taine seine Methode darin mit viel größerer Vorsicht und Mäßigung anwendet als früher und daher in weit weniger falsche und übereilte Paradoxa und Verallgemeinerungen verfällt als früher. Das ist ein großer Vorzug, der den Reiz der Lektüre sehr steigert. Dagegen kann man ihm den Vorwurf nicht ersparen, daß er einen schon in der „Geschichte der englischen

Literatur" ziemlich weit getriebenen Fehler hier auf die Spitze treibt. Er leidet nämlich an dem sehr modernen Gebrechen, nichts für sich behalten zu können. Er häuft Beispiele auf Beispiele, Belege auf Belege, wo es gar nicht nöthig ist. Wo Eine Thatsache, Ein Zitat, Eine Andeutung, Eine Schlußfolgerung genügt, schüttet er sein ganzes Notizenbuch aus. Er hält nicht inne, so lange ihm etwas in der Feder steckt. Oft sieht man den Wald vor Bäumen nicht, und übermäßiges Streben nach Klarheit führt zur Verdunkelung. In der „Englischen Literatur" pflegt er ganze Abschnitte unnützerweise zu wiederholen, wahrscheinlich weil er neue Ausdrücke und Bilder für dieselbe Sache gefunden hat und zu schwach ist, diese zu unterdrücken. In unseren Augen ist dies vielleicht der einzige Fehler, den man an seiner Schreibweise aussetzen kann; übrigens thut dieser Fehler, wenn man genau zusieht, weder der „Englischen Literatur" noch der „Entstehung" ernstlich Abbruch.

Taine ist immer und überall Psycholog und Kulturhistoriker oder psychologischer Kulturhistoriker. Um das Wesen der heutigen Engländer darzuthun, sezirt er die englische Literatur. Um das Wesen des heutigen Frankreich abzuleiten, schreibt er die soziale Geschichte dieses Landes. Der erste Band des umfassend angelegten Werkes, in welchem er dieses Ziel verfolgt, erschien anfangs 1876; die erste Abtheilung des zweiten verließ die Presse zufällig kurz vor den hundertjährigen Jahrestagen des Todes der Pathen der großen Revolution: Voltaires und Rousseaus, sowie unmittelbar vor dem Erscheinen von Renans „Caliban" (1878), das gar nichts anderes ist, als eine Behandlung desselben Themas in demselben Sinne, nur in dramatischer, poetischer Form, statt in trocken-analytischer.

Im Allgemeinen läßt sich sagen, daß Taine sich in diesem Werke nur von einem genauen Studium der Thatsachen lenken läßt. Er durchstöbert Archive und Bibliotheken, Aktenstücke und Berichte, Korrespondenzen und Memoiren mit wunderbarer Geduld.

Sein Werk ist stark, solid und — soweit in der Geschichtsforschung von Verläßlichkeit die Rede sein kann — verläßlich, weil es höchst gewissenhaft ist und auf beglaubigten zeitgenössischen Quellen beruht. Wenn wir den ersten Band („Das vorrevolutionäre Frankreich" oder „L'ancien régime") aufschlagen. so bemerken wir auf den ersten Blick, daß zwischen der Art, wie Taine, und der Art, wie Carlyle, Thiers, Mignet, Louis Blanc, Michelet und Sybel derlei Themata auffassen und durchführen, große Unterschiede bestehen. Besonders in die Augen fällt der Umstand, daß Taine keinerlei politische Sympathien oder Antipathien hat. Ihm gelten Thatsachen mehr als Theorien. Statt sich an eine Partei zu klammern, ist es ihm darum zu thun, die Ursachen der Ereignisse zu ergründen, ihren Zusammenhang mit anderen Ereignissen zu untersuchen und die sich daraus ergebenden Folgen aufzudecken. Viele geschichtsschreibende Philosophen waren parteiisch, Taine dagegen ist unparteiisch.

A. de Tocqueville hat in seinem werthvollen Buche „Das alte Regiment und die Revolution" ganz denselben Gegenstand behandelt wie Taine. Aber zwischen den Behandlungsweisen Beider ist gar keine Aehnlichkeit vorhanden, wenngleich zuweilen Beide zu denselben Schlüssen gelangen. Man kann es Taine nicht nehmen, daß er mehr Original ist als die meisten anderen modernen Autoren. Dabei ist sein Stil ebenso brillant und kernig wie in irgend einem seiner Werke. Die trockenen Fakta Tocquevilles werden bei ihm zur lebendigen Wirklichkeit. In der Anordnung des Stoffes ist Taine seinem berühmten Vorgänger, den er übrigens sehr hoch stellt und oft zitirt, weit überlegen; im Gegensatz zu diesem theilt er den Stoff in kompakte, deutlich unterscheidbare Abschnitte und erzielt hierdurch eine dem Leser sehr willkommene Genauigkeit und Festigkeit. Dagegen erreicht er Tocqueville nicht an Diskretion in der Auswahl von Zitaten und an höherer Reflexion. Ferner ist zu bemerken, daß er in der Sorge ums Detail oft den freien Blick verliert, also nicht immer

einen weiten Horizont und große Gesichtspunkte festhält. Er vergißt Michelets Wort, daß das Mikroskop für den Geschichtsschreiber gefährlich werden kann. „Nur zu leicht hält man dann kleine Moose und Schimmelpelze für hohe Wälder oder Insekten für Riesen."

Der Verfasser der „Origines de la France contemporaine" hat seinen eigenen Ariadnefaden durch das Labyrinth der Kontroverse über die große Revolution. Er glaubt, keine Nation könne eine stabile Regierungsform erhalten, wenn sie sich gänzlich von der Vergangenheit lossage, die ihr von der Geschichte zugewiesene Aufgabe vernachlässige, eine Verfassung auf Theorien baue und bei ihren Experimenten die Menschen behandle, als wären sie die Bauern eines Schachbretts. Statt in Gemäßheit seiner natürlichen Bedürfnisse regiert zu werden, hat das moderne Frankreich fortwährend andere künstliche Verfassungen. „Der Rock ist nicht dem Manne angepaßt worden, sondern dieser mußte sich in den Rock fügen." Natürlich konnte das dem Manne nicht behagen. Abbé Sieyès sagte, es sei für ihn leicht, eine Verfassung zu machen, ohne vorher das Land zu kennen, und Rousseaus „Gesellschaftsvertrag" zeugt von einer ganz gründlichen Unkenntnis der Geschichte und ihrer Lehren. Taine kann sich mit derlei „Verfassungskrämern" nicht befreunden und verlangt, daß der Herstellung einer Verfassung die völlige Vertrautheit mit dem Wesen des Volkes vorhergehe. Dazu aber ist vor Allem das Studium der Vergangenheit nothwendig.

Im ersten Bande der „Entstehung" nun führt Taine uns die französische Gesellschaft vor, wie sie unmittelbar vor 1789 beschaffen war. Er zeigt, wie das mit gewaltigen Kosten aufrecht gehaltene Staatsgebäude so baufällig war, daß es einstürzen mußte. Das Hauptmerkmal des vorrevolutionären Regimes war der von einer privilegirten Klasse umgebene, absolute Monarch. Die Hälfte dieser Klasse gehörte dem geistlichen Stande an. Die Art, wie der letztere in den Besitz seiner Privilegien kam, wird

lichtvoll dargelegt. Zu einer Zeit, da die Gesellschaft in Frankreich aufgelöst war und die rohe Gewalt herrschte, lehrten christliche Priester ihre Religion und begründeten die Kirche. Sie schreckten die barbarischen Krieger mit lebhaft geschilderten Bildern zukünftiger Qualen und bedrohten mit einem höllischen Jenseits Alle, die den Geboten Gottes den Gehorsam verweigern würden. Dagegen stellten sie allen Gläubigen himmlische Seligkeit in Aussicht. Andere dieser Priester bearbeiteten den Boden und lehrten dem Volke Verbesserungen im Ackerbau. Die Mönche entfalteten eine Ausdauer und einen Fleiß, die sie dem Erfolg zuführen mußten und die ihnen auch in der That eine Ueberlegenheit über die Anderen verlieh. Es war ganz natürlich, daß die Priester, welche dem Boden reiche Ernte abgewannen und die Priester, die die geistigen Lenker der Kriegsherren waren, bald mächtige, verehrte und vermögende Leute wurden. Sie verdienten die Stellung, die sie sich errangen, denn sie waren Volkswohlthäter; aber ihre Nachfolger, die Erben ihrer glänzenden Stellung in der Gesellschaft, machten sich derselben unwürdig, freilich leider ohne sie einzubüßen. Ebenso verhält es sich mit der anderen Hälfte der privilegirten Klasse: dem Adel. Auch er begann als Wohlthäter eines natürlicher Führer baren Volkes. Ein Mann, stärker als die Uebrigen, baute sich ein Schloß und gebot, in dem Gebiete, das er das seinige zu nennen beliebte, solle Frieden und Ruhe herrschen. Bauer und Kaufmann fanden Schutz vor Räubern im Schatten der Schloßmauern; der Herr ließ sich etwas dafür bezahlen und davon lebte er, aber man zahlte gern, denn man bedachte, es käme doch billiger als das Geplündertwerden und man erhalte dafür auch noch Schutz. So entstanden die Feudalrechte, welche die Feudalherren auf ihre Nachkommen vererbten. In derselben Weise, wie der Adel zur Herrschaft über kleine Gebiete gelangte, entwickelte sich ein König zum Herrn über ganz Frankreich. Auch er übte so lange das Recht des Stärkeren aus, bis er im Laufe der Zeit schließlich als Oberster über Adel und Bauernschaft anerkannt

wurde. Dazu kamen dann die Erklärungen der mittelalterlichen Rechtsgelehrten, der König sei der einzige Repräsentant der Nation, und die der Theologen, er sei von „Gottes Gnaden" gesalbt und erkoren. Mit glänzenden Farben malt Taine die privilegirten Klassen in den Tagen der Herrlichkeit; die Zeit, da die Feudalen aufhörten, Volksmänner zu sein und Höflinge wurden, nachdem sie lange gegen die Uebermacht der Krone angekämpft; die Zeit, da sie all' ihre angestammten Privilegien genossen, ohne ihren Untergebenen die früheren Gegendienste zu leisten, ja, da sie sogar ihre Sitze verließen, um nach Versailles zu gehen und sich in der Umgebung des Monarchen herumzutreiben.

Den Geist des 18. Jahrhunderts beurtheilt und schildert Taine höchst geschickt; die Theorien Rousseau's und Voltaire's entwickelt er klar und kritisirt er mit Geist. Am allerbemerkenswerthesten sind die Kapitel über den Zustand des Volkes gegen Schluß des alten Regimes; dieser Theil des Buches ist zugleich der traurigste und der am interessantesten geschriebene. Durch Steuern fast erdrückt, wegen jeder Kleinigkeit eingesperrt, bei Mißernten Hungers sterbend — Taine berechnet, daß von 1672 bis 1715 ungefähr ein Drittel des armen Volkes Hungers starb — hatten die Mitglieder des „dritten Standes" keinen anderen Trost als den sehr zweifelhaften, „es wäre besser, wenn der König nur die Wahrheit erführe". Die Bauern führten ein Leben, das so gut und so schlecht war wie das der niedrigen Thiere. Es ist daher kein Wunder, daß sie sich thierisch benahmen, als sie zur Macht kamen; daß sie die „Menschenrechte" mit dem Rechte zu morden und zu rauben für identisch hielten und den wilden Zustand des vierten Säkulums wieder herstellten.

Der erste Band zeigt uns also, wie und aus welchen Ursachen die Revolution entstand; sie war unvermeidlich, und unvermeidlich war auch ihre Heftigkeit und Wuth. „In zehn Jahren wurde Rache genommen für dreizehn Jahrhunderte voller Leidenschaften, Erniedrigungen und namenloser Erpressungen."

Die Schilderung dieser Heftigkeit und Wuth der Revolution bildet den Gegenstand des zweiten Bandes. Vom rein literarischen Standpunkt aus unterscheidet sich dieser vom ersten bedeutend; während „L'ancien régime" viele künstlerische, brillante Schilderungen des Salonlebens, des Hofes, des sogenannten französischen „Klassizismus", der Zeitsitten u. s. w. enthält, die das Buch — abgesehen von dem psychologischen und historischen Interesse desselben — auch zu einer literarisch anziehenden und geistsprühenden Lektüre machen, kommt nichts dergleichen in „La Révolution" vor; dieser Band ist so zu sagen trocken, d. h. rein wissenschaftlich und analytisch; es werden darin nackte Thatsachen erzählt und durch philosophisch-psychologische, streng zum Gegenstand gehörige Bemerkungen verknüpft; auch mangelt es keineswegs an den lang ausgesponnenen Metaphern u. dergl., die der Taine'schen Schreibweise ein so eigenartiges Gepräge verleihen; allein von eigentlichen Schilderungen ist da keine Spur zu finden; im Gegentheil, der Verfasser betäubt uns oft unter der Last seiner Beweise; die allzu große Anhäufung von kleinen Details — und seien dieselben noch so werthvoll für seine Zwecke — wirkt ermüdend. Dagegen gelingt es ihm gerade mit Hilfe dieser massenhaften Notizen, seine Beweisführung fast zwingend zu machen. Sein Quellenstudium ist hier eingehender, sorgfältiger und umfassender als je. Seine Urtheile zeugen von praktischem Sinn und gesundem Menschenverstand, wie man sie bei derlei abstrakten Denkern — und ein solcher ist Taine — selten findet, um so weniger, wenn sie sich, wie Taine, niemals an der praktischen Politik betheiligt haben.

Wer nicht in Frankreich gelebt hat, wer die hohe Verehrung nicht kennt, die die meisten Franzosen — besonders die meisten französischen Schriftsteller — für die Revolution von 1789 hegen, kann sich kaum vorstellen, welcher Muth dazu gehört, sich gegen dieselbe zu erklären, und das thut Taine. Er wagt es, zu bekennen, daß er zu denselben Konklusionen gelangt ist, wie Burke; er wagt es, die Burke'schen Ansichten über die große Revolution

in bisher zwei starken Bänden ausführlich zu bekräftigen; er wagt es, Burke's „Reflexions", die Michelet eine „armselige Deklamation" genannt hat, für „ein Meisterwerk und eine Prophezeiung" zu erklären. Welche Kühnheit! Wie kann ein als so liberal bekannter, von den Reaktionären und Klerikalen gleichmäßig verpönter Autor derlei unternehmen?! Nur wer so fleckenlos unbescholten ist, nur wer sich eines solchen Rufes politischer Farblosigkeit, wissenschaftlicher Gediegenheit und literarischer Gewissenhaftigkeit erfreut, nur wer als Mensch, Denker und Forscher so absolut unabhängig dasteht, wie Taine, darf sich eine solche Ketzerei erlauben, ohne sich bei den Freisinnigen schweren Verdächtigungen auszusetzen. Er ist wahrlich kein de Maistre, sondern ein ganz moderner Mann, ein Anhänger des Positivismus, ein offener Feind der positiven Religionen. „Und dieser Mann", bemerkt Karl Hillebrand, „erklärt die große Revolution für eine Gruppe von historischen Thatsachen, in der die schlimmen Leidenschaften, die thörichten Gedanken und die unzweckmäßigen Handlungen bei Weitem den Edelmuth, die Tiefe und den Verstand überwiegen. Hatten bis jetzt moderne Menschen die große Revolution getadelt, so war es der Konvent, dessen Schreckensherrschaft und dessen Gesetzgebung sie schwarz malten, um das Jahr 1789 und die Konstituante in ein recht helles Licht setzen zu können." Nun aber tritt Taine auf und läßt unbeachtet, was Tausende vor und neben ihm behauptet haben, und sagt: „Ich wollte Alles selbst untersuchen, statt die Historiker zu fragen; ich wollte mir bei den unbefangenen Augenzeugen Belehrung verschaffen und ich bin zur Ueberzeugung gekommen, daß das Hauptunheil nicht 1792, sondern schon 1789 angerichtet wurde." Am klarsten gehen die Resultate seiner Untersuchungen aus folgender Stelle hervor: „Während der auf die Erstürmung der Bastille folgenden drei Jahre bietet uns Frankreich ein seltsames Beispiel dar: in den Reden herrscht die lauterste Humanität, in den Gesetzen die schönste Symmetrie, in den Thaten aber die ärgste Rohheit, in den Dingen die schlimmste

Unordnung. Aus der Ferne betrachtet, scheint dieses System die Herrschaft der Philosophie zu sein; bei Lichte besehen, entpuppt es sich als eine Karolingische Anarchie." Er spricht von dem Straßenpöbel, der sich als „souveräne Nation" ausgibt, mit einer Verachtung und in Ausdrücken, die unwillkürlich an Shakespeare's „Coriolan" erinnern. Er vergleicht den „Volkskönig" (le peuple-roi) und dessen Herrschaft mit Milton's Höllen-Ungeheuern:

— — — — — —

Wild wie zehn Furien, schrecklich wie die Hölle,
Schwang einen Wurfpfeil; was ihr Haupt schien, trug
Ein Ding, das einer Königskrone glich.

— — — — — —

Kurz, er zerfasert die Ideale seiner Landsleute auf das Grausamste und Unnachsichtigste und läßt an der Revolution kein gutes Haar.

Daß Taine trotz seiner bekannten Antezedentien zu solchen Ergebnissen gelangen konnte, ist nur durch seine, wir möchten sagen, grenzenlose Unparteilichkeit erklärlich. Er ist so unparteiisch und vergißt bei der Behandlung seines Gegenstandes so sehr, an sein eigenes Wesen, an seine eigenen Neigungen zu denken, daß Mancher, der „Die Revolution" liest, ohne seine Methode und seine früheren Schriften zu kennen, ihn für einen Konservativen halten wird; einzelne, aus dem Zusammenhang gerissene Stellen könnten einen oberflächlichen Kenner von Rezensionen sogar zu dem Glauben verleiten, Taine sei reaktionär. In Wirklichkeit kann von einer Tendenz nach keinerlei Richtung hin die Rede sein; Taine ist nach wie vor politisch farblos, aber er ist vorurtheilsfrei genug, für sein Land eine gute Regierung zu wünschen, und da seine Untersuchungen ihm — nicht in Folge, sondern trotz seiner Neigungen — zeigen, daß Frankreich unter der Revolution schlecht regiert war, so macht er hieraus kein Hehl. Er hält es für wünschenswerth, daß die unter dem ancien régime herrschenden jämmerlichen Zustände zu Gunsten des Volkes gebessert werden, aber er kann in den von 1789 ab vor sich gehenden Aenderungen

nicht die wünschenswerthe Verbesserung erblicken, sondern höchstens eine Verschlimmerung. Er hält den „contrat social" für sehr schön und ideal, aber er sieht ein, daß derselbe im praktischen Leben absolut undurchführbar, so lange die Menschen nicht anders werden, als sie waren und sind. Er erweist sich im ganzen Verlaufe seiner Polemik gegen die Verfassung von 1791 als gründlicher Kenner der menschlichen Natur. Zu sagen, daß Taine gegen die Revolution geschrieben, um seine Wahl in die Akademie zu erleichtern — wie sein Freund und Schulkollege About behauptet hat — ist Unsinn. Die Wahrheitsliebe und Unparteilichkeit Taine's sind für jeden, der einerseits mit dem literarischen Charakter Taine's, andererseits mit der neuerern Revolutionsliteratur vertraut ist, augenfällig und unzweifelhaft. Die Wahrheit liegt in den folgenden Worten der Vorrede „Taine's: „J'ai tracé le portrait (des revolutionären Frankreich) sans me préoccuper de nos débats présents, j'ai écrit comme si j'avais eu pour sujet les révolutions de Florence ou d'Athènes. Ceci est de l'histoire, rien de plus." Das mag vielleicht einigen einseitigen französischen Chauvinisten nicht zusagen. Der unverblendete Ausländer aber — und sei derselbe noch so radikal — braucht sich hieran nicht zu kehren, und es muß ihm gestattet bleiben, sich darüber zu freuen, daß es Historiker gibt, die ihre Gegenstände behandeln, wie der Anatom seine Leichen: mit dem Sezirmesser und leidenschaftslos. Solche Historiker sind deshalb keineswegs unfehlbar, aber sie verdienen mehr Beachtung als die fanatischen und schönfärbenden.

Taine will vor Allem und in Allem Gerechtigkeit, und es ist ihm gleichviel, ob dieselbe gegen das Volk oder den König oder welchen Stand und welche Partei immer verletzt wird. Dieser Standpunkt ist gewiß ein edler, ein echt liberaler und daher rührt es auch, daß er, der Freigeist, für die Geistlichkeit und die Kirche, für den König und den Adel eintritt, wo diesen Faktoren in seinen Augen Unrecht widerfährt. Im ersten Band thut er die Uebergriffe

der höheren Klassen und die Leiden des Volkes dar; warum sollte es ihm verwehrt sein, im zweiten die Uebergriffe des Volkes und die den höheren Klassen zugefügte Unbill zu schildern? Zwar werden seine Spekulationen den Theoretikern vielleicht nicht durchaus zusagen und Politiker ihm einen Vorwurf machen aus der Politiklosigkeit seiner Ansichten über Dinge, die sonst stets Parteistreit hervorrufen; zwar gesteht er weder Monarchen noch Philosophen das Recht zu, despotisch zu regieren, respektive die Welt nach Belieben zu modeln, und Partisane mögen seine Lauheit tadeln, aber gerade deshalb wird sein Buch unbefangenen Lesern nur um so interessanter und vertrauenerweckender erscheinen. Die zweite Abtheilung des zweiten Bandes — betitelt: „Die Eroberung Frankreichs durch die Jakobiner" — ruft allerdings auch in uns kleine Bedenken wach. Es will uns dünken, als wäre Taine darin etwas einseitiger und befangener als bisher und als verfiele er wieder in höherem Maße in seine alten, charakteristischen Fehler. Aber wir müssen hervorheben, daß es eigentlich noch nicht an der Zeit ist, sich über das Werk ein endgiltiges Urtheil zu bilden; das wird erst geschehen können, wenn das Ganze vollendet vorliegt. Leider ist keine Aussicht vorhanden, daß dies bald der Fall sein werde, denn des Verfassers Gesundheit ist seit drei oder vier Jahren nicht stark genug, um ihm eine ununterbrochene Fortsetzung seiner Untersuchungen zu gestatten, abgesehen davon, daß schon die außerordentliche Mühsamkeit seiner gründlichen Quellenstudien die Arbeit verlangsamen muß. Er hatte gehofft, daß drei mäßige Bände genügen würden, alles zu enthalten, was er zu sagen haben werde; allein der Stoff wuchs ihm unter den Händen so sehr, daß jetzt festgestellt werden kann, daß das Werk erst mit dem fünften Bande beendet sein wird. Der Schluß ist keinesfalls vor dem Jahre 1886 zu erwarten, — so schreibt uns Taine; derselbe wird „das nachrevolutionäre Frankreich" behandeln, d. h. die verschiedenen Wandlungen, deren sich Taine's Vaterland seit den letzten drei Vierteljahrhunderten zu erfreuen (?) gehabt hat.

VI.

Wir haben bei Besprechung einzelner Werke Taine's Gelegenheit genommen, seine kritische Methode darzuthun; werfen wir jetzt einen übersichtlichen Gesammtblick auf dieselbe.

Wenn wir von einem Kritiker verlangen, er möge ein Buch, ein Gemälde, einen Schriftsteller, eine Nation, eine Malereischule, einen Baustil, eine Nationalliteratur beurtheilen, — welchen Vorgang wird er beobachten? Entweder wird er das zu Beurtheilende mit einem für musterhaft oder klassisch geltenden Vorbilde derselben Gattung vergleichen und es für gut, sehr gut, schlecht, sehr schlecht, mittelmäßig u. s. w. erklären, je nachdem es sich mehr oder weniger dem Vorbilde nähert oder davon abweicht. Oder er wird den Werth des zu Beurtheilenden nach dem persönlichen Eindruck bemessen, den es auf ihn gemacht, d. h. er wird nur sein eigenes Gefallen oder Mißfallen zu Rathe ziehen. Ersterenfalls verfällt er leicht in übermäßige Tadelsucht, letzterenfalls ebenso leicht in schrankenlose Lobpreisungen. Nun entsteht die Frage, wie die Person des Kritikers von seinen Beurtheilungen zu trennen sei, ob es eine dritte Art der Kritik gebe und ob es möglich sei, einem Urtheil, statt es als Meinung oder Ansicht zu betrachten, Beweiskraft beizumessen. Kurz: kann die Kritik zu einer Wissenschaft mit einheitlichen und unanfechtbaren Schlußfolgerungen gemacht werden? Man sollte in Anbetracht der menschlichen Natur meinen, eine Anwendung der Urtheilskraft auf gleichsam mechanische Weise und mit Außerachtlassung der individuellen Gefühle des Kritikers sei eine Unmöglichkeit. Taine ist anderer Ansicht. Er glaubt nicht nur an die Durchführbarkeit des Unglaublichen, sondern meint geradezu, man könne der Kritik dieselbe Gewißheit verleihen, die den Beweisführungen der Mathematik innewohnt. Und wie wäre das große Ziel zu erreichen? Man brauche nur — nehmen wir an, es handle sich um die

Beurtheilung eines Autors —, nachdem man dessen Werke durchgelesen, noch drei Gruppen von Fragen zu stellen:

a) Wo wurde der Mann geboren? wer waren seine Eltern und Vorfahren? welches waren die eingewurzelten Ideen seiner Rasse?

b) Unter welchen Verhältnissen und Umständen wurde er erzogen? welche Stellung nahm er in der Gesellschaft ein? welchen Einflüssen war er ausgesetzt? auf welche Weise berührte ihn der Zeitgeist?

c) Welches waren die Eigenthümlichkeiten und Tendenzen seiner Zeit und wie manifestirten sich dieselben?

Habe man sich über all dies Gewißheit verschafft (als ob das so leicht ginge!), so werde man die „Faculté maîtresse" des Geistes des betreffenden Autors finden, die Grundeigenschaft, die seine Fähigkeiten anregt, zu einheitlichem Vorgehen veranlaßt und so den Schlüssel zu seiner definitiven Beurtheilung liefert.

Nehmen wir als Beispiel die Beurtheilung von Miltons „Verlorenes Paradies". Addison, ein der ersten der von uns oben erwähnten Kategorien angehörender Kritiker, vergleicht Miltons Verse mit den Anforderungen des Aristoteles und findet, daß jene diesen so sehr entsprechen, daß dem besagten Epos das höchste Lob zuzuerkennen sei. Macaulay, ein Kritiker der anderen Kategorie, wendet keine genaue Detailkritik an; er hält den Bilderreichthum, die Diktion und das Versmaß für glänzend; er ist von der Dichtung entzückt und kritisirt sie im Einklang mit dem günstigen Eindruck, den er von ihr empfangen. Wie verfährt nun Taine? Nachdem er mittels Anwendung seiner Methode seine drei Fragegruppen — „Rasse, Zeitpunkt, Umgebende Verhältnisse" — beantwortet und dadurch gefunden, Miltons „faculté maîtresse" sei „der Sinn fürs Erhabene", sucht er durch Beispiele darzuthun, wie sich diese Eigenschaft in dessen Leben und Werken äußert. Milton wird als Dichter mit Shakespeare verglichen; der Unterschied zwischen den beiden be-

stehe dairn, daß Shakespeare ein Impuls-, Milton ein Vernunftdichter sei. Dann wird gezeigt, wie dieser Umstand zur Folge habe, daß Milton's Prosaschriften und kleinere Dichtungen ausgezeichnet sind, während das „Verlorene Paradies" ein „sublimes, aber unvollkommenes" Gedicht sei, eine mit schönen Bildern abwechselnde Reihe von Raisonnements. Die Hauptpersonen, die den Stempel ihres eigenen Wesens tragen sollten, seien Verkörperungen von Zeitgenossen; Gott und das erste Menschenpaar seien in orthodoxe, gewöhnliche Personen verwandelt. Das Genie des Dichters trete nur hervor, wo er Ungeheuer und Landschaften schildern oder durch Satans Mund im Tone eines strengen Republikaners spreche. Sieht man genau zu, so muß man Taine's Urtheilsweise ebenso subjektiv finden, wie die Macaulays. Nur gibt dieser seine Kritik für subjektiv aus, während Taine die seinige für objektiv hält, was sie aber blos im Sinne von „unparteiisch", nicht auch im Sinne von „unbefangen" oder gar „wissenschaftlich unanfechtbar" ist.

Wäre Taine's Methode wirklich so vollkommen, objektiv und unfehlbar, wie er denkt, so müßte sie in den Händen Anderer dieselben Ergebnisse liefern wie in den seinigen; wie in den exakten Wissenschaften, müßte jede Meinungsverschiedenheit aufhören. In Wirklichkeit aber könnte ein Anderer, der mit Taine's Gabe für die Analyse, seiner sichern Urtheilskraft, seinen umfassenden Kenntnissen und seinem schönen wirksamen Stil ausgerüstet wäre, mit derselben Methode füglich entgegengesetzte Resultate erzielen. Taine vergleicht sich oft und gerne dem Anotomen, der das Sezirmesser schwingt, dem Botaniker oder dem Zoologen. Aber erstens bleiben bei diesen Männern der Wissenschaft, wenn sie ihre Forschungen anstellen, menschliche Leidenschaften, persönliche Neigungen, nationale Vorurtheile und individuelle Gefühle aus dem Spiel, während der Kritiker, der sich beim Fällen von Urtheilen all dieser Dinge entschlagen könnte, noch nicht geboren ist und wohl auch kaum je geboren werden wird, so lange die Menschen eben nur Menschen

sind. Und zweitens kann der Anatom, der Zoolog, der Botaniker das, was er demonstrirt, auch thatsächlich konkret belegen, denn er hat die Gegenstände leibhaftig vor sich, während der Kritiker, der es mit abstrakten Begriffen — wie Schönheit, Güte u. s. w. — zu thun hat, nur vermuthen oder voraussetzen kann, da Begriffe fast stets verschiedenartige Auffassungen zulassen. Taine's kritische Methode ist also keine Wissenschaft, seine Urtheile sind keine Beweise; sie sind, im Gegentheil, oft falsch. Allerdings aber hat, wie schon einmal bemerkt, sein Vorgang den Vortheil, durch fortwährende Gruppirung von Thatsachen und stetiges Erstreben von Beweisen mehr Verläßlichkeit in die Kritik zu bringen.

Andererseits wieder wird diese Tugend zum Fehler. Der Umstand, daß er oft zu viel beweisen will, verleitet Taine manchmal, falsche Wege zu betreten. Er schleppt mit Gewalt Alles herbei, was seinen Zwecken dient und geräth dadurch nicht selten in Widersprüche mit sich selbst. Es kommt vor, daß er denselben Beleg einmal zur Bestätigung der einen, ein andermal zur Bekräftigung einer entgegengesetzten Behauptung heranzieht. Erscheinungen und Vorfälle, die jedem anderen Menschen ganz harmlos oder unbedeutend dünken, erhebt er durch grandiose Verallgemeinerungen zur Wichtigkeit von beweiskräftigen Urkunden. Er schreibt seinen drei Kräften oder „umgebenden Umständen" einen viel zu großen und weittragenden Einfluß zu; so sehr auch, wie Jedermann zugeben muß, dieser Einfluß der Rasse, der Sphäre und des Zeitgeistes auf das Leben und die Thätigkeit der Menschen einwirken kann, — man darf nicht so weit gehen, anzunehmen, daß er die Individualität zu gestalten pflegt. Wie käme es dann, daß Geschwister einander so unähnlich sein können? Taine ist allzu induktiv. Er scheint, sich beschlossene Theorien und Folgerungen gegenwärtig haltend, ans Lesen zu schreiten und Alles, was er für bestätigend hält, zu notiren, alles gegen die vorgefaßten Ergebnisse Sprechende jedoch zu übergehen. Das ist aber das gerade

Gegentheil von Objektivität; dieser kann man sich nur durch deduktives Verfahren nähern.

So wenig wir im Allgemeinen mit dem Philosophen oder vielmehr Anatomen Taine einverstanden sind, eben so hoch müssen wir den Schriftsteller, den Künstler Taine stellen. In jener ersteren Eigenschaft ist er, wie Zola treffend bemerkt, ein „Gedanken-Mathematiker", ein Systematiker, ein Sklave seiner konsequent durchgeführten Theorien, und oft macht die Lektüre seiner Werke uns den Eindruck, als wohnten wir den Vorlesungen eines Professors der Geometrie bei. Diese Seite seines Wesens rührt von seiner Gelehrsamkeit her; es ist nicht die Seite, von der aus wir unseren Mann eigentlich beurtheilen dürfen. Den echten Taine müssen wir auf der anderen Seite suchen: in seinem Stil, seinen Gemälden, seinen Schilderungen, seinen Erzählungen. Die Vorzüge, die er da entfaltet, sind sein Eigenthum, das er nicht dem Studium zu verdanken hat. Der Dichter Taine, der Mensch aus Fleisch und Blut, ist dem kalten Mechaniker Taine vorzuziehen. Der „Methode" entkleidet, würden seine Schriften nur desto schöner erscheinen; ja, in weniger gewandten und geistreichen Händen müßte diese Methode eine klägliche Rolle spielen; nur Taine's Stil hält dieselbe über Wasser. In diesem klaren, einschneidenden, lebhaften, farbenreichen, geistvollen, üppigen Stil offenbart sich, wie es in Zola's „Mes Haines" heißt, „die Sorglosigkeit und Prachtliebe eines vornehmen Herrn". Vorsätzlich ist er ungleich und ungeglättet, um desto mächtiger wirken zu können. Man merkt, daß Alles berechnet ist, daß der Autor seine Feder in der Gewalt hat. Er besitzt allen Glanz und Schwung der Phantasie inmitten einer „Methode", die eigentlich auf Unterdrückung der Phantasie hinzielt. Seine hochvollendete Diktion bequemt sich stets dem jeweiligen Gegenstande an. Sieht man davon ab, daß er à la Shakespeare, Spencer, Milton und Bunyan Epitheta und Metaphern oft zu sehr anhäuft, so wird man von ihrer Angemessenheit ebenso überrascht wie von der Leichtigkeit, mit der sie ihm in

die Feder fließen. Hierzu tragen nicht wenig seine Macaulay-hafte Belesenheit und sein Buckle-mäßig assimilationsfähiges Gedächtnis bei. Seine Methode ist mechanischer, analytischer, seine literarische Individualität dagegen synthetischer Natur. Karl Hillebrand sagt in seinen „Profilen" recht hübsch: „Bei Taine ist die Philosophie nur der Rahmen, in den die .... stets lebensvollen Gemälde von Zeiten und Menschen gefaßt sind. Schade, daß in des Künstlers Augen der Rahmen wichtiger ist als das Gemälde, daß dieses nur um des Rahmens willen da sein sollte." Man übertreibt nicht, wenn man Taine einen Stilkünstler nennt.

---

c Biog.

Alfred de Musset.

(1878.)

Es gibt einzelne Künstler, deren Lebensgeschichte fast ein ebenso hohes Interesse darbietet wie ihr Schaffen, ihre Werke. Besonders reich an solchen Gestalten ist Frankreich. Man braucht nur an George Sand, an Chopin, an Alfred de Musset zu denken. Bei Letzterem tritt noch der Umstand hinzu, daß seine Schriften mit seinem Leben in wahlverwandtschaftlichen Beziehungen stehen. Sein Leben war wüst und verloren, eine Kette von Weltschmerz und Verzweiflung; dafür ist er auch, wie Honegger irgendwo bemerkt hat, „das Talent der Verzweiflung" oder, wie ihn Gottschall nennt, „der Dichter der wüsten und verlorenen Seelen". Daß die Klänge, die er für den Ausdruck solcher Stimmungen gefunden, wunderbar sind, müssen selbst Jene zugeben, die ihn als literarische Erscheinung im Ganzen verurtheilen. Er ist für die Franzosen, was Byron für die Engländer, Heine für die Deutschen, Leopardi für die Italiener ist. Er gleicht allen Dreien, besitzt aber dabei viele Eigenschaften, die ihn — oder eigentlich seinen dichterischen Genius — von ihnen sehr unterscheiden.

Gegenwärtig von dem seit zwei Dezennien toten Poeten zu sprechen, werden wir durch drei größere Arbeiten veranlaßt, die

im Laufe des letzten Jahres über ihn erschienen sind: zwei Bücher von Paul Lindau und Paul de Musset und ein umfangreicher Essay von Rudolf Gottschall. An der Hand dieser Schriften wollen wir ein kurzes, gedrängtes Bild von dem Leben und Wirken des berühmten „jungen Greises" zu geben versuchen.

Alfred, geb. am 11. November 1810 zu Paris, war der Bruder des bekannten Schriftstellers Paul de Musset und der Sohn eines ebenfalls mit literarischen Neigungen ausgestatteten wohlhabenden Beamten. Paul, der sich von jeher durch eine außerordentliche Pietät und Liebe für ihn ausgezeichnet, hatte das Licht der Welt um sechs Jahre früher erblickt als Alfred. Dieser zeigte sich als frühreifes Kind und eignete sich die Fehler, die eine vorzeitige Geistesentwickelung im Gefolge zu haben pflegt, bald an. Eine nervöse Ungeduld und die Sucht, zu glänzen, machten sich bei ihm schon geltend, als er erst drei Jahr zählte. Einmal erhielt er neue Schuhe von rother Farbe, und sie riefen sein Entzücken hervor; während des Ankleidens konnte er es kaum erwarten, die schönen Schuhe spazieren zu führen. Während des Kämmens zitterte er vor Ungeduld und sagte endlich verdrießlich: „Beeile dich doch, Mama, sonst werden meine neuen Schuhe unterdessen alt." Man verhätschelte den altklugen Knaben und gestattete ihm, ein Hausdespot zu sein. Eine sehr komische Geschichte — die Paul de Musset in seinem Buche unseres Wissens zum ersten Mal erzählt — passirte, als Alfred im Alter von vier Jahren stand. Er verliebte sich nämlich in eine seiner Cousinen und — warb um ihre Hand! Sie durfte erst wieder abreisen, nachdem sie ihm feierlich versprochen hatte, die Seine zu werden, sobald er das erforderliche Alter erreichen werde. Er hielt sich für ihren Gatten, und als die Cousine sich nach einiger Zeit verheirathete, gab man sich zu Hause alle Mühe, dem „Verlobten" gegenüber das Geheimnis zu wahren. Er erfuhr es dennoch, denn ein Verwandter erwähnte die Sache einmal aus Vergeßlichkeit; da fuhr der „Verlobte" auf und verlangte Aufklärung. Er war

so verzogen, daß man allerlei Ausreden und Dementis gebrauchte und es erst nach mehreren Jahren wagte, ihm die Wahrheit zu sagen. Selbst dann wüthete er ob der Treulosigkeit seiner Base und ließ sich nur durch die Versicherung beruhigen, dieselbe „liebe ihn wie eine Schwester"; dann bemerkte er herablassend: „Gut denn, ich will mich damit zufrieden geben." Bezeichnend für die verkehrte Erziehung, die man ihm zu Theil werden ließ, ist eine große Anzahl von Anekdoten, die sowohl Lindau wie Paul de Musset mittheilen und aus der wir eine einzige herausgreifen wollen. Nach einem Sommeraufenthalt auf dem Lande kehrten die Brüder nach Paris zurück. Infolge Mangels an Luft und Bewegung verfiel Alfred zuweilen in Raserei. Eines Tages zerbrach er einen Wandspiegel, zerschnitt neue Vorhänge und beklebte eine Karte von Europa mit Oblaten, ohne bestraft zu werden; er versprach nicht etwa Besserung, sondern „zeigte sich über die Unfälle bestürzt". Das genügte, um ihn vor jeder Züchtigung zu bewahren. Er ließ sich nicht gern etwas sagen, und sein Bruder bedurfte gewisser Kunstgriffe, um ihm eine Lehre zu geben; etwa so: „Der Spiegel ist zertrümmert, denken wir nicht daran; versuche wenigstens, die Vorhänge nicht zu zerschneiden und das Mittelmeer nicht zu verkleben."

Der bildhübsche, blonde Knabe besuchte das Collège Henri IV., das er mit siebzehn Jahren nach Ablegung einer vorzüglich bestandenen Abiturientenprüfung verließ. Schon damals lastete etwas wie ein „aschgrauer Horizont" auf ihm, der mittlerweile zum Jüngling herangewachsen war. Wie frühreif er war, beweisen folgende Zeilen aus einem Brief, den er — man merke wohl: der Siebenzehnjährige — an seinen Schulkollegen Paul Foucher, den Schwager Victor Hugo's, richtete: „Ich bin traurig und langweile mich. . . . . Mir fehlt sogar der Muth, zu arbeiten. Was soll ich auch anfangen? . . . . Ich möchte nicht schreiben, wenn ich nicht gleich ein Shakespeare oder Schiller sein könnte. Ich thue deshalb nichts; ich fühle, daß es für leidenschaftliche Menschen

das größte Unglück sein muß, keine Leidenschaften zu haben. . . . . Ich würde mein ganzes Leben für zwei Centimes verkaufen, müßte man nicht sterben, um dieses Leben zu verlassen. . . . . Wäre ich jetzt in Paris, so würde ich, was mir an ernsten, anständigen Regungen noch verblieben ist, durch Punsch und Bier auslöschen. Das wäre mir eine Erleichterung. Den Todkranken giebt man Opium, um sie einzuschläfern, obwohl man weiß, der Schlaf sei ihnen tötlich. Gerade so möchte ich mit meiner Seele verfahren." Vorläufig blieben diese schrecklichen Worte Worte, aber später machte ihr Schreiber sie zur That, nur mit dem Unterschiede, daß er sich nicht mit Bier und Punsch begnügte, sondern zu Absynth griff.

Nachdem er nach Paris zurückgekehrt war, wurde er durch Foucher mit Victor Hugo bekannt und dadurch mit den Romantikern in Verbindung gebracht, in deren „Le cénacle" betitelte Gesellschaft er Zutritt erhielt. Die Anregungen, die er dort empfing, reiften in ihm den Entschluß, ebenfalls Schriftsteller zu werden. Ohnehin hatte ihn eine kurze kaufmännische Thätigkeit gelehrt, daß er weder Lust noch Talent habe, Geschäftsmann zu sein. Uebrigens unterwarf er sich den Lehren der romantischen Schule keineswegs in allen Stücken; eine Philippica, die er gegen die „reichen Reime" erließ, führte einen Bruch zwischen ihm und Hugo herbei. Seiner neuen Laufbahn sich zuwendend, schrieb er vor Allem ein Bändchen Gedichte, das er 1829 unter dem Titel „Contes d'Espagne et d'Italie" erscheinen ließ. Lindau nennt diese Gedichte „Erzeugnisse eines schrecklichen, aber entzückenden Kindes". Diese Sammlung ist in Deutschland wahrscheinlich bekannter und beliebter geworden als alle späteren Werke Musset's. In ihr ist auch die berühmte „Ballade an den Mond" enthalten, die unter sämmtlichen Dichtungen des Meisters gewiß am meisten von sich reden gemacht hat. Das ganze Quartier latin lernte die „Contes" auswendig. Die darin enthaltenen vier größeren Erzählungen in Versen führen die Titel: „Kastanien aus dem Feuer",

„Mardoche", „Don Paëz" und „Portia" und behandeln Liebesabenteuer und Ehebruchthemata in zwar poetischer, aber zugleich auch schlüpfriger Weise. Die Phantasie des neunzehnjährigen Dichters ergeht sich in wollüstigen, jedes ethischen Hintergrundes entbehrenden, schrecklich-tragischen Bildern, die peinlich berühren, wenn man an seine Jugendlichkeit denkt. Als die schönste dieser vier Erzählungen wird ziemlich allgemein „Portia" angesehen.

Die zweite Sammlung von Dichtungen — er veröffentlichte sie zwei Jahre später — erfreute sich beim Publikum nicht desselben Erfolges wie die erste. Diese „Poésies diverses" waren in der Form gereifter und geschmackvoller und weniger kraftgenialisch gehalten, wiesen aber, im Grunde genommen, denselben Ton auf. Einzelne kleinere Gedichte sprechen die schlichte, anziehende Sprache inniger Empfindung, andere geben dem Leichtsinn einer flatterhaften Liebe den anmuthigsten Ausdruck, in noch anderen — und besonders in „Les vœux stériles" — prägt sich die trostlose, blasirte Stimmung, von der der Sänger beherrscht wurde, unheimlich scharf aus.

1832 verlor Musset seinen Vater; dieses Ereignis wirkte tief auf sein Gemüth ein und ließ ihn den Vorsatz fassen, fleißig zu werden, denn er hatte noch sehr wenig gearbeitet. In der That war er nun eine Zeit lang arbeitsamer und produktiver als je in seinem späteren Leben, so daß im nächsten Jahre eine größere Anzahl von Werken aus seiner Feder erscheinen konnte. „Das Schauspiel vom Lehnstuhl aus" umfaßt drei Werke: a) „Zwischen Lipp' und Kelchesrand", eine Art Faustiade, die an Byron's „Manfred" erinnert, obwohl sich Musset gegen den Vorwurf der geflissentlichen Nachahmung verwahrte. Gottschall weist wiederholt und nicht ohne Berechtigung auf die Aehnlichkeit dieses gräßlichen Dramas mit den Schöpfungen der deutschen Romantiker des vorigen Jahrhunderts hin; freilich waren dieselben dem Franzosen wahrscheinlich ganz unbekannt. b) Das Lustspiel „Wovon junge Mädchen träumen" ist sehr niedlich und zeigt, daß der

Dichter vielseitig genug war, auch reizende Kleinigkeiten für die Bühne zu schreiben, in denen er, ohne eine eigentliche Handlung zu Hilfe zu nehmen, mit Rhythmen und Einfällen sein leichtes Spiel trieb. c) Die in drei „Gesänge" getheilte orientalische Geschichte „Namouna" ist ebenfalls in Byron'scher Manier gehalten, und zwar gemahnt sie auffallend an dessen „Don Juan"; man kann hier Musset beim besten Willen keine Originalität zusprechen. Die humoristischen Abstecher sind zahlreich, auf die Handlung wird wenig Gewicht gelegt, — eigentlich wird eine solche nur im letzten Gesang gefunden. Uebrigens ist „Namouna" reich an dichterischen Schönheiten und geistvollen Aussprüchen, die denen eines Byron in nichts nachstehen.

Ferner erschien 1833 (in der „Revue des deux mondes") die furchtbarste, leidenschaftlichste Dichtung Musset's: mit „Rolla" erreichte er den Gipfel seines stürmischen Wesens, seiner wüsten Romantik, seiner Weltmüdigkeit, und diesen Gipfelpunkt erreichte er in keinem seiner späteren Werke wieder, bloß annähernd in den in Prosa geschriebenen „Bekenntnissen", auf die wir zurückkommen. Das Ganze ist eine Kette wilder, von zuckenden Reflexen beleuchteter Phantasiebilder, hier und da von Strahlen echter Empfindung erwärmt. „Rolla" gehört in eine und dieselbe Kategorie mit George Sand's „Lelia"; während aber dieses schrecklich-erhabene Werk keineswegs für die echte George Sand bezeichnend ist, müssen wir in „Rolla" den charakteristischesten Ausfluß des wahrhaftigen Musset anerkennen. Rolla's, des Helden, Leben ist ein permanenter Selbstmord; drei Jahre lang zehrt er von seinem Vermögen, dann will er sich erschießen. Die Schlußversöhnung ist poetisch gedacht und besteht darin, daß Rolla vor seinem Tode noch einen Lichtblick echter, reiner Liebe findet, der diese Situationen sittlicher Verkommenheit verklärend beleuchtet.

In demselben Jahre schrieb Musset auch noch drei größere Theaterstücke: a) „Fantasio", ein Lustspiel im Stile der elisabethinischen Dramatiker Englands; der echt romantische Held — ein

verkommenes Genie, das sich herbeiläßt, Hofnarr zu werden und Intriguen zu knüpfen — gemahnt stark an Victor Hugo's „Der König amüsirt sich". Das Stück überströmt von Weltschmerz und Blasirtheit und hat nur eine sehr dürftige Handlung. b) „Andrea del Sarto", eine Künstlertragödie, in der die Begeisterung für die Kunst eine untergeordnete Rolle spielt, ein Melodrama voll gewaltsamer Ereignisse; es ist nicht unpoetisch, zog sich aber durch verfehlte dramatische Behandlung den vernichtenden Spott der Romantiker zu. Der weinerliche, schwachköpfige Titelheld ist keineswegs geeignet, die Theilnahme des Lesers zu erregen. c) „Mariannens Launen" erinnert ebenfalls an den bunten Humor der britischen Renaissancebühne, und zwar mehr als irgend ein anderes Musset'sches Stück. Diese Komödie mit tötlichem Ausgange hat zum Grundzug die hämische Gespreiztheit. Die Tugend erscheint darin als launenhafter Einfall und überhaupt spielen weibliche Kaprizen durchweg eine widerwärtige Rolle, so daß es schwer hält, diesem Stücke Geschmack abzugewinnen.

Keines dieser drei Dramen kam vor Ablauf von anderthalb Dezennien auf die Bühne. Der Grund dieses auffallenden Umstandes liegt darin, daß Musset mit seinem ersten Debüt auf den Brettern Unglück gehabt hatte. Das erste Stück nämlich, das er geschrieben, „Eine Nacht in Venedig", fiel — da es an einer Handlung fast gänzlich Mangel litt und da die Schlußlösung vollständig undramatisch war — 1830 am Odeontheater völlig durch; schrille Pfiffe, die hörbar wurden, ließen keinen Zweifel darüber zu, daß das Fiasko vollständig war. Aehnlich verhielt es sich bei der zweiten Vorstellung. Der Autor soll während derselben geäußert haben: „Ich hätte nicht gedacht, daß sich in Paris ein so einfältiges Auditorium zusammenfinden könne wie dieses." Und als Prosper Chalas ihn Tags darauf fragte, ob er sich „am Abend den wilden Thieren nochmals preisgeben wolle", antwortete er: „Nein; ich sage der Menagerie Adieu, und das auf

lange hinaus." Daher kam es, daß er den Theaterdirektoren nichts mehr zur Aufführung anbot.

Aus dem Jahre 1833 haben wir noch eines Ereignisses zu gedenken, das nicht nur das seltsamste im Leben Musset's und im Leben George Sand's ist, sondern auch an Seltsamkeit Alles übertrifft, was die moderne französische Literaturgeschichte aufzuweisen hat: die italienische Reise dieser Beiden. François Buloz, der im vorigen Jahre verstorbene Herausgeber und Begründer der „Revue des deux mondes", zu deren fleißigsten Mitarbeitern die Beiden zählten, gab anfangs 1833 seinen Autoren ein großes Diner, bei welchem Musset neben Madame Dudevant zu sitzen kam. Die neue Bekanntschaft wurde auch weiterhin gepflogen; der junge Dichter besuchte die interessante Frau bald täglich. Nach einigen Monaten mochten die Beiden die Nothwendigkeit fühlen, sich von den geistigen Anstrengungen, die mit der Schöpfung von „Rolla" und „Lelia" verbunden gewesen sein mußten, durch eine Reise zu erholen. Man verbrachte einige Tage im Walde von Fontainebleau und entschloß sich dann, zu reisen, wohin alle Künstler gern gehen: nach Italien. Und man reiste zusammen ab! Was zwischen den Beiden während des Aufenthaltes im sonnigen Süden eigentlich vorging, hat man bisher nicht mit Sicherheit erfahren können, und obwohl sehr viel über dieses Räthsel geschrieben worden und wahrscheinlich noch geschrieben werden wird, ist es doch zweifelhaft, ob die genaue Wahrheit jemals ans Tageslicht kommt. Paul de Musset muß als parteiisch gelten, denn erstens ist er der Bruder des Hauptbetheiligten, und dann haßt er die verstorbene George Sand augenscheinlich ebenso sehr, wie er die lebende haßte; auch Gottschall ist zu parteiisch, wenn er ohne Weiteres über die Sand den Stab bricht. Große Unparteilichkeit muß man dagegen Paul Lindau zusprechen; er widmet in seinem eingangs erwähnten Buche ein ausführliches Kapitel der Untersuchung dieser Affaire und trägt dadurch, daß sich sein Urtheil auf noch unveröffentlichte

Briefe der George Sand stützt, zur Aufhellung des tiefen Dunkels erheblich sei. Wir selbst haben uns schon an anderer Stelle bestrebt, das Verhältnis zwischen der „bonne dame de Nohant" und Musset unbefangen zu untersuchen, ohne daß es uns gelungen wäre, ein anderes Resultat zu erzielen, als daß beide höchst tadelnswerth waren. Das Buch „Lui et elle", das Paul de Musset 1859 als Erwiderung auf George Sand's „Elle et lui" schrieb, hat den Vorzug, einen wahrheitsgemäßeren Eindruck zu machen als das andere, welches mehr Roman ist; eine unentschiedene Frage ist es aber, ob Musset, der seinem Bruder vor seinem Tode die Materialien zu jener Vertheidigungsschrift gewiß bona fide mittheilte, nicht unbewußt übertrieb, sei es infolge einer gewissen Gereiztheit oder infolge trügerischer Fiebervisionen. Es ist undenkbar, daß die George Sand ein so niedriges, egoistisches, verderbtes Weib war wie Paul de Musset in „Lui et elle" sie darstellt. Wir sind keineswegs Vertheidiger des einstigen Privatlebens der berühmten Schriftstellerin; wir glauben sogar, daß sie weit eher im Stande war, zu lügen, als Musset; ja wir sind positiv der Ansicht, daß sie in dieser und in anderen Angelegenheiten vielfach und mit Absicht wirklich gelogen und geheuchelt hat; auch halten wir sehr wenig von der ziemlich verbreiteten Ansicht, daß sie Musset nur aus Mitleid und um ihn vor einem Lumpenleben zu bewahren, ihre Liebe gewährte — also gleichsam als Medizin verabreichte. Aber trotzdem wir ihr sehr viel zutrauen — und wir haben nie ein Hehl daraus gemacht, wie sehr wir ihre zahlreichen persönlichen Fehler mißbilligen — glauben wir, daß alles seine Grenzen hat. George Sand ist weder so edel, wie sie sich in „Elle et lui" schildert, aber auch nicht so verworfen, wie ihr Gegner behauptet. Wohl hat sie für die Taktlosigkeit, die sie durch die Veröffentlichung von „Elle et lui" beging, eine harte Züchtigung verdient, aber die ihr von Alfred's Bruder zu Theil gewordene dürfte denn doch zu übertrieben grausam gewesen sein. Obwohl wir bisher auch nicht mehr wissen als

die Anderen, sind wir vorläufig aus drei Gründen geneigt, den größeren Theil der Schuld an dem unglückseligen Bruche der weiblichen Partei beizumessen. Erstens hätte sie — wenn sie für den jungen Mann wirklich „mütterlich" besorgt war — ihn nicht nur während seiner Krankheit hingebend pflegen, sondern während der ganzen Reise mit Rücksicht auf sein reizbares, unruhiges Naturell sich etwas mehr als Mutter und etwas weniger als Geliebte benehmen sollen. Dazu war sie um so eher verpflichtet, als sie Alfred von seiner sich sträubenden Mutter zur italienischen Reise förmlich losgebettelt hatte, was ihr nur durch Betheuerungen und Schwüre, für ihn „mütterlich" sorgen zu wollen, gelang. Zweitens hat Madame Dudevant auf „Lui et elle" nicht mehr erwidert, obwohl darin Briefe von ihr abgedruckt sind, die auf ihren Charakter ein äußerst abscheuliches Licht werfen; sollte sie geschwiegen haben, weil sie nicht widersprechen konnte? Sollten jene Briefe wirklich echt sein? Drittens wird uns von kompetenten Personen — und Lindau ist unter ihnen — versichert, daß sich im Besitze einer Pariser Dame George Sand'sche an Alfred gerichtete Originalbriefe befinden, in denen die entsetzlichsten Dinge vorkommen sollen, — Dinge, die darthun würden, daß die Schreiberin in der That äußerst gemein war, wenigstens während der Zeit, um die es sich hier handelt. Hoffentlich wird es uns, wenn wir an die Abfassung unseres Buches über die George Sand schreiten, gelingen, in jene Briefe Einblick zu erlangen. Uebrigens können wir nicht verschweigen, daß Charles Bigot, einer der hervorragendsten Sandkenner, voriges Jahr im „Courrier littéraire" die Aeußerung that, „die Verehrer der großen Frau sähen mit Seelenruhe dem Tage entgegen, da es der illustren Person, in deren Händen sich die Korrespondenz derselben befindet, gefallen wird, diese zu veröffentlichen", und er meint, daß es sich auch in dieser streitigen Sache zeigen werde, daß das Recht auf Seiten der Sandianer ist.

Bigot ist aber ein so enragirter Sandianer, daß man seiner Begeisterung gegenüber vorsichtig sein muß.

Man weiß, daß Alfred allein nach Hause zurückkehrte und später sich mit der Freundin aussöhnte, bis er im Winter 1835 auf immer mit ihr brach. Eine weniger düstere Geschichte haben seine mehr idyllischen Beziehungen zu Rachel Felix und Pauline Viardot-Garcia; einen heilsamen Einfluß übte auf ihn seine Intimität mit Madame Joubert — die ihm und Heinrich Heine gegenüber wirklich wie eine Mutter zu Werke ging — und der Malibran. Die letztere lernte er 1836 kennen. Es schien, als sollte es dieser großen Künstlerin, die er später in so schönen Versen besang („Strophes à la Malibran"), unwillkürlich gelingen, ihn umzugestalten, aber sie starb so bald, daß es nicht dazu kommen konnte; ohnehin dürfte es zu spät gewesen sein: Alfred war kaum mehr zu bessern.

Wenden wir uns nun wieder zur literarischen Thätigkeit unseres Helden. Kurz nach seiner Rückkehr ließ er „Lorenzaccio" (1834) erscheinen, ein Drama mit einem Hamlet-Motiv, einem edlen Mord. Der Held flößt trotz der guten Anlagen keine Theilnahme ein, weil der Dichter den dramatischen Kern verdirbt, indem er seinen Hamlet (Lorenzino von Medici) gleichsam „überhamletet", d. h. übermäßig blasirt macht. Die Handlung in dem nun folgenden Schauspiel „Mit der Liebe soll man es nicht zu leicht nehmen" („On ne badine pas avec l'amour") ist, wie Gottschall richtig auseinandersetzt, „dramatisch vollkommen haltlos", dennoch stellt Lindau dieses Stück allen Musset'schen Bühnendichtungen voran. In der That, der darin herrschende Ton ist ernst und gleichmäßig; aber es fehlt auch nicht an komischen Rollen und überdies wird das Lustspielmotiv der Lausch-Szenen wiederholt zur Anwendung gebracht und sogar mit einem tragischen Schluß in Verbindung gesetzt, was störend wirkt. Von 1835 bis 1837 war der Dichter wieder einmal ziemlich fleißig. Er veröffentlichte u. a. drei Lustspiele: a) „Barberine" mit einem mo-

ralischen Zug, die Treue einer Frau verherrlichend, aber ziemlich unbedeutend; mit moralischen Thematen scheint Musset niemals Glück gehabt zu haben. b) „Der Kandelaber" ist ein sehr freies, die Grenzen des Erlaubten fast überschreitendes, aber äußerst ergötzliches Stück. c) „Man schwöre auf nichts" („Il ne faut jurer de rien") enthält lauter echte Lustspiel-Charaktere und wird von Vielen — auch von Gottschall — für das beste aller Musset'schen Theaterstücke gehalten. Außerdem schrieb Musset für die „Revue des deux Mondes" um jene Zeit eine Reihe von sogenannten einaktigen „Proverbes", von denen „Eine Laune" und „Eine Thür sei entweder geöffnet oder geschlossen" („Il faut qu'une porte soit ouverte ou fermée") am besten gefielen, während „Man kann nicht an alles denken" den geringsten Beifall erzielte.

Unter den Kastanienbäumen des Tuileriengartens dichtete Alfred 1835 den Anfang der „Mainacht" („Nuit de Mai"); den Schluß schrieb er auf seiner Stube beim Scheine von zwölf Kerzen und beim Dufte zahlreicher Blumen. Unter ähnlichen Umständen produzirte er theilweise auch die übrigen drei „Nächte": „Nuit de Décembre" (1835), „Nuit d'Août" (1836), „Nuit d'Octobre" (1837). Diese Elegien sind, wie Sainte-Beuve bemerkt hat, ebenso sehr ein Inbegriff Musset'schen Wesens und ein Höhepunkt Musset'scher Dichtung wie „Rolla". Ueber die Auslegung derselben sind die Gelehrten nicht einig. Lindau glaubt, daß sich alle vier „Nächte" auf George Sand beziehen. Paul de Musset dagegen behauptet, dies gelte blos von der „Nuit de Mai" und der „Nuit d'Octobre", während in den zwei anderen Elegien auf eine andere Dame angespielt werde: auf „Ermeline", die Heldin der gleichnamigen Novelle Mussets. Bigot hält selbst „Ermeline" für George Sand. Gottschall stellt sich in dieser Frage auf die Seite des Pariser Biographen Alfreds, weil derselbe als Vertreter des Bruders in dessen Intentionen eingeweiht gewesen sei. Wir wären ganz geneigt, uns dieser nicht unbegründeten Anschauung

anzuschließen, allein wir möchten zu bedenken geben, daß „Mai" und „Oktober" die erste und die letzte „Nacht" sind, und es dünkt uns unwahrscheinlich, daß der Poet, nachdem er sich kurz nach dem Bruche mit George Sand in der „Mainacht" mit ihr beschäftigte, zwei Jahre später in der „Oktobernacht" plötzlich auf sie zurückgekommen sei. Eines bestimmten Urtheils müssen wir uns natürlich enthalten.

Aus derselben Zeit stammt Musset's Hauptroman, die „Bekenntnisse eines Kindes dieses Jahrhunderts". Auch hierin geht es größtentheils „rolla"-mäßig her, — kein Wunder das, denn auch hier hat der Verfasser sich selbst im Auge. Das Kind des Jahrhunderts, Octave, ist er selbst. Die Wittwe Brigitta Pierson wird fast allgemein für George Sand genommen; in Wirklichkeit hat sie mit ihr nur theilweise, aber doch genügend Aehnlichkeit, um das Buch als eine Art Selbstbekenntnisse à la Robert Greene erscheinen zu lassen. Zugleich ist es eine Anatomie des Weltschmerzes. Als Roman kann es nicht angesehen werden, da es an Allem Mangel leidet, was zu einem solchen eigentlich nöthig ist. Da es aber als Roman bezeichnet wird, können wir wohl sagen, daß es der einzige größere Roman ist, den Musset veröffentlicht hat. Sein Bruder berichtet von einem anderen, der, obwohl in der „Revue des deux mondes" einmal bereits als bevorstehend angekündigt, niemals erschien oder auch nur vollendet wurde: „Le poète déchu". Das Manuskript wurde theils von Alfred selbst, theils — auf dessen Wunsch — von dem Bruder verbrannt, mit Ausnahme einiger Stellen, die dieser in seinem biographischen Werke zum ersten Male mittheilt und die hauptsächlich das Epigonenthum in ergreifender Weise behandeln. Die Freunde, denen Alfred sein Manuskript vorlas, waren davon entzückt; Tattet meinte, seit Rousseau sei nichts von so hinreißender Beredtsamkeit geschrieben worden. Schade, daß das Werk — wenn auch unvollkommen — der Welt nicht erhalten bleiben konnte und schade auch, daß der Raum uns die Wiedergabe der erhalten ge-

bliebenen Bruchstücke verbietet. „Le poète déchu" versprach offenbar eine Art höherer und milderer „Bekenntnisse eines Kindes des Jahrhunderts" zu werden.

Von 1837 bis 1839 schrieb unser Dichter eine ganze Reihe von Novellen, deren mehrere ihn selbst zu Helden haben und in denen er theilweise sogar an eigene Erlebnisse anknüpft. In „Ermeline" erzählt er die Geschichte seiner Liebe zu einer Dame. „Der Sohn Tizian's" hielt er selbst für seine allerbeste Erzählung, während den meisten Beifall beim großen Publikum „Friedrich und Bernerette" errang, worin er köstlichere Schilderungen aus dem Pariser Grisettenleben entwarf als sonst ein Schriftsteller. Von den zahlreichen Nachahmern, die er fand, ist Henri Murger, der Verfasser des berühmten Sittenromans „La vie de Bohême", der hervorragendste. „Friedrich und Bernerette" erregte großes Aufsehen und war vornehmlich im Quartier Latin sehr beliebt. 1840 erwarb sich Musset eine ungeheure Popularität durch seine dichterische Antwort auf Becker's „Rheinlied", die solche Sensation erregte, daß sie etwa fünfzigmal komponirt und in allen Kasernen gesungen wurde. In demselben Jahre gab er eine dritte Sammlung von Gedichten heraus: „Poésies nouvelles", deren einzelne Stücke größtentheils schon vorher in Zeitschriften erschienen waren; darunter befanden sich u. a.: „Strophes à la Malibran" und „Epître à Mathurin Régnier". Régnier war einer der wenigen Autoren, deren Werke er in seiner Bibliothek beließ, als er, wie er selbst erzählt, den weitaus größten Theil derselben in einem Anfalle von „Ekel vor der Welt" den Flammen übergab.

Von 1841 bis an sein Ende produzirte Musset nur sehr wenig, und was er schrieb, entbehrte der Bedeutung, die vielen seiner früheren Schöpfungen innewohnt. Dies gilt besonders von den „Erzählungen" und den „Briefen über Literatur" (Beides 1854). Seine letzten Proverbes wurden kühl aufgenommen, und auch die drei großen Stücke „Carmosine", „Bettine" und „Louison" hatten keinen erheblichen Erfolg. Die Form ist korrekter und

geschlossener, aber es fehlt an der früheren Wärme des Tones. Alfred selbst hielt „Carmosine" (1850) für das vorzüglichste aller seiner Werke, während sein Bruder sich für „Bettine" ausspricht, obwohl dieses Drama das Theaterpublikum gleichgültig ließ. Dagegen kam ein großer Theil der älteren Theaterstücke Alfred's während seiner letzten zehn Lebensjahre mit glänzendem Erfolg zur Aufführung. Dieser Umstand ist einem eigenthümlichen Zufall zuzuschreiben. Eine französische Schauspielerin, die ihr Vaterland längst verlassen hatte, war in der Hauptstadt Rußlands als „Salondame" engagirt. Einmal lenkte man ihre Aufmerksamkeit auf ein kleines russisches Stück, das an einem Petersburger Theater gegeben wurde. Sie wohnte einer Vorstellung desselben bei und war von der Rolle der „Madame de Lévy" so entzückt, daß sie in derselben ebenfalls auftreten wollte und sich nach einem Uebersetzer umsah. Und fast wäre „Un caprice" ins Französische rückübersetzt worden; da erfuhr Madame Allan durch einen literarisch gebildeten Freund, daß das angeblich russische Stück nichts weiter sei als eine Bearbeitung des Musset'schen „Eine Laune". Sie errang damit so viel Beifall, daß sie darin in Paris auftrat, als sie bald darauf (Ende 1847) wieder für das Théâtre français engagirt wurde. Der Erfolg war glänzend und erhöhte die Beliebtheit des Autors um ein Beträchtliches. Von nun an verschmerzte er seinen Mißerfolg von 1830 und wurde eine Stütze des Repertoires der genannten Bühne.

Musset sah sich um so weniger veranlaßt, fleißig zu sein, als seine pekuniäre Lage sich allmälig zu einer günstigen gestaltet hatte. Sein Verleger gab eine billige Gesammtausgabe seiner Werke heraus, die sich für Beide als reiche Einnahmequelle erwies. Sodann hatte er durch die Vermittelung eines intimen Freundes, des Herzogs von Orleans, eine Stelle als Bibliothekar im Ministerium des Innern erhalten. Der Umstand, daß er diese Stelle infolge der Februarrevolution verlor, trug wohl dazu

bei, ihn gegen die durch letztere zum Siege gelangten Ideen einzunehmen; ohnehin widerstrebten diese seinem aristokratischen Geist, seiner ausschweifenden, verschwenderischen Lebensweise, seinem unheilbaren Skeptizismus, seiner Menschenverachtung, seiner egoistisch angelegten Natur. Uebrigens erhielt er die Stelle später wieder. Jener Herzog von Orleans war auf dem Collége Henri IV. Alfred's Mitschüler gewesen, und die Freundschaft der Beiden blieb eine innige bis zum Tode des Herzogs, — ein Ereignis, das der Dichter in „Le treize juillet" sehr schön besang. Ergötzlich ist folgende, von Paul de Musset verbürgte Anekdote aus dem Freundschaftsleben seines Bruders und des Prinzen. Bekanntlich richtete der Autor von „Rolla" gelegentlich des von Meunier auf Ludwig Philipp verübten Attentates ein Sonett an diesen König. Vor Allem sandte er es an dessen Sohn, seinen Freund, der ihn, als er ihn nach einigen Tagen besuchte, mit Begeisterung empfing und ihm das Gedicht abnahm, um es vor der persönlichen Vorstellung dem König zu zeigen. Bald kehrte er in Bestürzung zurück und mußte, nachdem er es zuerst mit allerlei Ausflüchten versucht hatte, gestehen, das Sonett habe nicht gefallen, weil — der Monarch darin geduzt werde! Was Ludwig XIV. sich von Boileau gefallen ließ, erregte das Mißfallen des „gemüthlichen" Bürgerkönigs! Der Prinz unterließ es daher selbstverständlich, den Namen des Verfassers des Sonetts zu nennen und ihn vorzustellen. Da aber Musset zu den Hofbällen geladen war, wurde er dem König auf einem solchen als „Monsieur de Musset" vorgestellt; freundlich meinte jener: „Ah, Sie kommen aus Joinville; es freut mich, Sie zu sehen!" Offenbar wußte er nicht, daß es einen berühmten Dichter Namens Musset gebe, wohl aber schwebte ihm der Name eines Joinviller Forstbeamten vor, eines Cousins des Dichters. Ludwig Philipp war ein guter Verwalter seiner Besitzungen, aber um Literatur bekümmerte er sich wenig. Da Musset nicht widersprach, wurde

er von dem König elf Jahre hindurch auf jedem Hofball als Joinviller Forstbeamter auf das freundlichste angesprochen.

Seltsam benahm sich die Akademie im Jahre 1848, indem sie Musset einen „zur Aufmunterung für junge Talente" gestifteten Preis zusprach. Natürlich faßte er die vermeintliche Auszeichnung als Beleidigung auf, die jedenfalls nicht beabsichtigt war, und wandte das Geld einem wohlthätigen Zwecke zu. Vier Jahre später wählte dasselbe Institut ihn zum Mitgliede an die Stelle des verstorbenen Duputy, auf den er eine echt akademische, also korrekte und nüchterne Gedenkrede hielt. Obwohl er dadurch zeigte, daß er keinen übeln Akademiker abgegeben hätte, blieb er den Sitzungen zumeist fern und besuchte dieselben blos, wenn es sich darum handelte, für die Wahl von Freunden zu stimmen. Ein Kollege meinte: „Monsieur de Musset s'absente trop souvent", und erhielt von einem anderen zur Antwort: „S'absynthe!"

Ja, er „absynthirte" sich sehr! Die 1856er vermehrte Auflage der „Poésies nouvelles" zeigte, daß der dichterische Genius in ihm noch nicht tot war, aber im Grunde genommen hatte er sich erschöpft und durch seine wüste Lebensweise alle Schaffenskraft eingebüßt. Zwar will sein pietätvoller Bruder behaupten, die Verkennung, die ihm von Publikum und Kritik zu Theil geworden, habe ihn der Literatur abwendig gemacht; aber hierin kann der Unbefangene nur eine Beschönigung sehen. Die Wahrheit ist, daß er infolge zügelloſen Lebens immer mehr auf Abwege gerieth. In seinen letzten Lebensjahren brachte er einen großen Theil seiner Zeit in verrufenen Häusern oder — Absynth trinkend und Schach spielend — in Cafés zu. Er selbst war ein sehr guter Schachspieler. Seine Muse schlummerte, wie Gottschall treffend bemerkt, „bei einem solchen kastalischen Quell betäubt ein". Von einer schweren Krankheit genas er, verfiel aber trotz der Ermahnungen der Aerzte wieder in seine nächtlichen

Schwärmereien, so daß er am 1. Mai 1857 an einem Herzleiden starb.

Ludwig Karl Alfred de Musset — so hieß er eigentlich — war wesentlich Lyriker. Seine persönlichen Erlebnisse übten eine solche Gewalt über ihn aus, daß er sich der Subjektivität niemals entschlagen konnte, — ein für die Entwickelung der Lyrik durchaus günstiger Umstand. Daß von seinen Gedichten jetzt alljährlich große Auflagen verkauft werden, beweist, daß er als Lyriker der Liebling des heutigen Frankreich ist. Zweifellos besitzt er in der That die ganze Unmittelbarkeit und Ausgeprägtheit eines echten poetischen Talents, aber an Begabung für größere Schöpfungen, zu denen Objektivität der Darstellung erforderlich ist, fehlte es ihm aus obigen Gründen. Er hat, wie in den Gedichten, auch in den Dramen und Erzählungen fast stets sich selbst im Auge, und das soll eben nicht sein. Ein richtiger Dramatiker insbesondere ist er auch deshalb nicht, weil er seinen Geist zu frei umherschweifen läßt, sich zu gern in undramatischen Nebensächlichkeiten ergeht und seine Aufmerksamkeit nicht auf die für das Drama nöthigen Elemente konzentriren kann. Lindau bemerkt mit feinem Verständnis: „Wie in seiner Lyrik und seiner Epik, so ist auch in seinem Drama die Komposition ungeschlossen und locker. . . . . Das Drama hat in seiner naturgemäßen Begrenzung den Horror alles Ueberflüssigen; gerade in diesem Ueberflüssigen exzellirt Musset, und wo immer sich ihm die Gelegenheit bietet zu einem geistvollen oder witzigen Exkurse über diese oder jene Kleinigkeit, ist er bereit, den Ausflug zu machen, wenn derselbe ihn auch noch so weit von dem Wege, den ihm das Drama weist, entfernt. Die knappe Gediegenheit des dramatischen Ausdrucks ist ihm etwas ganz Fremdes; der Sinn für das Ungehörige scheint ihm versagt zu sein". Und Gottschall fügt hinzu: „Er ist kein Gestaltenschöpfer; die proteusartige Verwandlungsfähigkeit fehlt ihm".

Musset gehört zu den berühmtesten Dichtern des „Welt-

schmerzes"; während aber der Pessimismus bei anderen mehr oder weniger eine Weltanschauung ist, hat derselbe bei ihm die Eigenthümlichkeit, das Resultat eines haltlosen unglücklichen Lebens zu sein. Nachdem er sich an Liebesabenteuern gesättigt, wirft er sich der Trunksucht in die Arme. „Das Evangelium wüsten Lebensgenusses beherrschte die Praxis, aus welcher diese Klagen des allgemeinen Menschenwehs sich Luft machten." Der Dichter Musset ist so sehr ein Kind seiner Zeit wie nur wenige andere, und es kann nicht Wunder nehmen, daß man ihn vielfach als Nachahmer Byron's bezeichnet hat. Er selbst meinte zwar mit Bezug hierauf: „Mein Glas ist nicht groß, aber ich trinke aus meinem Glas", und auch sein Bruder nennt die Aehnlichkeiten „zufällige"; allein es bleibt dennoch wahr, daß Musset sich an dem großen Briten gebildet hat. Dabei gab er übrigens sein eigenes Wesen so wenig preis, daß er immerhin als selbständig gelten mag, wenn man etwa „Namouna" und „Zwischen Lipp' und Kelchesrand" ausnimmt, in welchen Werken das englische Vorbild gar zu deutlich erkennbar ist.

Paul de Musset bedauert in seinem biographischen Werke, daß ein Eheprojekt, welches sein Bruder einmal im Auge hatte, zu nichte wurde. Man sollte eher meinen, daß kein Mensch für den Ehestand ungeeigneter war als Alfred mit seiner tiefen Leidenschaftlichkeit, seinen stets aufgeregten Nerven, seinem gährenden Blut, seiner überreizten, hypersensitiven Einbildungs- und Urtheilskraft. Sein unruhiges Gemüth hätte ein andauerndes Glück wohl kaum ertragen können; Alles mußte bei ihm stürmisch zugehen. Er hätte in der Ehe nicht den Seelenfrieden gefunden, dessen er bedurfte; die Ruhe widerstrebte seinem Wesen zu sehr, und die Frau wäre — wenn sie ihn aufrichtig geliebt hätte — wahrscheinlich bald an gebrochenem Herzen gestorben.

Es erübrigt uns nur noch, der äußeren Erscheinung des unglücklichen Dichters Erwähnung zu thun. Frau Victor Hugo entwirft ein ungünstiges, Lamartine ein günstiges Porträt von

ihm. Am interessantesten und detaillirtesten schildert ihn Luise Colet:

„Er war schlank und von mittlerer Größe, mit ungewöhnlicher Sorgfalt, ja sogar mit einem gewissen Raffinement gekleidet. Er trug (an jenem Ballabend, als ihn die Colet zum ersten Male sah) einen bronzegrünen Frack mit Metallknöpfen. Auf seiner braunseidenen Weste hing eine goldene Kette. Die Falten seines Battisthemdes waren auf der Brust durch zwei Onyxknöpfe geschlossen. Seine eng anliegende schwarze Atlaskravatte ließ den matten Teint um so mehr hervortreten; seine weißen Handschuhe zeigten in tadelloser Modellirung die zarten Formen seiner Hände. Vor allem aber verrieth die Frisur seiner schönen blonden Haare eine besondere Pflege. Er hatte es wie Lord Byron verstanden, dieser natürlichen Krone einer begeisterten Stirn eine aristokratische Grazie zu geben. Zahlreiche Locken kräuselten sich an seinen Schläfen und fielen auf den Nacken herab; an der Stirn war sein Haar goldblond, das darüberwachsende hatte etwas von der Farbe des Bernsteins, und die nahe dem Scheitel gepflanzten Haare, die am üppigsten waren, schwankten in der Schattirung zwischen braun und blond. Sein Bart war kastanienbraun, und sein Auge beinahe schwarz; die Physiognomie erhielt dadurch einen kräftigen feurigen Charakter. Seine Nase war griechisch geschnitten, und sein Mund frisch, er zeigte beim Lächeln weiße Zähne. Im Ganzen machte sein Gesicht den Eindruck der aristokratischen Vornehmheit."

Noch viel liebevoller, aber wahrscheinlich auch parteiischer ist die Schilderung Paul de Musset's:

„Er war von mittlerer Größe (5 Fuß 4 Zoll) von schlankem und zierlichem Wuchs. Mit 20 Jahren hatte er ganz das Aeußere eines Pagen des ancien régime und trug auch oft bei Maskenbällen dies Kostüm. Sein Gesicht war eindrucksvoll durch Vereinigung zweier Schönheiten: Regelmäßigkeit der Züge und Lebhaftigkeit. Seine blauen Augen waren voll Feuer. Seine feine

Adlernase erinnerte an diejenige des Porträts von Van Dyck; auf diese Aehnlichkeit wurde von seinen Freunden oft hingewiesen. Sein etwas großer Mund, seine etwas vollen Lippen — sie waren es indes weniger als die von Lafontaine — hatten die größte Beweglichkeit für den Ausdruck aller Empfindungen und verriethen sein gefühlvolles Herz. Bei den sanften Seelenregungen, wie Mitleid oder Zärtlichkeit, bewegte sie ein unmerkliches Erzittern. Man errieth, daß dieser Mund beredt sein mußte in der Leidenschaft, leicht ironisch und spöttisch in der Unterhaltung; aber der schönste Zug seines Gesichtes war die Stirn, deren Schatten alle die Hervorragungen kennzeichneten, in denen die Phrenologie den Sitz der kostbarsten Eigenschaften erblickt. Mag nun diese Wissenschaft wahr oder falsch sein, gewiß ist, daß sie dem Dichter der „Nächte", für den sie doch nicht besonders erfunden wurde, poetischen Sinn, Reflexion, Scharfsinn, Schwung und Instinkt für alle Künste zusprach."

Henry Thomas Buckle.

„Inmitten einer Laufbahn, die nach meinen Begriffen von Größe eine glänzende wäre, ohnmächtig zu werden, der Gedanke an diese Möglichkeit übt eine tötliche Wirkung auf mich aus. Vielleicht habe ich zu hoch gestrebt; aber ich fühlte zuweilen eine so große Geisteskraft, eine so weittragende Befähigung und — wenn ich so sagen darf — eine so umfassende Beherrschung des Gedankenreiches, daß es keine thörichte Eitelkeit war, zu glauben, ich könne mehr thun, als ich in Wirklichkeit werde ausführen können. Ich muß das Gebiet verkleinern — vielleicht kann ich es dann besser übersehen — und Andere werden nicht verfehlen, was für mich ein unersetzlicher Verlust ist, indem ich mein Selbstvertrauen verliere."

Der Mann, der diese zugleich stolzen und kleinmüthigen Worte schrieb, gehörte als Schriftsteller wie als Mensch zu den denkbar bemerkenswerthesten Erscheinungen, und da unseres Wissens in Frankreich wenig über sein Leben und Wirken bekannt ist, dürfte den Lesern dieser Revue eine Schilderung des berühmten Denkers und Kulturhistorikers willkommen sein. In dankenswerther Weise erleichtert wird uns unsere Aufgabe durch A. H. Huth's Buch „The Life and Writings of Henry Thomas Buckle" (London, 2 Bände, 1880), die erste Biographie des Verfassers der „Geschichte der Zivilisation in England".*)

*) Einen deutschen Auszug aus dem Huth'schen Werke habe ich 1881 unter dem Titel „H. T. Buckle's Leben und Wirken" (Leipzig, C. F. Winter) veröffentlicht. L. K—r.

I.

Henry Thomas Buckle wurde am 24. November 1821 in Lee (bei London) als einziger Sohn — er hatte blos zwei Schwestern — eines sehr gebildeten und reichen City-Rheders geboren. Obgleich sehr schwächlich, war er lustig und aufgeweckt, doch wollte er von den gewöhnlichen Kinderspielen nichts wissen. Als reiferer Knabe spielte er gern „Pfarrer und Küster", wobei er als Pfarrer einem den Küster darstellenden Vetter mit merkwürdiger Beredsamkeit vorzupredigen pflegte. Auch für Jugendschriften interessirte er sich nicht; überhaupt fand er nur an „Tausend und Eine Nacht", „Don Quixote", Bunyan's „Pilgerfahrt" und vor allem Shakespeare's Werken Gefallen. Diese von ihm hochbewunderten Literaturdenkmäler bildeten bis zu seinem achtzehnten Jahre fast seine ganze Lektüre. Ordentlich buchstabiren lernte er erst zu acht Jahren. Der Hausarzt widerrieth die Belastung seines Gehirns. Wenn er trotzdem in die Schule geschickt wurde, so geschah es nur unter der Bedingung, daß er nicht zum Lernen angehalten werde. Er erlernte in der That blos, was ihm vom Zuhören im Gedächtnisse haften blieb. Am meisten zogen ihn die Algebra und die Geometrie an und in diesen Gegenständen erhielt er, obgleich gar nicht als ordentlicher Schüler eingetragen, einen ersten Preis, was seinem Vater so sehr gefiel, daß er ihn fragte, was er sich zur Belohnung wünsche. „Aus der Schule genommen zu werden", erwiderte er, und man willfahrte ihm.

Damals zählte er vierzehn Jahre und war ein sehr lebhafter, muthwilliger Knabe; in geistiger Beziehung jedoch hielt man ihn desto mehr zur Ruhe an. Damit er eine nicht-geistige Beschäftigung habe, lehrte seine Mutter ihn stricken. Er verschmähte die Gesellschaft von Knaben und zog die von Erwachsenen vor. Religiöse und politische Verhältnisse spielten in seinen Gesprächen

die Hauptrolle. Mit seinem Vater, der die Universität besucht hatte, plauderte er besonders gerne, und er sog von ihm toryistische Anschauungen ein. Nachdem er einige Zeit zu Hause zugebracht hatte, erneuerten seine Eltern den Versuch, ihn auswärts unterrichten zu lassen. In der Schule, die er nun besuchte, war er stets der Erste, obgleich er nie seine Aufgaben zu lernen schien. Da jedoch seine Gesundheit litt, ließ man ihn wieder nach Hause kommen. Bald begann er Zeitungen zu lesen und über den Freihandel nachzudenken, dessen Grundsätze ihm aus den damaligen Erörterungen der Presse anläßlich der Antikorngesetzbewegung klar entgegentraten. Eines Tages ereiferte er sich über diesen Gegenstand so sehr, daß er an Sir Robert Peel einen Brief schrieb, zu dessen Absendung es ihm jedoch an Muth gebrach. Nach Wiederherstellung seiner Gesundheit steckte sein Vater ihn, damit er sich doch endlich einem Berufe widme, in sein eigenes Komptoir. Später dachte unser Held an die daselbst verbrachte Zeit mit Widerwillen zurück; doch hielt er dieselbe nicht für verloren, denn durch seine Praxis in der City-Schreibstube hatte er sich einen ausgezeichneten Geschäftssinn angeeignet, der ihm in allen Lebensverhältnissen außerordentlich zu statten kam.

Als sein Vater starb, war Buckle etwas über achtzehn Jahre alt. Da er von ihm ein beträchtliches Vermögen erbte und niemand ihn zum Verbleiben im Geschäfte anhielt, zog er es vor, aus diesem zu treten. Zunächst bereiste er mit seiner Mutter Belgien, Süddeutschland, die Schweiz und Italien. Schon damals (1840) hatte er den Gedanken gefaßt, ein großes kulturhistorisches Werk zu schreiben, und er verlegte sich im Hinblick darauf auf das eifrige Studium der Literaturen und Sprachen der Länder, die er besuchte. An jedem Aufenthaltsorte nahm er einen Sprachlehrer. Er versäumte keine Gelegenheit, die Sitten und den Geist der Völker, mit denen er in Berührung kam, zu studiren und sich durch häufiges Sprechen mit Eingeborenen in der Konversation zu vervollkommnen. Sein Talent für die Erlernung von Sprachen

war ein merkwürdiges. Für Kunstsammlungen interessirte er sich auf dieser Reise wenig, auf späteren dagegen sehr, für Musik gar nicht. Ein einzigesmal in seinem Leben fand er an einer musikalischen Produktion Vergnügen, es war Franz Liszt's Klavierspiel. Im großen und ganzen betrachtete er die Musik ganz einfach als ein Geräusch und er konnte eine Melodie nicht von der anderen unterscheiden. Hierin glich er übrigens Walter Scott, Niebuhr, Johnson, Dryden, Edmund Burke, Pitt, Fox und vielen anderen berühmten Personen.

In geistiger Hinsicht veränderte ihn die Tour auf dem Kontinent außerordentlich. Der engherzige Anglikaner verwandelte sich in einen Freidenker, der Toryst in einen Radikalen. Den Umschwung in religiöser Hinsicht verdankte er wahrscheinlich seinem Aufenthalt in Deutschland, den in politischer vielleicht seiner Lektüre, der Pariser Luft und der Beobachtung despotischer Einrichtungen im Auslande. Er hatte seinen Selbstunterricht begonnen und traute sich eine große autodidaktische Befähigung zu. Eine Hochschule wollte er nicht beziehen, weil die englischen Universitäten in hohem Grade sein Mißfallen erregten. Er wurde ein unersättlicher Leser, der kein Buch verschmähte, das ihm in den Weg kam. Aber so ausgedehnt seine Lektüre war, ebenso planlos und unregelmäßig war sie. Aus seinem Tagebuche — das er vom 15. Oktober 1842 an mit einigen Unterbrechungen neunzehn Jahre hindurch führte, „vornehmlich," wie er sagte, „um den Gang meiner Lektüre übersehen und dadurch meine Fortschritte ermessen zu können" — geht hervor, daß er an dem soeben genannten Tage den Entschluß faßte, alle seine Kräfte auf das Studium der Geschichte und der Literatur des Mittelalters zu verwenden. Er führte diesen Vorsatz mit derselben Gründlichkeit und Energie aus, die sein ganzes späteres Thun und Wirken kennzeichneten. Zur Konzentrirung seiner schwankenden Pläne auf einen bestimmten Gegenstand hatte ihn wahrscheinlich der berühmte Historiker Hallam, mit dem er eng befreundet war, ver-

anlaßt. Jene Mittelalterstudien sollten auf eine von Buckle geplante Geschichte der munizipalen und repräsentativen Elemente im fünfzehnten Jahrhundert abzielen.

Um jene Zeit war sein Fleiß bewundernswerth. Er studirte täglich emsig Geschichte, lernte mehrere Sprachen zugleich und spielte täglich einige Stunden Schach oder Whist. Viel Zeit verwandte er auf Wanderungen durch ganz London zum Behufe des Aufstöberns antiquarischer Bücher, auf das Lesen von Bücherkatalogen und auf das Zusammenstellen von Verzeichnissen seines Bücherbedarfs. Um die Mitte des Jahres 1843 trat er eine längere Reise nach Deutschland, Oesterreich und Italien an. Nach der Rückkehr dachte er an die Wahl eines Berufs; doch beschloß er nur einen solchen zu erwählen, der ihm der Muße genug lassen würde, seine wissenschaftlichen Studien fortzusetzen. Er entschied sich für die Advokatur, denn er hoffte, mindestens während der Gerichtsferien seiner Leselust nachhängen zu können; auch glaubte er, die Vorbereitung auf die Rechtspraxis werde ihm auch bei seiner literarischen Beschäftigung zu statten kommen. Als jedoch seine Vertrauenspersonen auf seine schwächliche Gesundheit hinwiesen, gab er jeden Gedanken an einen bestimmten Beruf auf und warf sich ausschließlich auf seine Lektüre. Er legte sich nun eine große Bibliothek an, die bald das ganze Haus füllte, das er mit seiner Mutter bezog, nachdem seine zweite Schwester geheirathet hatte. Zu einer Zeit besaß er 22,000 Bände; da er aber die Bücher, die er nicht mehr brauchte, zu verkaufen pflegte, fanden sich nach seinem Tode nur mehr 11,000 Bände vor. Und es ist Thatsache, daß er fast seine sämmtlichen Bücher auch wirklich las — etwa drei Bände täglich. In jedes schrieb er zahlreiche Bleistiftnotizen, deren wichtigere er dann mit Tinte kopirte und, wenn er ein Buch, wie er's nannte, „bewältigen" wollte, häufig durchlas. Zuweilen las er auch das Buch selbst zwei- bis dreimal, doch brauchte das bei seinem ausgezeichneten Gedächtnis nicht oft zu geschehen. Beim Lesen hatte er den Grund-

satz, nicht dem Buche, sondern dem Gegenstande zu folgen. Er las also die einzelnen Bücher nicht auf einmal, sondern nur bestimmte, einen bestimmten Gegenstand behandelnde Abschnitte. Auf dieselbe Weise studirte er oft zu gleicher Zeit mehrere Gegenstände. Das Lesen betrachtete er zeitlebens als den größten Genuß, und so ist es denn nicht zum Verwundern, daß er die Zeit vom Beginn seiner Studien bis zur ernstlichen Erkrankung seiner außerordentlich zärtlich geliebten Mutter bei aller angestrengten Arbeit als die glücklichste seines Lebens betrachtete.

Trotz der großen und vielseitigen Kenntnisse, die Buckle sich aneignete, war er viel zu ehrgeizig, um sich in der Verwirklichung seiner literarischen Absichten zu überstürzen. Sein Hauptmerkmal war ein ungeheuerer Ehrgeiz, und keinerlei thörichte Eitelkeit konnte ihn bewegen, etwas zu veröffentlichen, was er in einem reiferen Alter hätte widerrufen mögen. Daher rührt es, daß er zwar zu einer Zeit hoffte, den ersten Band der „Geschichte der Zivilisation in England" — denn an einer solchen arbeitete er — bereits 1852 veröffentlichen zu können und später glaubte, dies werde 1855 oder 1856 geschehen; daß sich das Erscheinen aber in Wirklichkeit bis Mitte 1857 verzögerte. Er las eben so viel, daß er sein Material fortwährend anwachsen und den Horizont seiner Arbeit sich immer mehr erweitern und zurückweichen sah. Er vermehrte seine Beweise, fügte seinen früheren Quellen neue bei, las längst benutzte wissenschaftliche Werke nochmals. Aber endlich erblickte sein erster Band denn doch das Licht der Literaturwelt; freilich hatte er seine ohnehin stets schwache Gesundheit durch Ueberarbeitung stark untergraben, denn obgleich er häufig Erholungsreisen machte, konnte er sich auch auf diesen des Arbeitens nicht enthalten. Dazu kommt, daß seine hauptsächlichste Zerstreuung in dem anstrengenden Schachspiel bestand. Und zieht man in Betracht, daß seine Schwäche wesentlich der starken Anspannung seiner Nerven und seinem großen Kummer über die unablässigen physischen Leiden seiner Mutter

zuzuschreiben war, so ist es keineswegs überraschend, daß die Spannung sich schließlich als zu groß erwies.

II.

Schon im Jahre 1853 hatte Buckle auf Wunsch Lord Kintore's in großen Zügen den Zweck und die Tendenz seiner „Geschichte der Zivilisation in England" dargelegt. „Es ist sehr schwierig, in wenigen Zeilen einen klaren Begriff von einem so umfassenden Gegenstand zu geben. Doch kann ich sagen, daß ich längst zur Ueberzeugung gelangt bin, die Entwickelung jedes Volkes sei von Prinzipien, oder, wie man es nennt, Gesetzen, geregelt, die ebenso festgestellt sind, wie die der physischen Welt. Ich habe mir die Aufgabe gestellt, diese Gesetze zu entdecken. Zu diesem Behufe gedenke ich, eine allgemeine Uebersicht der moralischen, geistigen und legislativen Eigenartigkeiten der großen Staaten Europas zu geben, und ich hoffe im Stande zu sein, die Umstände darzulegen, unter denen diese Eigenheiten entstanden sind. Das wird zur Wahrnehmung führen, daß zwischen den einzelnen Stadien der allmählichen Entwickelung jedes Volkes Beziehungen vorhanden sind. Ich beabsichtige, diese allgemeinen Beziehungen zur speziellen Anwendung zu bringen und mittels einer sorgfältigen Analyse der englischen Geschichte zu zeigen, wie jene unsere Zivilisation geregelt haben und wie die allmählig entstandenen und scheinbar willkürlichen Formen unserer Gesetze, unserer Sitten und unserer Literatur ganz naturgemäß aus den früheren hervorgegangen sind. Dies der Plan meines Werkes, dessen Werth, wenn es einen haben wird, von dem Grade der Treue abhängen muß, mit der ich den Plan ausführen werde, und von dem Gelingen meines Versuches, die Geschichte aus den Händen der Annalisten, Chronikenschreiber und Alterthumsforscher zu retten."

Diesem Plan ist er treu geblieben, doch konnte er ihn, da

er von den in Aussicht genommenen 11 bis 20 Bänden nur zwei vollendete, nicht gänzlich durchführen. Als der so lange verzögerte erste Band endlich erschien, errang derselbe sofort schöne Erfolge. In London wurde das Buch zum Tagesgespräch. Es wies so viel Originalität, Geistesstärke, Fleiß und Unerschrockenheit auf, daß man sich allgemein für den Verfasser interessirte. In Privatkreisen gefeiert, wurde er von der Presse stark angegriffen. Die gemeinverständliche Schreibweise verhalf seinem Werk rasch zu einem großen Absatz. „Hätte ich dunkler geschrieben", sagte er, „so würde ich weniger Zorn erregt haben." Die meisten der seitens der verschiedenen Kritiker gegen die von Buckle vorgebrachten Argumente gemachten Einwendungen heben einander, wenn man sie zusammenstellt, auf. Er las und sammelte alle Kritiken, beantwortete öffentlich — und zwar in einer Anmerkung des zweiten Bandes der „Geschichte" — jedoch blos eine einzige, die er auswählte, „weil dieselbe von einer wunderbaren Unwissenheit zeugt." Ein großer Theil der Angriffe richtete sich gegen seine Lehre, die Entwickelung der menschlichen Gesellschaft sei mehr der Wirksamkeit der intellektuellen Gesetze als der der moralischen zuzuschreiben. In einem Privatbriefe betonte er mit Bezug hierauf, er habe die höhere Wichtigkeit der moralischen Elemente *für das Individuum* zugestanden und leugne diese Wichtigkeit blos in Betreff der Organisation der *Gesellschaft*." Was beim Einzelnen die *oberste* Ursache ist, erscheint in der Masse nur als die *nächstliegende*, während die Wissenschaft immer die *entfernteste* Ursache oder die höchste Verallgemeinerung zu ergründen hat. . . . Ich wiederhole mit Vorbedacht, daß meine Folgerungen von *meinem* Gesichtspunkte aus, d. h. wenn man die *entferntesten* und *höchsten* Ursachen der Zivilisation sucht, unwiderleglich sind. Wenn die allgemein anerkannten und gebräuchlichen Beweisführungsmethoden nicht falsch sind, so bin ich überzeugt, daß ich die höhere Wichtigkeit der intellektuellen Gesetze für den Fortschritt der *Gesell-*

schaft a priori wie a posteriori bewiesen habe. . . . Wenn ich jemanden derart gegen Sie stoße, daß Sie getödtet werden, so ist der Gestoßene allerdings die unmittelbare Todesursache, die eigentliche aber bin ich. In der Wirklichkeit würden Sie Ihr Leben dadurch retten, daß Sie dem Gestoßenen auswichen, im Hinblick auf das Strafgesetz jedoch würden Sie sich an die entferntere Ursache halten und den Stoßenden zur Verantwortung ziehen. Die Wissenschaft muß eben immer von den nächstliegenden zu den entferntesten Ursachen aufsteigen, während es sich in der das Individuum berührenden Praxis des Lebens empfiehlt, die unmittelbaren am meisten zu berücksichtigen. Dieser Widerstreit zwischen Wissenschaft und Praxis oder Kunst liegt vielen meiner Spekulationen zu Grunde."

Aus Buckles nachgelassenen Schriften geht hervor, daß der Einfluß des weiblichen Geschlechts auf den Fortschritt der menschlichen Erkenntnis seine Gedanken in hohem Grade beschäftigte. Als ihn nun der Schriftführer der londoner „Royal Institution" aufforderte, sich den hervorragendeik Männern anzuschließen, die in dieser Anstalt an Freitagabenden Vorträge zu halten pflegen, wählte er das genannte Thema. Er wollte unter anderem nachweisen, daß die meisten tüchtigen Menschen tüchtige Mütter haben und daß die Menschheit durch die Vernachlässigung der weiblichen Erziehung empfindlich geschädigt wird. Er fühlte eben, welch segensreichen Einfluß seine eigene tüchtige Mutter auf seine Entwickelung ausgeübt hatte. Den mit der größten Spannung erwarteten Vortrag hielt er vor einem zahlreichen, begeisterten Auditorium am 19. März 1858 und der Erfolg war ein ungemein glänzender. Man lernte Buckle da von einer neuen Seite, als hochbegabten Redner kennen. Er verhehlte nicht, daß das vollständige Gelingen seiner Jungfernvorlesung ihm viel Vergnügen gewährte. Faraday, Owen und Murchison dankten ihm persönlich für den Genuß, den er ihnen bereitet hatte, und er empfing von vielen Seiten schriftliche Glückwünsche und die Auf-

forderung, den Vortrag zu veröffentlichen. Er that dies denn auch in „Fraser's Magazine". Der Athenäumklub und der Volkswirthschaftliche Klub wählten ihn „in Würdigung seiner literarischen Bedeutung" zum Mitglied.

Den größten Theil des Materials zum zweiten Bande der „Geschichte" hatte Buckle bereits während der Vorstudien zum ersten Bande gewonnen. Da er seine Gesundheit durch eine von Mitte bis Ende 1857 unternommene Reise in Cornwallis und anderen Theilen Englands gestärkt hatte, machte er sich an die Abfassung des zweiten Bandes. Aber seine Studien gewährten ihm nicht mehr die frühere Befriedigung; die zunehmende Krankheit seiner Mutter trat zwischen ihn und sein Glück. Mit Frau Buckle ging es immer mehr abwärts und das griff die Gesundheit ihres Sohnes von neuem an. Um seine quälenden Gedanken einigermaßen abzulenken, nahm er häufig Einladungen zu Diners an. Die treffliche alte Frau, die nichts sehnlicher gewünscht hatte, als es zu erleben, daß ihr Henry Thomas berühmt werde — er widmete ihr den ersten und ihren Manen den zweiten Band der „Geschichte" —, starb am 1. April 1859. Buckles Schmerz war unsäglich und er hat sich von diesem schweren Schlag nicht wieder erholt.

Um diese Zeit schrieb unser Held anläßlich des Erscheinens von John Stuart Mills „Freiheit" einen Essai über diesen großen Denker. Der ausgezeichnete Aufsatz, den er im Mai 1859 in „Frasers Magazine" veröffentlichte, erregte ungeheueres Aufsehen. Er enthielt nämlich den berühmten und glänzenden Angriff Buckles auf den Richter Sir John Coleridge. Dieser Angriff wurde durch die Polemik, die er im Gefolge hatte, zum wichtigsten Moment im öffentlichen Leben Buckles. In Mills „Freiheit" findet sich die folgende Stelle: „Das (englische) Gesetz kennt noch immer Strafen für Meinungsäußerungen, und deren Anwendung ist selbst in unserer Zeit nicht so unerhört, daß nicht die Möglichkeit vorhanden sein sollte, sie könnte eines Tages

wieder vollständig in Kraft treten. Im Jahre 1857 wurde in der Grafschaft Cornwallis ein unglücklicher Mensch, der sonst einen in jeder Hinsicht tadellosen Lebenswandel geführt haben soll, zu einundzwanzig Monaten Kerkers verurtheilt, weil er einige das Christenthum schmähende Worte äußerte und an ein Thor schrieb." In Anbetracht der in England herrschenden Aeußerungsfreiheit war Buckle über diese Mittheilung Mills sehr erstaunt und er ruhte nicht, bis er alle Berichte über den betreffenden Fall, die er auftreiben konnte, gelesen und sich Gewißheit verschafft hatte. Es stellte sich heraus, daß ein armer, sehr braver, allgemein geachteter, fleißiger, einen wirklich „in jeder Beziehung tadellosen Lebenswandel" führender, aber höchst exzentrischer und von fixen Ideen besessener Tagelöhner, Namens Pooley, der gegen die Bibel und das Christenthum einen großen Haß hegte, an ein Thor einige sehr alberne Worte schrieb, in denen er die Bibel mit der Kartoffelkrankheit in einen thörichten Zusammenhang brachte; auch äußerte er mündlich Schmähungen gegen Christus. Da die Dorfbewohner ihn aber allgemein für geistesverwirrt, wenn auch harmlos, hielten, konnte sein Vorgehen weder Anstoß erregen noch schädlich einwirken. Dennoch zeigte ihn ein Geistlicher beim Friedensrichter an und dieser, ebenfalls ein Geistlicher, ließ ihn, statt ihn zu bemitleiden oder ihm eine Rüge zu ertheilen, einsperren und vor die Assisen stellen. Bei der von Sir John Coleridge geleiteten Gerichtsverhandlung hatte der Angeklagte keinen Vertheidiger. Dem Auditorium und den Zeitungsberichterstattern fielen sein starrer Blick, sein ruheloses Wesen und die Zusammenhanglosigkeit seiner Rede auf; der Richter aber wollte keinerlei Anzeichen von Geistesverwirrung wahrgenommen haben; er sprach ihn, ganz im Gegensatz zu der englischen Gepflogenheit in solchen Fällen, schuldig und verurtheilte ihn zu einundzwanzig Monaten Kerkers. Bald mußte Pooley das Gefängniß mit dem Irrenhaus vertauschen.

Eine solche Angelegenheit war begreiflicher Weise geeignet, die ganze edle Entrüstung, deren Buckles energische gerechtigkeits-

liebende Natur fähig war, wachzurufen. Statt stumm zu bleiben, stürzte er sich, gleich Voltaire, mit Hintansetzung seiner Ruhe in den Kampf für die Sache der Freiheit und Wahrheit. Des angegriffenen Richters Freunde standen vor dem Dilemma, zuzugeben, er habe entweder eine Ungerechtigkeit begangen oder seine Unfähigkeit dargethan, — letzteres, indem er die handgreifliche Geistesstörung Pooleys nicht bemerkte und die Zeugenaussagen gegen diesen unwissenden, vertheidigungslosen Menschen so unachtsam erwog, daß die Verhandlung nichts über dessen fixe Ideen einerseits und seinen tadellosen Lebenswandel andererseits zu Tage förderte. Da Buckle nicht annahm, daß Coleridge die Entschuldigung der Unfähigkeit und Unwissenheit für sich in Anspruch nehmen werde, stempelte er die Verurtheilung Pooleys zu einer Ungerechtigkeit, einer Grausamkeit, einem „großen Verbrechen", und stellte den „Schuldigen" — d. h. den Richter — als einen „großen Verbrecher" hin. Kurz, er schleuderte wuchtige Anschuldigungen gegen Coleridge. Selbst wenn dieser, meinte er, nicht gewußt habe, daß Pooley geisteskrank war, bleibe seine Verurtheilung des letzteren eine Grausamkeit, eine „Missethat", denn sie zeuge von religiöser Unduldsamkeit, die dem gegenwärtigen englischen Zeitgeiste widerspreche, gebe Fanatikern ein böses Beispiel, das, wenn wiederholt, vielleicht einmal zur Wiedererstehung des kirchlichen Verfolgungsgeistes führen könnte, und stehe in ihrem Strafausmaß außer allem Verhältnis zur Bedeutung des von Pooley begangenen Vergehens.

Solche Ausfälle konnten selbstverständlich nicht ohne Erwiderung bleiben. Der Sohn des geschmähten Richters und ein anderer Herr — ein anonymer Geistlicher — veröffentlichten im nächsten Heft derselben Zeitschrift polemische Artikel, deren ersterer Buckle zu dem Ausspruch veranlaßte: „Seine Vertheidigung bildet eine vollkommene Rechtfertigung meines Angriffs, und wenn er (Coleridge) mit meinem Vorschlag einverstanden wäre, so wüßte ich nichts Besseres zu thun, als den Angriff und die Vertheidigung

neben einander abdrucken und ihnen eine möglichst weite Verbreitung geben zu lassen." Er nahm sich vor, nicht zu antworten, aber es gährte in ihm zu sehr, als daß er lange hätte schweigen können. Er schrieb unter dem Titel „Offener Brief an einen Herrn" eine Broschüre, die die Polemik über den Gegenstand zum Abschluß brachte, da die Gegenpartei es nicht mehr wagte, zu repliziren. Die Beschuldigung des jungen Coleridge, Buckle sei ein böswilliger Verleumder, erregte mit Recht den Zorn des so selbstlosen Mannes. „Ich darf verlangen, daß man mir Glauben schenke, wenn ich sage, daß ich in dieser Angelegenheit keinen andern Zweck verfolge, als die Förderung der großen und in meinen Augen heiligen Sache der Rede- und Schreibefreiheit. Diese Sache liegt mir am Herzen. . . . . Ich habe mir die Feindschaft seiner Freunde zugezogen und das Mißfallen einer großen Menge von Leuten erregt, die da glauben, ein englischer Richter nehme eine so erhabene Stellung ein, daß er nicht zum Gegenstande persönlicher Angriffe gemacht werden sollte. Ich aber bin der gegentheiligen Ansicht, daß gerade die Erhabenheit, Wichtigkeit und Würde dieser Machtstellung mein Vorgehen rechtfertigt. Wäre der Mann bedeutungslos, so hätte es sich kaum der Mühe verlohnt. . . . . Der allgewaltige, unduldsame Richter, der dem armen, unvertheidigten Taglöhner den Mund zu stopfen trachtet, ist nur der Typus eines sehr alten und sehr verbreiteten Prinzips. In allen Theilen der zivilisirten Welt wüthet derselbe Kampf, und die Frage, ob die Menschen Alles, was sie sagen *wollen*, auch sollen sagen *dürfen*, ist noch unentschieden. Mit andern Worten: es handelt sich darum, ob die Sprache durch die Sprache widerlegt werden soll oder durch die Gewalt; man beschönige die Sache, wie man wolle, — dies bleibt ihr Kern. In der großen Fehde zwischen Freiheit und Unterdrückung hat Sir John Coleridge seinen Standpunkt gewählt, und ich wähle den meinigen. . . . . Ich halte es für recht und billig, daß . . . . bewiesen werde, die Literatur sei auch im Stande, zu bestrafen und sie übe ihren hohen

Beruf am würdigsten aus, wenn sie den Schwachen gegen den Starken vertheidigt und der Welt zeigt, daß sie keine Rücksicht auf die Person kennt und sich nöthigenfalls nicht scheut, die angesehensten und stolzesten Namen zu demüthigen . . . ."

An seine Freundin Emily Shirreff schrieb Buckle über diese Affaire: „. . . . Ich habe alles Niedergeschriebene auch gefühlt und ich würde mich vor mir selbst schämen, hätte ich mich in Anbetracht . . . . der Wichtigkeit des Gegenstandes weniger warm ausgedrückt. . . . Es ist mir nicht bekannt, daß es gute Argumente giebt, die dafür sprechen, daß man seine Gedanken verberge. . . . Ich darf sagen, daß alles, was ich von unseren unerschrockensten und fortschrittlichsten Männern höre, den Beweis liefert, daß mein Angriff auf Coleridge mir die Sympathien Jener gesichert hat, deren Anschauungen dem Zeitalter voraneilen und stetig an Boden gewinnen." Und gegen den Vater seines nunmehrigen Biographen Huth äußerte er mündlich: „Auf nichts in meinem ganzen Leben blicke ich mit solcher Befriedigung zurück wie auf diese Angelegenheit. Seit dem Erscheinen meines Essais werde ich von sehr vielen Leuten, die Unrecht erduldet haben, ersucht, über ihre Fälle zu schreiben. Wollte ich mich jedoch, gleich Don Quixote, darauf verlegen, jede Unbill gutzumachen, so würde ich vielleicht mein Ziel verfehlen, wenn es sich einmal um einen wirklich wichtigen Fall handelte."

Es war ein großes Glück für Buckle, daß die Polemik über die Affaire Pooley ihn sobald nach dem Tode seiner Mutter beschäftigte; sie bot ihm Anregung und Zerstreuung, und er bedurfte dessen in seinem Schmerze; auch war er in physischer Beziehung nur mehr der Schatten seiner selbst, was ihn aber nicht abhielt, abwechselnd in London, Brighton, Margate, Blackheath, Boulogne u. s. w. an der Vollendung des zweiten Bandes seiner „Geschichte" so eifrig zu arbeiten, als seine Schwäche nur immer zuließ. Die Arbeit ging aber so langsam von statten, daß die Drucklegung erst im Januar 1861 begonnen werden konnte. Mitte

Mai verließ das Buch die Presse; damit hörte die Anregung, die ihn noch einigermaßen aufrecht erhalten hatte, auf, und er brach physisch zusammen. Die Erschlaffung seines Nervensystems wurde so drohend, daß die Aerzte ihm vollständige Ruhe und Aufenthalt in stärkender Seeluft verordneten. „Welche Kluft gähnt zwischen meinen Plänen und meinen Kräften!“ schrieb er an die Gattin des berühmten Geschichtschreibers Grote. Er reiste nun nach Margate, Ramsgate, Brighton, Carshalton und machte dann eine mehrmonatliche Tour durch Wales und verschiedene Theile Englands.

Der Absatz der „Geschichte der Zivilisation in England“ steigerte sich nach dem Erscheinen des zweiten Bandes beträchtlich. Von letzterem wurden in drei Monaten dreitausend Exemplare verkauft und vom ersten mußte damals schon eine dritte starke Auflage veranstaltet werden. In Amerika erfolgte ein Nachdruck, in Deutschland, Frankreich, Belgien, Spanien und Rußland erschienen Uebersetzungen. Die russische Regierung verbot das Werk. Schon Mitte September versuchte Buckle wieder zu arbeiten, allein er erkannte alsbald, daß sein Gehirn noch lange keine Anstrengung vertrage. Da der Gedanke, in London einen ganzen Winter müßig zu gehen, ihm unerträglich war, plante er eine größere Reise. Er entschied sich für Egypten: „Das Vergnügen, mit dem ich dem Anblick dieses Landes mit seiner seltsamen, verstümmelten Zivilisation entgegensehe, ist unbeschreiblich; seit Jahren hat mich nichts so sehr erregt wie diese gespannte Erwartung.“ In seiner großen und opferfähigen Freundlichkeit erbot er sich, zwei Söhne seines Freundes Huth — Knaben im Alter von elf und vierzehn Jahren — mitzunehmen. Da er das Reisen für einen nothwendigen und wichtigen Bestandtheil der Erziehung hielt und überdies den pädagogischen Werth seiner persönlichen Einwirkung und Belehrung kannte, hoffte er, in einer günstigen Beeinflussung der Knaben seinen Lohn zu finden für die Mühe und Aufmerksamkeit, die deren gewissenhafte Ueberwachung erfordern mußte. Kaum nach London zurückgekehrt, traf er Reisevorbereitungen und schon am 20. Oktober

1861 schiffte er sich nach Egypten ein, — leider um sein Vaterland nicht mehr wiederzusehen!

Zum ersten Male in seinem Leben waren Kinder seiner Obhut anvertraut. Er kannte seine Verantwortlichkeit und sorgte für das geistige und leibliche Wohl seiner Schützlinge mit einer geradezu Staunen erregenden Wachsamkeit und Aengstlichkeit, wie sie nur ein so herzensguter, gefühlvoller, menschenfreundlicher, starkgeistiger und gewissenhafter Mensch an den Tag legen konnte. Huth theilt zahlreiche Briefe Buckles und der Knaben mit, aus denen zur größten Ver- und Bewunderung des Lesers hervorgeht, wie ungemein ernst ersterer seine Aufgabe nahm, die jungen Leute gesund zu erhalten und moralisch wie geistig zu fördern. Leider verbietet uns Raummangel, auf die von ihm eingeschlagene, höchst bezeichnende und werthvolle Unterrichts- und Erziehungsmethode näher einzugehen. Hierin, wie in den Vorsichtsmaßregeln, die er wegen seiner eigenen Gesundheit ergriff, zeigte er sich in allen Stücken als ein durch und durch praktischer Mensch, der es verstand, seine theoretischen Kenntnisse im täglichen Leben zu verwerthen. Er scheute keine Kosten, um sich und den Söhnen seines Freundes die Reise möglichst bequem, angenehm und nutzbringend zu machen. Die Folge war, daß die Gesundheit der drei Reisenden sich erheblich besserte und daß Buckles geschädigte Geisteskräfte sich rasch erholten: „Ich kann jetzt große Probleme mit einer Sicherheit erfassen, von der ich zu einer Zeit bereits fürchtete, sie auf immer verloren zu haben. Ich fühle, daß ich denn doch berufen bin, noch manches zu leisten." Sehr viel Zeit verwandte er auf die Jagd nach Antiquitäten, deren er viele hunderte an sich brachte. Er katalogisirte alles genau und schrieb die Daten des Katalogs bei der Verpackung auf das jeden einzelnen Gegenstand umhüllende Papier. Zwei mit Alterthümern gefüllte Kisten schickte er nach Hause und er trug sich mit der Absicht, aus seinen Sammlungen in seinem Hause ein Museum zu machen, das ihm bei seinen Kulturstudien hätte zu statten kommen sollen. Er

liebte es, die Werkzeuge und Waffen des Alterthums mit denen der Neuzeit zu vergleichen und ging in seinem Interesse für die Denkmäler der altegyptischen Zivilisation so weit, daß er oft äußerte, er würde, falls er reich genug wäre, sämmtliche vorhandene Hieroglyphen kopiren lassen.

Da ihm der Aufenthalt in Egypten so sehr wohlthat, entschloß er sich, auch nach Palästina und Syrien zu gehen. Einen Ausflug nach Nubien — den so wenige Egyptenreisende wagen — hatte er schon im Dezember in Folge seiner praktischen Vorkehrungen glücklich durchgeführt. Um mit der Bevölkerung Klein-Asiens sprechen zu können, begann er — obgleich er einen eigenen Dolmetsch mit sich führte — das Studium des Arabischen, doch mußte er es als für sein Gehirn noch zu sehr anstrengend bald aufgeben. Nach viermonatlichem Aufenthalt in Egypten trat er in Begleitung der zwei Huth'schen Knaben, eines Herrn Glennie, eines Dragomans, eines Kochs und einer starken Eskorte von Scheiks, Kameeltreibern u. s. w. die Wüstenreise von Suez nach Palästina an. In Jerusalem zog er sich durch den Aufenthalt in einem ungesunden Hôtel — eine Privatwohnung konnte er nicht auftreiben und für das Zeltleben war das Wetter zu schlecht — ein schleichendes Fieber zu, das zuerst in Nazareth, dann in Sidon und Beirut zum Ausbruche kam. Er wurde von den Aerzten und von sich selbst falsch behandelt und konnte es trotz seiner Halsschmerzen und seiner großen Schwäche nicht über sich bringen, die Reise zu unterbrechen oder gänzlich aufzugeben. Namentlich war es ihm darum zu thun, Damaskus, den Gegenstand seiner Jugendträume, zu sehen. Von dort aus wollte er nach Beirut zurückkehren, sich hier nach Triest einschiffen, einen Monat in Graz zubringen und Ende Juli in Wien mit den Eltern der seiner Obhut anvertrauten Knaben zusammentreffen. Die berühmte Aussicht vom Hermon herab ergriff ihn tief und er rief aus: „Dies ist alles werth, was es mich gekostet hat!" Es kostete ihn auch noch das Leben, denn in Damaskus starb er

schon wenige Tage nach seiner Ankunft: am 29. Mai 1862. Er wurde auf dem dortigen protestantischen Friedhof begraben und vier Jahre später ließ seine einzige ihn überlebende Schwester ihm ein Grabmal errichten.

Das reiche Material, das Buckle für die weiteren Bände seiner großartig angelegten „Geschichte der Civilisation in England" gesammelt hatte, wurde zehn Jahre nach seinem Tode von Miß Helene Taylor geordnet und zusammen mit seiner Vorlesung, seinem Essay über Mill und dem „Brief an einen Herrn" unter dem Titel „Miscellaneous and Posthumous Works of H. Th. Buckle" herausgegeben. Die Sammlung besteht naturgemäß fast ausschließlich aus Bruchstücken, deren bemerkenswertheftes die „Fragmente über die Regierung der Königin Elisabeth" sind.

III.

Die in der „Geschichte der Zivilisation in England" zu Tage tretenden Eigenschaften — Kühnheit der Verallgemeinerungen, weitumfassender Blick, erstaunliche Gelehrsamkeit, ausgezeichnete Schreibweise — sowie die Ankündigung, daß jene zwei dicken Bände blos der Anfang einer Einleitung zu einem großartig angelegten Werk seien, — all' dies mußte große Aufmerksamkeit erregen. Die Art, wie Buckle seine, alle alten Vorurtheile und Ueberlieferungen außer Acht lassenden Ideen zum Ausdruck brachte, fesselte das unbefangene große Publikum, erzürnte aber die gedankenträgen „Denker", die sich über jeden Stein entsetzten, der ihre Schablone aus dem Geleise zu bringen droht. Aber nicht nur die Theorien Buckles, sondern auch die Schönheit seines Bruchstückes rief seitens Unachtsamer Angriffe hervor. Von der Trefflichkeit der Umrisse verleitet, legte Mancher an diese den Maßstab eines fertigen Gemäldes an und urtheilte danach: „Buckle hat

dieſes und jenes nicht bewieſen; er hat es unterlaſſen, dieſes zu erwähnen; er hat vergeſſen, jenem den nöthigen Nachdruck zu verleihen." Als ob das Werk vollendet und die Beweisführung abgeſchloſſen wäre! Hatte doch Buckle ſeine Leſer ſchon am Ende des erſten Bandes erſucht, „ihr endgiltiges Urtheil bis zum Schluſſe zu verſchieben, da ihnen der Gegenſtand erſt dann in einer alle Seiten deſſelben berückſichtigenden Beleuchtung vorliegen wird." In der „Einleitung" wollte er ſich ja abſichtlich auf die Ergründung der den Fortgang der Ziviliſation regelnden Geſetze beſchränken. Die deduktive Anwendung und Nachweiſung derſelben auf die und in der Praxis des Lebens behielt er ſich für das eigentliche Werk vor. Dort ſollte ihm die Geſchichte Englands als eine Reihe von Belegen für die Richtigkeit ſeiner auf induktivem Wege erlangten theoretiſchen Entdeckungen dienen; erſt dort wollte er Fragen der praktiſchen Nützlichkeit erörtern, und den Zuſammenhang zwiſchen den Leiſtungen der Wiſſenſchaft und der Ausbildung der Lebenskunſt darlegen. Die „Einleitung" ſollte ausſchließlich theoretiſchen Unterſuchungen gewidmet ſein. Hätte er ſie — es wäre dazu nur noch Ein Band erforderlich geweſen — vollendet, ſo beſäßen wir an ihr ein nicht minder vollſtändiges Werk wie an Comtes „Philosophie positive", d. h. wir hätten eine Philoſophie der Geſchichte ohne die eingehenden hiſtoriſchen Beweiſe.

Höchſt ungerechtfertigt iſt auch der von mancher Seite gegen Buckle erhobene Vorwurf des gänzlichen Mangels an Originalität; es hat ſogar Stimmen gegeben, die ſich nicht ſcheuten, die „Geſchichte der Ziviliſation in England" eine Kompilation zu nennen! Wie thöricht! Es kommt eben ganz darauf an, was man unter Originalität verſteht. „Gänzliche Unabhängigkeit von den Arbeiten Anderer" iſt ein Ding der Unmöglichkeit. Kein Künſtler oder Schriftſteller kann ſich von fremden Einflüſſen — ſeien es die von Vorgängern oder von Thatſachen oder anderen Vorbildern — freihalten. Man kann alſo derlei auch von Buckle nicht erwarten. Wer mit Emſigkeit und Geduld alles, was in ſeinem Fache ge-

leistet worden, studirt, Thatsachen sammelt, sie verallgemeinert, in das Wirrwarr Ordnung bringt, einen auf diese Studien gestützten logischen Prozeß ununterbrochen und klar abwickelt, kurz, seine Leistungen auf frühere Forschungen basirt, dem kann, wenn er dann etwas Neues, Harmonisches zustande bringt, Originalität ebenso wenig abgesprochen werden, wie etwa dem Erbauer des Parthenon, der ja doch von egyptischen und assyrischen Mustern stark beeinflußt war und dennoch ein originales Bauwerk herstellte. Bei Buckle begegnen wir, wie bei jedem andern Genie, vielen einzelnen Aehnlichkeiten mit seinen Vorgängern, im Allgemeinen jedoch ist sein Werk ebenso neu und original, wie irgend eine bisherige Leistung eines Genies.

Samuel Johnson räth denjenigen, die den Beruf zur Schriftstellerei in sich fühlen, nicht lange mit dem Schreiben zu zögern, da man später aus Mangel an Uebung leicht in die Lage kommen kann, seine Gedanken nicht mehr gut ausdrücken zu können. Aber Buckle bewahrte sich durch Fleiß und Uebung gegen den Eintritt dieser Möglichkeit. Obgleich an und für sich mit einem klaren, logischen Stil begabt, wollte er sich in einem so wichtigen Punkte nicht auf die Natur allein verlassen, sondern machte lange Zeit vier Stunden täglich Stilstudien. Er las einige Seiten eines meisterhaft geschriebenen englischen Werkes und schrieb dann den Inhalt aus dem Gedächtnis nieder; das Geschriebene verglich er mit dem Gedruckten, um zu entdecken, „an welchen Stellen ich schlechter schrieb als die Betreffenden.“ Zu demselben Zwecke las er die Werke der größten französischen Stilkünstler. Noch nach der Veröffentlichung des ersten Bandes seiner „Geschichte“ setzte er seine Bemühungen um die Verbesserungen seiner Schreibweise und die Erweiterung seines Wortschatzes emsig fort. Die gute Folge war, daß er sich einen ungemein klaren, fließenden Stil aneignete, der den Leser unwiderstehlich mit sich fortreißt. Wenn er im Schreiben begriffen war, ging er nachdenkend auf und ab, bis er im Kopfe einen ganzen Absatz fertig hatte, den er dann

sitzend niederschrieb. Satz um Satz komponirte er schon deshalb nicht, weil er an einer solchen Schreibweise etwas Zerrissenes, Unzusammenhängendes fand. Aus demselben Grunde machte er in seinen Manuskripten keine Korrekturen; wenn ihm etwas, das er geschrieben, nicht gefiel, schrieb er es lieber ganz um, als daß er Aenderungen vorgenommen hätte. Große Theile der „Geschichte der Zivilisation in England" — namentlich die glänzenden Kapitelschlüsse — wurden mehrmals umgeschrieben, ehe sie ihre endgiltige Gestalt annahmen. Kein Wunder daher, daß in seinen Schriften keine steife Stelle zu finden ist und daß sie von jeder Manierirtheit frei sind. Buckles Stil bringt die gewünschte Wirkung genau in dem jeweilig gewünschten Maße hervor. Gewöhnlich erhebt er sich zu feuriger Beredsamkeit und selbst in solchen Fällen sucht Buckle nicht so sehr durch den Tonfall langer, fremdartiger Worte, als vielmehr durch die Wahl angemessener Redefiguren zu wirken.

Buckle war nicht verheirathet. Schon zu siebzehn Jahren verliebte er sich in ein Bäschen, das sich aber mit einem andern Vetter verlobte. Henry forderte seinen glücklichen Nebenbuhler zu einem Zweikampf heraus, dessen unmittelbares Ergebnis man nicht kennt, der aber offenbar zu Gunsten des Bräutigams ausfiel, denn dieser bekam die Cousine. Bald darauf verliebte Buckle sich in eine andere Cousine, ein edelmüthiges, großherziges und überdies sehr reiches Mädchen, das ihm ebenfalls zugethan war. Sie waren zusammen aufgewachsen; sobald aber ihre Mütter das Wachsen der gegenseitigen Zuneigung wahrnahmen, thaten sie — um eine Ehe zwischen Blutsverwandten zu verhindern — alles Mögliche, um dieselbe zu unterdrücken. Die Folge war, daß Buckle nach dem Tode seiner Mutter allein dastand und Niemanden um sich hatte, der ihm den für ihn wahrhaft schrecklichen Verlust hätte ersetzen können. Und später heirathete er nicht, weil er den Entschluß gefaßt hatte, keine Ehe einzugehen, ohne sich vorher ein Jahreseinkommen von mindestens 3000 Pfund Sterling gesichert

zu haben. Seine Begriffe von Erziehung waren eben sehr hohe und ihre Durchführung wäre allerdings sehr kostspielig gewesen, wenn er mehrere Kinder gehabt hätte — das zeigte sich auf seiner Orientreise mit Huth und dessen Bruder —; und er rechnete nicht auf eine entsprechende Mitgift: „Ich erwarte bei meiner Frau so viele gute Eigenschaften, daß ich nicht auch noch auf Geld Anspruch machen kann."

Bei all seinen idealen Grundsätzen war Buckle ein äußerst praktischer Mensch. In seinen Rechnungen liebte er die größte Genauigkeit. Seine Gelder wußte er vortheilhaft anzulegen und auch seinen Freunden ertheilte er gute finanzielle Rathschläge. Alles, was er kaufte, bezahlte er baar und er ließ sich jedesmal Kassarabatt geben. Seine Jahresrente betrug beiläufig 1500 Pfund Sterling, wovon er etwa den fünften Theil auf den Ankauf von Büchern verwandte. Man hat ihm mehrfach den Vorwurf des Geizes gemacht, allein Huth widerlegt denselben auf das Ueberzeugendste. Freilich wirthschaftete er mit seinem Vermögen haushälterisch und sparte, wo es sich um unnütze Dinge handelte, aber nur, um für den Fall größerer und wichtiger Bedürfnisse ein Mehr übrig zu haben und Wohlthaten ausüben zu können. Freunden gegenüber war er außerordentlich zuvorkommend und gefällig. Bedürftigen erwies er sich als energischer Helfer, wenn er seine Wohlthaten auch nicht an die große Glocke hängte. Allerdings übte er nicht die bequeme falsche „Wohlthätigkeit", durch die so viel Unheil gestiftet wird. Sprach ihn ein Bettler in der Straße an, so erbat er sich dessen Namen und Adresse; in neun von zehn Fällen machte man ihm falsche Angaben; „aber," äußerte er, „obgleich das Durchwandern der engen, schmutzigen Gäßchen mir sehr unangenehm war, belohnte mich das Vergnügen, im zehnten Falle einer hungernden Familie Brot gegeben zu haben, reichlich für meine Mühe." Dabei nahm ihm seine Wohlthätigkeit nicht einmal viel Zeit weg, denn er ging ohnehin prinzipiell in jedem Wetter täglich sieben englische Meilen

spazieren und konnte daher mehrere Fliegen mit Einem Schlage töten. Wäre er geizig gewesen, so hätte er auch nicht die ihm gemachten Anträge, für Zeitschriften gegen ein Honorar von hundert Mark pro Seite Essais und Tagesartikel zu schreiben, abgelehnt.

Buckle war ein höchst anziehender Gesellschafter und in der Konversation keineswegs wortkarg. Er plauderte gern über alles und jedes. Seine Gesprächsweise war eine glänzende und sie blieb dieselbe, ob er sich nun unter vertrauten Freunden befand, bei denen er sich wie zu Hause fühlte, oder in großer Gesellschaft, wo ein konversationeller Erfolg Ruhm bedeutete. In ganz vertrautem Verkehr ließ er das ernste Gespräch über die großen Themata, an die er fast ununterbrochen dachte, mit einer gewissen kindischen Scherzhaftigkeit abwechseln. Er benahm sich in Gesellschaft einfach und ruhig, doch regte ihn die Konversation leicht auf. Seine Gespräche waren Ergüsse eines gereiften, ernsten Geistes; sie enthielten mehr Wesenheit als Witz, mehr aus Büchern Geschöpftes als persönlich Beobachtetes. Er gehörte nicht zu den Tischrednern, die dem Grundsatz huldigen: „Glissez, mais n'appuyez pas." Er ging den Dingen gern auf den Grund; sah er aber, daß ein Gesprächsgenosse auf einem jede Einigung ausschließenden Boden stand, so ließ er den Gegenstand fallen und lenkte das Gespräch auf etwas Anderes. Die Art, wie er dies that, erregte mitunter Anstoß; auch langweilte er Unbetheiligte nicht selten, indem er bei einem Gegenstande so lange verweilte, bis eine Konversation in eine Debatte überging. Ihm war es immer darum zu thun, die Wahrheit zur Geltung zu bringen, und wenn er sie zu wissen glaubte, so hielt es schwer, ihm begreiflich zu machen, daß, während er sie darlegte, Andere ungeduldig werden könnten. Einerseits liebte er also das Debattiren und war zum Selbstbewußtsein geneigt, andererseits aber war sein Temperament während des Debattirens ein vortreffliches und er

zeigte sich stets als ein gerechtigkeitsliebender Gegner und ein höchst aufmerksamer Zuhörer.

In der Konversation und bei seinen Arbeiten wurde er von einem wunderbaren Gedächtnis, das an das Macaulay'sche erinnert, auf's Wirksamste unterstützt. Er wußte viele Seiten aus den großen englischen Prosaschriftstellern auswendig und rezitirte Stelle um Stelle mit derselben Leichtigkeit wie Andere Gedichte deklamiren. Von der Poesie pflegte er zu sagen, daß sie sich seinem Gedächtnisse gleichsam von selbst einpräge. Und es hatte in der That den Anschein, als ob die Meisterwerke der englischen Dichtkunst ihm ohne jede Mühe in Fleisch und Blut übergegangen wären. Auch einen Theil der vornehmsten Werke der französischen Literatur wußte er auswendig. Er deklamirte schöne Stellen oft mit so großem Entzücken, daß dadurch sonst Gleichgiltige hätten angesteckt werden können. Das Vergnügen, ihm zu lauschen, wurde beträchtlich erhöht durch die schöne Biegungsfähigkeit seiner außerordentlich wohlklingenden Stimme. Aber er war so vorsichtig, daß er sich niemals ausschließlich auf sein Gedächtnis verließ. Wie bereits bemerkt, füllte er jedes Buch, das er las, mit Randnoten an und schrieb oft den ganzen Inhalt in Kürze nieder Jedes Zitat in seiner „Geschichte" verglich er nach Empfang der Korrekturbogen mit den Originalquellen. Er trug ein kleines Notizbuch bei sich, in das er gewisse Daten und Zitate, an denen ihm besonders viel gelegen war, einzutragen pflegte, die er dann auf seinen Spaziergängen von Zeit zu Zeit durchlas. So ausgedehnt der Kreis seiner Lektüre auch war, er verdaute alles auf's Glücklichste und konnte erforderlichen Falles jeden Augenblick davon Gebrauch machen. Zum Unterschiede von Jenen, deren Gedanken durch vieles Lesen nur verwirrt werden, wuchsen seine geistigen Kräfte desto mehr, je mehr er las.

Auf seinen Reisen sprach er überall mit Sicherheitswächtern und Schullehrern. Er fragte, welche Verbrechen in der betreffenden Gegend vorherrschen und stieß in ganz England so ziemlich auf

dieſelben Ergebniſſe, was ihn zu der ſcherzhaften Bemerkung veranlaßte, daß die Menſchen „ſo wenig Phantaſie“ haben. In großen Städten durchwanderte er, um die Volksſitten anſchaulich kennen zu lernen, die ſchlimmſten Viertel; er meinte, in die Rubrik „Sitten“ ließe ſich notiren: „Keine“. Als man ihm einwandte, ſolche Wanderungen hätten einen ſo ſchwachen Menſchen in Gefahr bringen können, erwiderte er, daß ſeine hohe Geſtalt und ſein dicker Stock ihm wohl Achtung verſchafften und überdies habe er ſich immer in der Mitte der Gaſſen gehalten, um den Leuten weniger Gelegenheit zu geben, einen Streit anzufangen. Er erachtete es als nothwendig, alles, worüber er ſchrieb — namentlich hinſichtlich Englands —, mit eigenen Augen zu ſehen, falls dies irgendwie thunlich war. Darum hatte er während ſeines Aufenthalts in Egypten den Entſchluß gefaßt, nach Beendigung des Unionsbürgerkrieges Nordamerika, Mexiko, Peru, Chili, Japan, China und Indien zu beſuchen. Auf einer ſeiner Wanderungen pries ein gebildeter Dorflehrer ihm gegenüber die Unerſchrockenheit der Verfaſſer des berühmten Buches „Essays and Reviews“ und fügte hinzu: „Aber es gibt einen noch muthigeren Autor, von dem Sie gehört und deſſen Buch Sie geleſen haben dürften: Buckle“. — „Was hat der geleiſtet?“ fragte der Unerkannte. — „Wie! Sie kennen Buckle nicht?“ Und der Lehrer ſchien vor dem Fremden förmlich die Achtung zu verlieren, weil derſelbe nicht zu wiſſen ſchien, wer Buckle ſei. Dieſer beeilte ſich daher, zu ſagen: „Buckle? O ja, ganz gewiß kenne ich den“ und ſeiner Wege zu gehen, ohne ſich — wie charakteriſtiſch für ihn! — zu erkennen zu geben.

Buckle erlernte neunzehn Sprachen: engliſch, deutſch, franzöſiſch, italieniſch, ſpaniſch, portugieſiſch, holländiſch, däniſch, ruſſiſch, ſchwediſch, vlämiſch, walloniſch, isländiſch, frieſiſch, maoriſch, angelſächſiſch, lateiniſch, griechiſch, hebräiſch. Die ſieben erſtgenannten hatte er ſehr gut inne; er konnte in ihnen mit Leichtigkeit ſprechen und ſchreiben. Der übrigen war er zur Genüge mächtig, um ſie

ohne Mühe zu verstehen und das war für ihn die Hauptsache; es kam ihm bei der Erlernung fremder Sprachen vor Allem darauf an, die in ihnen geschriebenen Werke lesen zu können. Das Sprechen dünkte ihm weniger wichtig, da er der Ansicht war, daß man mit dem Französischen durch ganz Europa kommen könne. Und weil er das Erlernen fremder Sprachen nur als Mittel zum Verständnis fremder Literaturen schätzte, las er ausländische Werke, wenn thunlich, lieber in Uebersetzungen, denn das gehe rascher, meinte er, und das Original könne im Nothfalle noch immer zu Rathe gezogen werden.

Sehr lange vor seinem ersten Auftreten als Schriftsteller war Buckle ein Schachspieler von europäischem Rufe. Man kannte ihn bereits im Alter von 21 Jahren in verschiedenen Ländern als einen ungemein tüchtigen „Schachisten" von beträchtlicher Kombinationsfähigkeit. Ueberhaupt war Buckle stolz auf sein Geschick in allen Verstandsspielen. Sein Whistspiel hielt er selbst für noch besser als sein berühmtes Schachspiel. Der bekannte Schachist Kennedy hat gesagt, daß Buckle beim Schachspiel die Phantasie eines Dichters entfaltete, dieselbe aber den Geboten eines logischen Urtheils unterwarf. Er gewährte vorzüglichen Spielern große Vortheile, gab ihnen Thürme und Springer vor und erzielte dennoch merkwürdige Erfolge. Zu einer Zeit, da er, um Zeit zu gewinnen, sein Gabelfrühstück während seiner Spaziergänge zu verzehren pflegte, brachte er das Opfer, als Mitglied des Ausschusses des großen Schachturniers zu fungiren, das 1851 aus Anlaß der ersten Londoner Weltausstellung stattfand. Er besiegte bei dieser Gelegenheit eine Reihe der hervorragendsten Spieler Europas, und Huth ist der nicht unbegründeten Ansicht, daß Buckle damals der beste Schachist der ganzen Erde war. Er war wohl das einzige Beispiel eines Dilettanten, der, obgleich er nur zu seinem Vergnügen zu spielen pflegte und sich niemals mit theoretischen Studien abgab, so große Erfolge errang. Aber bei aller Liebe zum Schachbrett betheiligte Buckle sich nie wieder

an öffentlichen Wettspielen, denn die Schachturniersiege von 1851 kosteten ihn viel mehr Zeit und Aufmerksamkeit, als er an solche „frivolen Triumphe", wie er es nannte, zu wenden willens war.

Wir schließen, wie wir begonnen, mit einem melancholischen Geständnis Buckles, das wir dem düsteren, aber herrlichen Schluß des vierten Kapitels des zweiten Bandes seiner „Geschichte" entnehmen und das wie eine Vorahnung des ihn erwartenden Geschickes klingt:

„... Er mühe sich noch so sehr ab, — seine Sonnenzeit, der Mittag seines Lebens wird dahinschwinden, er wird alt werden und von hinnen gehen müssen, ohne daß seine Hoffnung auf Vollendung seiner Arbeit in Erfüllung ginge. Den Grund wird er vielleicht gelegt haben, aber erst seine Nachfolger werden den Bau zu Ende führen.... Wie auch nicht? Erfordert doch ein solches Werk nicht nur mehrere Geister, sondern auch die Erfahrung mehrerer Geschlechter! Ich gestehe, daß ich einst anderer Ansicht war. Als ich zum ersten Male das ganze Gebiet des Wissens überblickte und dessen einzelne Theile sammt ihren Beziehungen zu einander, wenn auch unklar, unterscheiden zu können glaubte, riß mich die überwältigende Schönheit dieses Bildes so sehr hin, daß mein Urtheilsvermögen sich trübte und ich mich für fähig hielt, nicht nur die Oberfläche zu beherrschen, sondern auch in die Einzelheiten einzudringen. Ich ahnte damals nicht, wie sehr der Gesichtskreis sich erweitern, wie weit er zurückweichen kann und wie vergeblich es ist, nach den nebelhaften Gestalten haschen zu wollen, die zerfließen und in der Ferne verschwinden. Jetzt weiß ich nur zu gut, daß ich von Allem, was ich zu vollbringen hoffte, nur einen sehr geringen Theil ausführen kann. Meine Pläne enthielten viel des Phantastischen, vielleicht auch des Thörichten. Möglicherweise lag in ihnen auch ein sittlicher Fehler, nämlich die Anmaßung der Stärke, die außer Stande ist, ihre eigene Schwäche einzusehen. Dennoch kann ich es auch jetzt, da

meine Absichten vereitelt sind, nicht bereuen, in ihnen geschwelgt zu haben; im Gegentheil, könnte ich sie wieder aufleben lassen, ich thäte es sehr gern, denn solche Hoffnungen gehören jener frohen, sanguinischen Lebenszeit an, ... da der Ehrgeiz noch keine Qual, sondern ein Vergnügen ist, da man der Schwierigkeiten nicht achtet und die Hindernisse nicht wahrnimmt, da man die Bitternisse der Enttäuschung noch nicht kennt. ... Es ist schmerzlich, solche Geständnisse machen zu müssen; allein ich glaube sie dem Leser zu schulden, denn ich will nicht, daß er erwarte, ich könne in diesem Bande oder im weiteren Verlaufe meines Werkes mein Versprechen halten und mein Vorhaben ausführen. Allerdings hoffe ich, etwas zu leisten, das das Interesse der Denker unserer Zeit wachrufen und vielleicht der Nachwelt als Grundlage, auf der sie weiter bauen kann, dienen wird; aber es wird jedenfalls nur ein Bruchstück dessen sein, was ich zu leisten *gedachte*."

Biog.

Charles Bradlaugh.

(1881.)

Vergeblich sucht man den uns als Ueberschrift dienenden Namen in den bisherigen Auflagen der Konversations-Lexika Frankreichs oder Deutschlands, wahrscheinlich, weil er eine außerenglische Berühmheit erst seit kurzer Zeit erworben hat. Und doch ist er ein sehr bedeutender Mann, nicht so sehr als Autor oder Denker, wie vielmehr als Mensch; er hat durch die Willensstärke, die das Hauptmerkmal seines Charakters ist, Wunder gewirkt, nicht nur für seine eigene Laufbahn, sondern auch für sein Land und sein Volk im allgemeinen und für seine Ansichten im besondern. Würde es sich schon vermöge der Rolle, die er in der geistigen Bewegung Englands seit einem Vierteljahrhundert spielt, lohnen, Näheres über ihn zu erfahren, so tritt dazu noch der für seine Biographen sehr günstige Umstand, daß Bradlaughs Lebenslauf ein ungemein interessanter, abenteuerlicher, wechselvoller und lehrreicher ist. Dem auswärtigen Leser dürfte eine Erzählung dieses Lebenslaufes gerade gegenwärtig um so willkommener sein, als Bradlaugh seit anderthalb Jahren infolge seiner Kämpfe zur Erlangung seines Parlamentssitzes und zur Wahrung der verfassungsmäßigen Rechte der Wählerschaft Englands allenthalben großes Aufsehen erregt.

Bradlaugh erblickte den Nebel Londons zuerst am 26. September 1833 in der Vorstadt Hoxton, hat also sein achtund-

vierzigstes Lebensjahr hinter sich. Sein in ärmlichen Verhältnissen lebender Vater — er war während des größten Theiles seines Lebens mit sehr geringer Bezahlung bei einem Rechtsanwalt in der City als Schreiber angestellt — konnte ihn nicht studiren lassen; Karl besuchte nur Volksschulen und wußte in seinem elften Jahre, als seine „Ausbildung" ein Ende nahm, nicht viel mehr als Lesen, Schreiben und Rechnen. Was er seither gelernt, hat er sich ausschließlich als Autodidakt angeeignet, und er hat erstaunlich viel gelernt! Als Kind liebte er es sehr, zu spielen. Seine erste Beschäftigung mit der Politik bestand darin, daß er als zehnjähriger Knabe ein Werk Cobbetts las, und seine erste politische „That" war, daß er nach langem Zögern und Zagen vier Pfennige seines Vesperbrotgeldes auf den Ankauf eines Exemplares der „Charte" des in den vierziger Jahren bestandenen Chartistenbundes verwandte. Die Lektüre dieses geschichtlich berühmt gewordenen Dokumentes machte jedoch auf den jungen Bradlaugh so wenig Eindruck, daß er ohne weiteres zu seinen Spielen zurückkehrte. Am liebsten spielte er mit Hilfe von Papierpuppen Theater, oder er veranstaltete Militärgefechte. Da Zinnsoldaten für ihn zu kostspielig waren, sammelte er alle alten Stahlfedern, deren er habhaft werden konnte und steckte sie aufrecht in einen Holztisch; die größeren stellten die Kavallerie, die kleineren die Infanterie, Papierknäulchen die Kanonenkugeln vor.

Doch durfte er sich diesen kindlichen Beschäftigungen nicht allzu lange hingeben, denn schon in seinem zwölften Jahre trat an ihn die Aufgabe heran, sich sein Brot zu verdienen. Zunächst wurde er Laufbursche bei dem Prinzipal seines Vaters. Zwei Jahre später rückte er zum Schreiber und Kassirer eines Kohlengeschäftes vor. Die Reden, die er auf den Chartistenmeetings, denen er beiwohnte, hörte, riefen in ihm die Erkenntnis seiner eigenen Unwissenheit wach, und diese Erkenntnis veranlaßte ihn, in seinen freien Stunden emsig zu lesen und zu lernen. In religiöser Hinsicht war er ein fleißiger Kirchenbesucher und so

fromm, daß man ihn zum Sonntagsschullehrer machte. Er hätte sich wahrscheinlich als eifriger Christ weiterentwickelt, würde nicht der Fanatismus eines Geistlichen seinem Leben eine ganz andere Wendung gegeben haben. Der Bischof von London sollte in dem betreffenden Stadttheil eine Konfirmation vornehmen und des jungen Bradlaugh Seelenhirt, ein gewisser Mr. Packer, beauftragte ihn, sich zur Ertheilung von Antworten auf die muthmaßlichen Fragen des Bischofs vorzubereiten. Gehorchend, verlegte er sich auf das Studium der 39 anglikanischen Glaubensartikel und der Evangelien. Da ihm Widersprüche auffielen, bat er Packer schriftlich um Hilfe in der Ueberwindung dieser Schwierigkeiten. Statt die gewünschte Aufklärung zu geben, enthob der Pfarrer den Briefsteller seines Lehramtes und meldete dessen Eltern, ihr Sohn sei atheistisch beanlagt. Der junge Tiger hatte Blut gekostet; während der drei Monate, auf die er ursprünglich von der Sonntagsschule suspendirt war, weigerte er sich, in die Kirche zu gehen, und er begann, seine Sonntage fast ausschließlich auf Volksversammlungen zu verbringen, wo er sich mit jugendlichem Feuereifer an den Religionsdebatten betheiligte. Anfänglich vertrat er den orthodox-christlichen Standpunkt, später sprach er in deistischem Sinne. Allmählich zwangen ihn seine Denkübungen, einen Glaubenspunkt nach dem anderen aufzugeben; nach einer öffentlichen Diskussion mit dem Freidenker Savage bekannte er sich geschlagen und trat definitiv ins Lager der Freidenker über. Schließlich wurde er auch noch ein sogenannter Teetotaller.*)

Hierdurch wurde er dem Mr. Packer vollends ein Dorn im Auge und dieser ehrwürdige Herr stiftete im Einvernehmen mit Bradlaugh senior den Chef Karls an, diesem zu sagen, er müsse, wenn er nicht seine Stelle verlieren wolle, binnen drei Tagen

*) So nennt man Jemanden, der sich mit Wort und Handschlag verpflichtet, absolut keinerlei geistiges Getränk zu sich zu nehmen. Die zahlreiche Anhänger besitzende Teetotaller-Bewegung ist ein Ergebnis des Rückschlages gegen die in England bekanntlich in hohem Grade herrschende Trunksucht. Das Wort „Teetotaller" könnte man etwa mit „Enthaltsamkeitler" übersetzen. L. K.

seine Anschauungen widerrufen. Zu stolz, letzteres zu thun, zog der arme Knabe es vor, seinen Brotherrn und sein Elternhaus freiwillig zu verlassen und sich in den Strudel der hartherzigen Welt zu stürzen. Sein ganzes Vermögen bestand aus den Kleidern, die er auf dem Leibe hatte. Was beginnen? Glücklicherweise hatte er sich als Volksredner in Chartistenkreisen bereits einigermaßen bekannt gemacht und er wandte sich jetzt an einen Herrn Jones, von dem er wußte, daß er seine Ansichten theile. Obgleich selber arm, gewährte Jones ihm auf eine Woche Gastfreundschaft. Sodann wollte er Kohlenagent werden. Da er jedoch ganz unbemittelt war und die Kohle daher nicht kaufen konnte, mußte er von seinen Kunden das Geld im vorhinein verlangen, was natürlich nicht Jedermann paßte. Dennoch hätte er kleine Geschäfte machen können, wären ihm nicht intolerante Denunzianten hinderlich in den Weg getreten. Seine Hauptkundin, eine gutmüthige Bäckerin, an deren Aufträgen er wöchentlich zehn Schilling verdiente, wollte nichts mehr von ihm wissen, als sie durch einen anonymen Brief erfuhr, er sei Atheist, und er, zur Rede gestellt, ehrlich genug war, es nicht zu leugnen. Nach dem Abfall der Bäckerin mußte er den Kohlenhandel aufgeben und er versuchte nun, Agent für bockslederne Hosenträger zu werden. Der wohlwollende Wirth gab ihm jeden Morgen beim Abholen der Muster ein Frühstück, jeden Abend beim Zurückbringen derselben ein Vesperbrot; da er fortwährend sah, daß Bradlaugh fast nichts verkaufen konnte, diente die Ware ihm offenbar nur als ein Vorwand, unter dem er ein Opfer religiöser Unduldsamkeit auf zarte Weise unterstützte.

Während dieser geschäftlichen Experimente wohnte der junge Mann bei der Wittwe des bekannten Freidenkers Richard Carlile. Ihrer großen Armuth halber bildete Reis die Hauptnahrung dieser Familie; nur an den Tagen, da der französische Sprachlehrer — ein bemittelter Philantrop — kam, um unentgeltlich zu unterrichten, gab es Fleisch, das dieser — unter dem Vorwande, daß

er sich ungebeten zum Speisen einlud — aus Eignem bezahlte. An den Abenden und Sonntags betheiligte Charles sich an öffentlichen Versammlungen und Religionsdebatten; als Redner erfreute er sich so großer Anerkennung, daß er bald die Bekanntschaft hervorragender Freidenker machte, die ihn in ihren Preßorganen lobten und ihm zur Veröffentlichung seiner ersten Broschüre: „Einige Worte über den christlichen Glauben" (1850) verhalfen, die von klerikalen Blättern tüchtig „verrissen" wurde. Auch studirte er Französisch, Hebräisch und Griechisch, und bei alledem fand er noch Zeit, sich in eine der Töchter der Frau Carlile zu verlieben; da er jedoch blutjung, schüchtern und linkisch war, seufzte er begreiflicherweise vergeblich.

Eine Reihe von Freidenkern, denen seine Begabung auffiel und die ihn ob seiner Noth bemitleideten, veranstaltete unter sich eine Subskription für ihn. Das bewirkte, daß er sich seiner Armuth schämte und beschloß, seiner abhängigen Lage um jeden Preis ein Ende zu machen. Am meisten drückte ihn der Umstand, daß er einigen Freunden insgesammt $4^3/_4$ Pfund schuldig war, — eine Summe, die ihm riesig dünkte und die er gerne abgezahlt hätte. So entfernte er sich denn eines Morgens, ohne von irgendwem Abschied zu nehmen und ließ sich für ein nach Ostindien dirigirtes Regiment anwerben. Infolge eines Versehens wurde er jedoch in das für Irland bestimmte siebente Dragoner-Regiment eingereiht. Mit dem Handgeld, das er als Rekrut erhielt, entledigte er sich aller Schulden. Seine Soldatenlaufbahn konnte er mit dem Bewußtsein antreten, sich um seiner ehrlichen Ueberzeugungen willen große Entbehrungen auferlegt zu haben. Die Furcht vor einem harten Schicksal hatte ihn — und hat ihn auch seither — nicht bewogen, seine Ansichten zu widerrufen oder zu verleugnen. Er war schon damals ein Feind der Heuchelei. Er lehnte es ab, den Mantel nach dem Winde zu drehen. Ohne Rücksicht auf seine bedrohte materielle Existenz hatte er sich dem Freidenkerthum in die Arme geworfen, und dies

thaten zu jener Zeit nur Menschen, die ihr Pflichtgefühl unwiderstehlich dazu drängte; mit diesem unbeliebten Strom zu schwimmen, bedurfte es einer geradezu heroischen Selbstlosigkeit, namentlich für einen armen Jungen, der um sein tägliches Brod besorgt ist.

Als Soldat erregte er durch seine Kenntnisse, seinen Muth seine Grundsätze und sein Betragen das Erstaunen und erwarb sich die Zuneigung seiner Kameraden sowohl als auch seiner Vorgesetzten vom Rittmeister bis zum Obersten. Er kam wiederholt in die Lage, seinem Regiment bemerkenswerthe Dienste zu leisten. Er führte den Spitznamen „Blätter", erstens weil er viel las, zweitens weil er nie ein anderes anregendes Getränk nahm als den Abguß von Theeblättern. So lange er der strengeren militärischen Disziplin unterworfen, d. h. zum Exerzieren, Reiten und Fechten gezwungen war, widerstrebten ihm diese Uebungen und gingen ihm nicht recht von statten; als er aber zum Ordonnanzbeamten vorrückte, wurde er ein trefflicher Fechter, Reiter und Schütze; die Unabhängigkeitsliebe war eben immer eine seiner hervorstechendsten Eigenschaften. Von seinem Muth zeugen zahlreiche Züge. Als ihn im Anfange seiner militärischen Laufbahn seine Kameraden wegen seiner — durch Entbehrungen hervorgebrachten — Schwächlichkeit verspotteten, wollte er ihnen beweisen, daß er trotzdem das Raufen nicht fürchte und ließ sich daher in einen Kampf mit einem der besten Boxer ein; obgleich ihm von den erhaltenen Schlägen der ganze Körper schrecklich schmerzte, ergab er sich nicht, sondern hielt es so lange aus, bis sich zu seinem Erstaunen der Gegner besiegt erklärte. Als ein Geistlicher einmal von der Kanzel herab behauptete, die dem Gottesdienst beiwohnenden Soldaten würden seine Predigt gewiß nicht verstehen, schrieb Bradlaugh ihm einen Brief, worin er nicht nur zeigte, daß er die Predigt vollkommen verstanden, sondern in derselben auch eine Reihe von thatsächlichen Unrichtigkeiten und unlogischen Behauptungen nachwies, wodurch er sich freilich beinahe große Unannehmlichkeiten zugezogen hätte.

Als ein reicher Grundbesitzer eigens ein Thor erbauen ließ, um einen ihm gehörigen Fußpfad der Benutzung durch Bauern und Soldaten zu entziehen, erklärte der gesetzeskundige Bradlaugh diesen Vorgang für ungesetzlich, riß im Verein mit einer Gruppe von Soldaten und Bauern das Thor nieder und schrieb, um dem Manne Gelegenheit zu bieten, ihn zu verklagen, auf einen Stein: „Niedergerissen von Charles Bradlaugh, Nr. 52, 7. Dragonerregiment." Da der Grundbesitzer wußte, der Gemeine habe das Gesetz auf seiner Seite, wagte er es nicht, gegen ihn aufzutreten. Wenn, was hie und da vorkam, der Hauptmann ihm die Erlaubnis, einem Teetotaller-Meeting beizuwohnen, verweigerte, besuchte er dasselbe dennoch und meldete sich dann zur Strafe; lieber erduldete er diese, als daß er eine Gelegenheit vorbeigehen ließ, in öffentlichen Versammlungen gegen die Unmäßigkeit zu sprechen. Auch innerhalb der Kaserne hielt er oft Vorträge in diesem Sinne.

Fast drei Jahre diente er in Irland und er verfehlte nicht, sich eine gründliche Kenntnis der irischen Zustände anzueignen, woraus ein tiefes Mitgefühl für die leidenden Kinder Erins entsprang. 1853 starb sein Vater, und im Sommer desselben Jahres erbte er von einer Tante einen kleinen Betrag, mit dem er sich vom Militär loskaufte, worauf er, mit einem glänzenden Dienstzeugnis versehen, sofort nach London zurückkehrte, um seiner Mutter die Nahrungssorgen zu erleichtern. Anfänglich wollte es ihm trotz der angestrengtesten Bemühungen nicht gelingen, Arbeit zu finden. Auf seiner Suche nach Beschäftigung sprach er endlich bei dem Rechtsanwalt Rogers vor; auch dieser hatte keine Schreiberstelle zu vergeben, und Bradlaugh wandte sich bereits zum Gehen, als Rogers die Bemerkung hinwarf: „Ich brauche einen Laufburschen; vielleicht können Sie mir einen empfehlen." Auf Bradlaughs Frage nach der Höhe des Gehaltes, antwortete Rogers: „Wöchentlich zehn Schilling", worauf der mehr als zwanzigjährige, baumlange Jüngling schlagfertig sagte: „Dann

möchte ich die Stelle selber annehmen." Dies geschah, und um sein Einkommen zu vergrößern, führte er an einigen Abenden der Woche die Bücher eines gegenseitigen Bauvereins.

Bei Rogers sollte er nicht lange Laufbursche bleiben. Er erweiterte seine juridischen Kenntnisse in so hohem Grade, daß sein Chef ihm schon nach neun Monaten die Leitung der ganzen Abtheilung für gemeines Recht übertragen konnte und ihm eigens ein Bureau erbauen ließ. Ein bekannter londoner Advokat und Schriftsteller hat bemerkt, Bradlaughs Gesetzeskenntnis sei so bedeutend, daß selbst „die ausgezeichnetsten Mitglieder des englischen Barreaus darauf stolz sein könnten." In London hielt er wöchentlich zwei bis drei freidenkerische Vorträge und bald stellten sich wieder anonyme Denunziationen gegen ihn ein. Rogers war jedoch geschäftsklug und liberal genug, sich nicht daran zu kehren und beschränkte sich darauf, Bradlaugh zu ersuchen, daß er dafür sorge, daß seine Propaganda dem Geschäfte keinen Schaden zufüge. Dieser Bitte entsprach unser Freund, indem er das Pseudonym „Ikonoklast" annahm, unter dem er fünfzehn Jahre hindurch — bis 1868 — alle seine politischen und antitheologischen Schriften veröffentlichte. Was er von seinem Einkommen ersparen konnte, verwandte er auf die Propagirung seiner Grundsätze; er bereiste auf eigene Kosten die Provinz behufs Abhaltung von Vorlesungen; er ließ Plakate zur Ankündigung der letzteren drucken und affichiren; er veröffentlichte Broschüren, für die sich ihrer Tendenzen halber kein Verleger fand, und dem einzigen, der sich schließlich fand, mußte er den Druck und alles übrige bezahlen; da er überdies nicht in der Lage war, den Absatz zu fördern, verlor er gewöhnlich fast das ganze Geld.

Während Bradlaugh ein Marsjünger war, hatte eine Anzahl armer Arbeiter in einer Londoner Vorstadt eine Summe zusammengeschossen, um einen Saal zur Abhaltung von Meetings, Vorträgen u. s. w. zu erbauen. Ohne einen Rechtskundigen zu Rathe gezogen zu haben, hatten sie sich verleiten lassen, das Ge-

bäude auf einem sogenannten Freeholdgrund zu errichten, ohne diesen vom Besitzer eigens zu miethen. Nach Vollendung des Baues war der Mann gemein genug, das ihm gesetzlich zustehende Recht auf denselben geltend zu machen. Die Gefoppten wandten sich an Bradlaugh, der ihnen sagte, das Gesetz könne ihnen nicht helfen; sie müßten das Haus entweder entfernen oder dem Grundeigenthümer überlassen, falls derselbe darauf bestehe; doch rieth er ihnen, es mit einem gütlichen Ausgleich zu versuchen. Als nun ein Angebot von zwanzig Pfund Jahresrente für den Grund zurückgewiesen wurde, stellte Bradlaugh sich an die Spitze von hundert starken Arbeitern und that, was Karloff in Iwan Turgenieff's „König Lear der Steppe" that, als seine Kinder ihn aus seinem Hause verjagten: sie trugen das Gebäude Stein um Stein ab und vertheilten die Materialien unter sich. So brachte Bradlaugh den tückischen Bodenbesitzer um die erhoffte Beute. Das Schönste ist, daß der Mann, um die Arbeiter zur Subskription zu ermuntern, selber einen Beitrag geleistet hatte, den er natürlich ebenfalls verlor.

Im Jahre 1854 verheirathete Bradlaugh sich mit einer Tochter des Stuckaturarbeiters Hooper, der ihn schon zur Zeit seiner ersten schüchternen Versuche als Volksredner bewundert hatte. 1855 hatte er die erste Reibung mit den Behörden wegen des Versammlungsrechtes. Eine einseitige Sonntagsgeschäftsbill*), die damals dem Parlament vorlag, wollte den wohlhabenden Klassen mittelbar Vortheile über die ärmeren gewähren. Für den 1. Juli war ein Meeting in den Hydepark einberufen, um hiegegen zu protestiren. Als der Polizeidirektor die Benutzung des Hydeparks für das Meeting untersagte, leugnete Bradlaugh, der das Gesetz kannte, dessen Recht zum Verbot, munterte trotz des letzteren zur Abhaltung der Versammlung auf und legte während derselben ein ganz besonders muthiges und mannhaftes Auftreten gegenüber

*) Vgl. in meinen „Bildern aus dem englischen Leben" (Leipzig, Wilh. Friedrich, 1881) das Kapitel: „Sonntagsfeier".

der Polizei an den Tag. Schließlich setzte er die offizielle Anerkennung des Rechtes des Volkes, in den Parks öffentliche Meetings abzuhalten, durch, womit er den Armen einen großen Dienst erwies, denn diese können sich keine theueren Säle miethen und sind daher für die Besprechung ihrer Ansichten über Gegenstände von öffentlichem Interesse zumeist auf die Parks angewiesen. Die mit der Untersuchung dieser Angelegenheit betraute Königliche Kommission dankte dem Urheber der Frage für seine werthvollen Aussagen. Kurz darauf begann er die Veröffentlichung seines Kommentars zum Pentateuch unter dem Titel „Was ist die Bibel?" und einer Reihe von Abhandlungen unter dem Titel „Kurze Unterhaltungen mit Freidenkern". 1857 verließ er das Bureau Rogers' und trat in dasjenige des Advokaten Harvey. Diese Verbindung nahm ein baldiges Ende und verwickelte ihn in beträchtliche pekuniäre Verpflichtungen.

Eine wichtige Rolle in seinem Leben spielte das Jahr 1858. Er wurde damals zum Präsidenten der Londoner Säkularistengesellschaft gewählt. Er übernahm die Redaktion des Cooper'schen Freidenkerblattes „Investigator", das aber 1859 einging. Er begann, mit Geistlichen öffentlich über Religionsfragen zu debattiren und leitete so eine endlose Reihe von Diskussionen ein, die sich auf viele Jahre erstreckten und die er fast alle drucken ließ. Er nahm einen hervorragenden Antheil an zwei politischen Prozessen; zuerst vertheidigte er im Verein mit Leverson den wegen Herausgabe der Broschüre „Ist Tyrannenmord zu rechtfertigen?" verhafteten Verleger Truelove, einen bekannten Freidenker; sodann wirkte er an der Vertheidigung des der Mitschuld an dem Orsinischen Attentat auf Napoleon den Dritten angeklagten Dr. Simon Bernard mit, — dieser wurde, wie man weiß, freigesprochen.

Jetzt fing seine Gesundheit zu leiden an. Nachdem er ein rheumatisches Fieber überstanden, verließ er London fast gänzlich und hielt sich 1859—1861 zumeist in der Provinz auf. Er reiste von Stadt zu Stadt, hielt überall Vorträge und begründete,

wenn thunlich, Freidenkervereine. Wie erschwert ihm diese Aufgaben, theils durch Geldmangel, theils durch die Intoleranz der Behörden, theils durch den Fanatismus des Spießbürgerthums und der Geistlichkeit wurde, möge die Erzählung einiger weniger von seinen zahlreichen, nicht selten lebensgefährlichen Abenteuern beweisen, die er muthig und energisch bestand.

Um mit seinen schwachen Geldmitteln hauszuhalten, war er gezwungen, auf seinen Fahrten dritte Klasse zu benutzen und sich langsamer Züge zu bedienen. Einmal hielt er inmitten eines strengen Winters in Edinburg einen Vortrag, der ihm sehr wenig einbrachte, so daß ihm nach Erledigung seiner mäßigen Hôtelrechnung nur ein ganz kleines Sümmchen blieb, das gerade zur Bestreitung eines Billets für einen billigen Zug nach Bolton hingereicht hätte, in welch letzterer Stadt er am nächsten Abend lesen sollte. Um in Carlisle den Anschluß an den billigen Zug zu haben, mußte er Edinburg um fünf Uhr morgens verlassen und daher aufs Frühstück verzichten. Es war eisig kalt, aber er wärmte sich, indem er zu Fuße ging und sein Gepäck selber trug, wodurch er gleichzeitig einige Pence ersparte. Verschlafen und hungrig, war er froh, in sein Coupé dritter Klasse zu gelangen; nun trat das erste Hindernis in Gestalt einer Schneeverwehung ein, die zur Folge hatte, daß der Zug eine starke Verspätung erlitt und den Anschluß versäumte. Wollte Bradlaugh Bolton rechtzeitig erreichen, so mußte er den Schnellzug nach Preston nehmen. Nachdem er das Billet dazu gelöst, blieben ihm blos $4^1/_2$ Pence übrig; da er für diesen Betrag am Bahnhof kein Frühstück bekommen konnte, kaufte er sich in einem Laden eine Tasse Thee und ein Fleischbrödchen, — das war alles, was er an jenem Tage zu essen bekam. In Preston angekommen, hatte er kein Geld mehr für die Benutzung des Anschlußzuges, aber er wäre auf irgend eine Weise mitgefahren, wenn es sich nicht herausgestellt hätte, daß der Zug schon abgegangen war. Da er kein Billet nach Bolton hatte, konnte er nicht hoffen, den Stations-

chef zur Ablassung eines Extrazuges zu bewegen. Glücklicher Weise hatte er auf der Reise einen alten Herrn kennen gelernt, der eine Karte nach Bolton besaß. Er lieh sich diese aus, ging zum Vorstand und setzte ihm juristisch auseinander, welche schlechten Folgen es für die Bahngesellschaft haben könne, wenn sie verfehle, ihren Fahrplan einzuhalten. Mit vieler Mühe setzte er durch, daß die betreffenden Passagiere wirklich sofort befördert wurden; da er jedoch dem alten Herrn das Billet zurückgeben mußte, war er außer Stande, den revidirenden Schaffner zu befriedigen und dieser fand, daß der Lärmmacher gar nicht das Recht hatte, mitzufahren, weil er weder Geld noch Fahrkarte besaß. Der schlaue Passagier betheuerte, blos für den alten Herrn eingetreten zu sein und bot als Pfand für sein Fahrgeld einen Theil seines Gepäcks an, womit der Kondukteur denn auch einverstanden war. Da der Vortrag auf acht Uhr abends angekündigt war, der Zug aber erst um dreiviertel acht ankam, mußte Bradlaugh sich mit dem Waschen und Ankleiden sehr beeilen und durchfroren und mit leerem Magen im Vortragslokale, einer alten, düstern, jämmerlich beleuchteten, unfreundlichen Unitarierkapelle, erscheinen. Der Abend endete amüsant. Als nämlich die Vorlesung zu Ende war, erhob sich ein Gegner, sprach von bezahlten Agitatoren und griff ihn ob des „leichten, einträglichen Lebens," das er führe, an; der so unschuldig Angefallene erzählte hierauf sofort die Erlebnisse des Tages und bewies so, wie sehr ihm Unrecht geschah.

Im Oktober 1860 versuchte Bradlaugh zum ersten Male, seien Ideen in Wigan Eingang zu verschaffen. Die dortige Geistlichkeit war außer sich, als sie hörte, er habe einen Saal gemiethet und werde an zwei Abenden über die Bibel lesen. Sie miethete sofort den größten Saal in der Stadt und kündigte für dieselbe Zeit unentgeltliche Vorträge über denselben Gegenstand an. Wider Bradlaughs Erwarten fand sich bei seiner ersten Vorlesung ein zahlreiches Publikum ein, das freilich weit mehr Gegner

als Anhänger aufwies; dennoch verlief der Abend ohne erhebliche Störung. Anders der zweite. Der Saal war überfüllt und vor der Thüre ſtanden Hunderte, die nicht hinein konnten und fürchterlich auf Bradlaugh ſchimpften. Als dieſer erſchien, erhob ſich ein Heulen und Pfeifen, wodurch er ſich jedoch nicht abhalten ließ, ſeinen Vortrag zu beginnen, während die Fenſterſcheiben eingeſchlagen und die Thüren mit Fäuſten und Füßen bearbeitet wurden. Als ihm der Lärm zu bunt war, ging er zum Haupteingang und fand, daß der Rädelsführer ein anglikaniſcher Geiſtlicher ſei, der trotz der Ueberfülltheit des Saales darauf beſtand, eingelaſſen zu werden. Des lieben Friedens halber willfahrte er ihm, erhielt aber beim Schließen der Thüre einen gewaltigen Rippenſtoß, der ihm die Fortſetzung des Vortrages ſehr erſchwerte. Nun ſtiegen Leute zu den Fenſtern hinein, andere ſchleuderten Kalk in den Saal oder kletterten aufs Dach und ſchütteten Waſſer hinunter. Als eine einen ſchmutzigen Lappen ſchwingende Hand in der Mitte des Plafonds ſichtbar wurde, ſprang ein Zuhörer auf und ſchrie in höchſter Aufregung, der Teufel ſei gekommen, um Bradlaugh zu holen. Nach Schluß der Vorleſung entſtand eine große Verwirrung, in der er von mehreren Perſonen geſchlagen wurde. Beim Verlaſſen des Saales ſtürzte ein anſtändig gekleideter Herr drohend auf ihn los und rief ihm zu: „Erwarten Sie nicht, daß Gott Sie tot umfallen laſſe? Und verdienen Sie nicht, daß das Volk Sie für Ihre Gotteslästerung züchtige?“ Nach dieſen Worten ſpieen zwei Perſonen dem Atheiſten ins Geſicht. Es läßt ſich denken, daß es ihn Mühe koſtete, durch den ſo böſe geſtimmten, zum Theil aus Mitgliedern der beſſeren Klaſſen beſtehenden Pöbel hindurch zum Bahnhof zu gelangen; ins Hôtel wollte er, um nicht zu neuen Aufläufen Gelegenheit zu bieten, nicht zurückkehren. Am Bahnhof entdeckte er aber, daß er ſein ganzes Geld im Gaſthof gelaſſen; ſo mußte er denn allerlei halsbrecheriſche Manöver machen, um der Menge zu entwiſchen. Die Hôtelbeſitzerin jedoch forderte ihn auf, ſich ſofort zu entfernen und

blieb seiner Berufung auf ihren gastfreundlichen Sinn gegenüber unerbittlich. Da änderte er seinen Ton, stieg, auf seinem gesetzlichen Rechte bestehend, die Treppen hinan, drohte jedem Störenfried Strafe an, verschloß die Thüre und begab sich unbehelligt zu Bette. In der nächsten Nummer seines Blattes veröffentlichte er einen kräftigen, ausführlichen Protest, worin es u. a. heißt: „Meine Anschauungen sind vielleicht irrig, aber ich habe keine Lust, ein Märtyrer zu werden und ein rechtgläubiger Pöbel wird mich nie durch Heulen und Brüllen unter der Führerschaft eines wüthenden Pfarrers von meinen Irrthümern überzeugen . . . . . Im neunzehnten Jahrhundert sollte es nicht geduldet werden, daß ein bigotter Priester einen Hôtelier anstiftet, nach halb elf Uhr nachts „diesen Teufel in die Straße zu stoßen. . . . . Diese Vorkommnisse würden, wenn sie sich wiederholten, mich nicht verhindern, dort Vorträge zu halten. . . . ."

Das wirkte; die nächsten Male lief alles weit ruhiger ab und allmälig wurde Bradlaugh ein willkommener Besucher Wigans, wo sich eine starke Freidenkerpartei gebildet hat. Das zweite Mal drohte der Bürgermeister, die Abhaltung der Vorträge zu verhindern, allein er besann sich eines Besseren. Nach Schluß der ersten Vorlesung benahm sich der Pöbel gegen Bradlaugh so roh, daß dieser sich umdrehte und ihn aufforderte, ihm die zwei stärksten Männer zur Verfügung zu stellen, damit er die Sache mit ihnen ausfechte. Dieser Muth brachte die Leute zur Ruhe. Am zweiten Abend wurde er mit Steinen beworfen und mit Füßen gestoßen; er drehte sich abermals um und die Menge wich vor seinen Drohungen zurück.

Mit großer Lebensgefahr waren namentlich auch seine ersten Vorträge in Huddersfield, Dumfries und Burnley verbunden. Er ließ sich durch nichts abschrecken. Da man sah, daß ihm mit Ziegeln und Prügeln nicht beizukommen war, versuchte man es, ihn durch Prozesse und Verhaftungen kirre zu machen; das gelang aber ebenso wenig. In Guernsey wurde sein Anhänger Bendall

zu einer Geldstrafe von zwanzig Pfund verurtheilt, weil er Bradlaugh'sche Broschüren vertheilt hatte. Unser Held, der dieses Urtheil als durchaus ungerechtfertigt betrachtete, beschloß, das Vergehen Bendalls selber zu wiederholen und segelte kurz darauf nach der Insel, wo er Tags vorher Zirkulare verbreiten ließ, die „an den Prokurator, die Geistlichkeit und das Publikum" gerichtet waren und sowohl die Ankündigung zweier Vorträge über die Bibel enthielten, als auch die Aufforderung an die Behörden, sich „statt der Mittel einer unwissenden Vergangenheit" — Verfolgung — zur Vertheidung der Religion „besserer und mächtigerer Waffen" — Diskussion, Gedanken, Argumente — zu bedienen. Man wollte Bradlaugh bei seiner Ankunft mit einem Regen von faulen Eiern — für deren Ankauf eine fromme Dame einen größeren Betrag geopfert hatte — empfangen, aber es glückte ihm, der ihm zugedachten Ehrenbezeigung zu entgehen. Der Besitzer des für seine Vorlesungen gemietheten Saales weigerte sich, denselben herzugeben und ein anderer mußte aufgenommen werden. Sodann wollte kein Drucker Plakate drucken und kein öffentlicher Ausrufer die Ankündigung der Vorträge ausrufen. Zur Vorsicht hatte Bradlaugh die Plakate bereits fertig aus London mitgebracht; nun fand sich jedoch kein Zettelankleber, der dieselben hätte affischiren wollen. Mehr amüsirt als geärgert, versah sich der Unbeugsame mit Pinsel, Kleistertopf und Leiter und schlug die Zettel bei Mondlicht unter Mithilfe Bendalls selber an die Straßenecken an. Sein nächster Schritt war, alle an der Verfolgung seines Freundes betheiligt gewesenen Personen schriftlich aufzufordern, entweder auch ihn wegen der von ihm zu begehenden Wiederholung des Verbrechens Bendalls zu verfolgen oder diesem Abbitte zu leisten. Die Stadt befand sich in ungeheurer Aufregung. Jemand schrieb mit Kreide an die Straßenecken: „Nieder mit den Ungläubigen! Man beseitige die Ungläubigen!" Die Ankündigungstafeln vor der Thüre des Vortragssaales wurden weggerissen und man plante, den Gottseibeiuns ins Meer zu werfen. Da kein

Portier und kein Kassirer zu beschaffen waren, konnte von einem Kartenverkauf nicht die Rede sein und freier Eintritt mußte gewährt werden. Wider Erwarten benahmen sich die Zuhörer im Saale ganz anständig, aber auf der Gasse tobte ein solcher Lärm, daß Bradlaugh trotz der Riesengewalt seiner Stimme sich nicht hörbar machen konnte. Als er endlich waghalsig genug war, allein hinauszugehen, um den Pöbel zu beruhigen, genügte das Erscheinen seiner imposanten Gestalt, um dem Aufruhr ein Ende zu machen. Nach Schluß des verhältnismäßig nicht ungünstig aufgenommenen Vortrags hielt er sein Versprechen, indem er hundert Exemplare seiner Abhandlung „Was lehrt die Bibel?" vertheilte. Beim Nachhausegehen schrie die von einigen anständig gekleideten Personen aufgehetzte Menge: „Tötet den Ungläubigen!", doch rührte sich keine Hand gegen ihn. Tags darauf stieg die Aufregung und man hinterbrachte ihm, die Lastträger seien angetrunken worden und hätten die Weisung erhalten, ihn zu überfallen. Im Laufe des Nachmittags sammelte sich vor dem Vortragssaal ein Haufe, der inmitten der Vorlesung brüllend eindrang. Bradlaugh stieg von der Tribüne hinab und warf die betrunkensten eigenhändig hinaus; dieser Muth genügte zur Wiederherstellung der Ruhe. Später wollten Einige die Gasflammen auslöschen, während Andere Sessel zerbrachen; Bradlaugh jedoch beendigte seinen Vortrag trotz aller Hindernisse. Auf dem Heimweg schrie man wieder: „Werfet ihn ins Meer! Bringet ihn um!", aber seine stattliche Persönlichkeit flößte Allen so großen Respekt ein, daß sie ihm fern blieben. Da jedoch die Behörden einer großen Anzahl von Soldaten Urlaub und Schnaps gegeben hatten, damit sie sich an den Aufläufen betheiligen, hätte es ihm über kurz oder lang dennoch schlecht ergehen können, wäre er nicht bald durch die Schlauheit seiner Gasthofwirthin jeder Gefahr entrückt worden. Als er sich am nächsten Tage einschiffte, wurde er zum Abschied vom Pöbel ausgezischt. Er erreichte seinen Zweck, denn die Behörden wagten es nicht, gegen ihn eine Verfolgung einzu-

leiten. Freilich mußte er dieſe Genugthuung mit theurem Gelde erkaufen, denn er hatte, abgeſehen von der Reiſe und allem anderen, auch den im Vortragsſaal angerichteten Schaden gut zu machen. Andererſeits führte dieſer Beſuch zur Begründung einer ſeither recht anſehnlich gewordenen Freidenkerpartei auf der Inſel.

Als Bradlaugh 1861 in Plymouth eine Vorleſung ankündigte, traf der dortige „Chriſtliche Jünglingsverein" Anſtalten zu ſeiner gerichtlichen Verfolgung. Man übereilte ſich jedoch, denn man verhaftete ihn, als er noch nichts anderes geſprochen hatte, als: „Freunde, ich will euch einen Vortrag über die Bibel halten." Man verweigerte die Annahme einer Bürgſchaft und hielt ihn über Nacht im Gewahrſam. Natürlich ſtellte es ſich heraus, daß die Verhaftung ein Schnitzer war; um ihm aber auf irgend eine Weiſe beizukommen, beſchuldigte man ihn, die Polizei angegriffen zu haben und behielt ihn im Gefängnis. Einige fanatiſche Belaſtungszeugen beſchworen die Richtigkeit der Anklage, aber das zweitägige Kreuzverhör, dem er ſie unterwarf, erwies deren Falſchheit. Er vertheidigte ſich ſelbſt gegenüber ſieben Friedensrichtern und zwei gegneriſchen Advokaten; als die von ihm angeführten Entlaſtungszeugen zurückgewieſen wurden, weil ſie als Freidenker nicht ſchwören konnten, traten einige über den Fanatismus und die Meineidigkeit der Belaſtungszeugen empörte Diſſenter für die Wahrheit ein. Bradlaugh wurde freigeſprochen und drohte, die Vorleſung den Behörden zum Trotz abzuhalten und den Polizei-Direktor wegen der unberechtigten Verhaftung zu verklagen. Er konnte keinen Saal bekommen und da alle geeigneten öffentlichen Plätze der Militärgerichtsbarkeit unterſtanden, war auch ein Meeting unter freiem Himmel ausgeſchloſſen. Aber er wußte ſich zu helfen. Plymouth, Devonport und Stonehouſe ſind Schweſterſtädte, die durch den Fluß Tamar von einander getrennt werden; der letztere ſteht aber unter der Gerichtsbarkeit des einige Meilen entfernten Ortes Saltaſh. Bradlaugh miethete ein großes Boot, das er neun Fuß vom Ufer ankern und auf dem er eine pro-

visorische Tribüne errichten ließ. Sodann kündigte er durch Plakate an, er würde, nachdem er das Gesetz zu Rathe gezogen, am nächsten Sonntag seinen Vortrag „in der Nähe der Devonporter Parkthore" abhalten. Die Behörden trafen umfassende Vorbereitungen, und da sie sich einmal übereilt, beschlossen sie, den Verhaßten in seiner Ansprache ein Stück vorwärts kommen zu lassen, ehe sie ihn verhaften wollten. Zu ihrem Entsetzen ging er an den Parkthoren, wo die Menge wartete, vorbei, begab sich ans Flußufer, bestieg einen Nachen und ließ sich zu seiner neuartigen Tribüne rudern, von wo aus er seinen Vortrag hielt. Er stand also außerhalb der Macht seiner lauernden Gegner, die sich auf ihrem Gebiete befanden und ihn hören konnten, ohne ihn verhaften oder zur Rechenschaft ziehen zu können. So überlistete er den zum Lesen des Aufruhrgesetzes bereitstehenden Bürgermeister und den mit 28 Schutzmännern und einer Abtheilung Militär erschienenen Polizeidirektor. Da die Behörden sich weigerten, ihm ob der willkürlichen Einsperrung Abbitte zu leisten, leitete er gegen den Polizeidirektor, wie angedroht, einen Prozeß ein, den er auch gewann; doch sprach ihm die befangene Jury nur die nominelle Entschädigung von einem Farthing (2 Pfennige) zu, obgleich er — abgesehen davon, daß er seiner Freiheit beraubt worden war — einen unmittelbaren Baarverlust von $7^3/_4$ Pfund nachwies. Dieses ungerechte Urtheil erregte die Entrüstung eines großen Theiles der Presse, weil es zeigte, daß die Geschworenen sich bei Entscheidung einer zivilrechtlichen Sache von religiösem Parteigeist beeinflussen ließen. Da ihm auch seine Kosten nicht ersetzt wurden, verursachte ihm dieses Abenteuer ungeheure Auslagen (18000 Mark).

Wir haben absichtlich länger bei den Erfahrungen Bradlaughs als Vorleser verweilt, weil sie für seinen Charakter und die Schwierigkeiten seiner Laufbahn ungemein bezeichnend sind. Nehmen wir nun wieder den Faden unserer biographischen Darstellung auf. 1860 begründete Bradlaugh das Freidenkerblatt „The National Reformer", wozu befreundete Freidenker das Geld her-

gaben. Joseph Barker, der ihm gesagt hatte, er sei Atheist und Republikaner, wurde sein Mitredakteur, griff aber bald in der von ihm redigirten ersten Hälfte des Blattes den Inhalt und die Mitarbeiter der von Bradlaugh geleiteten zweiten Hälfte an, so daß er von der Redaktion ausgeschlossen wurde, die Bradlaugh dann allein führte. Selbstverständlich erleichterte dieses Organ die sekularistische Propaganda sehr erheblich. Verschiedene Prozesse hatten Bradlaugh mit dem Rechtsanwalt Leverson, dem Vertheidiger Bernards, in intime Verbindung gebracht und er trat auf dessen Wunsch in sein Bureau ein, wo er zwei Jahre verblieb, während welcher Zeit er die Redaktion des „Reformer" fortführte, aber in der Provinz aus Zeitmangel nur Sonntags Vorträge hielt.

Mit Mazzini war er von 1859 bis 1860 befreundet, und er überbrachte dem berühmten Italiener jedesmal, wenn er aus Italien zurückkam, Briefe. Für Garibaldis Marsala-Expedition hielt er eine Reihe von Vorlesungen, als deren Erlös er dem alten Haudegen 2100 Mark übersandte. Nachdem er sich von Leverson getrennt (1863), begründete er eine italienische Stahl- und Chemikalien-Fabrik auf Aktien, die während der nächsten drei oder vier Jahre einen großen Theil seiner Zeit in Anspruch nahm — er eröffnete ein Kontor in der Londoner City — und ihn wiederholt nach Italien führte, aber 1869 aufgelöst wurde, da sie nicht rentirte. Da er zu beschäftigt war, überließ er die Leitung des „Reformer" während dreier Jahre seinem Freunde John Watts und übernahm sie erst wieder, als dieser starb (Mitte 1866); dann aber brachte er das anfangs lukrativ gewesene, mittlerweile jedoch ins Defizit gerathene Unternehmen bald wieder in die Höhe.

Schon vor seiner Verbindung mit der erwähnten Fabrik war er im Interesse seiner politischen Richtung wiederholt in Italien gewesen. Einmal (1860) wäre es ihm wegen der geheimen Briefschaften, die er von dort nach England mitzunehmen pflegte, beinahe übel ergangen. Einige Tage nach dem Sturz des Bombenkönigs befand er sich ganz allein in seinem Hotelzimmer zu Neapel,

als ein Freund eintrat und ihm wortlos ein Packet mit Briefen übergab. Da also nichts gehört werden konnte, müssen die Wände Augen gehabt haben, — sonst hätten die Behörden nichts erfahren können. Das Schiff, auf dem Bradlaugh die Heimreise machte, hielt in Civita Vecchia an; eine Anzahl päpstlicher Gensdarmen kam an Bord und der Wortführer theilte dem Engländer mit, der britische Konsul wolle ihn am Ufer sprechen. Das kam ihm verdächtig vor und da er mit dem Konsul nichts zu thun hatte, lehnte er es ab, ans Land zu gehen, wo ihn die Gensdarmen, weil auf römischem Boden, hätten verhaften können, während das Schiff die Flagge der beiden Sizilien aufwies. Die Polizisten wünschten nun offen die Auslieferung seines Gepäcks und ließen sowohl seinen Paß als auch seine Berufung auf die Neutralität der fremden Schiffsflagge unberücksichtigt. Als sie sich des Gepäcks mit Gewalt bemächtigen wollten, setzte er sich mit seinem Revolver zur Wehre; doch hätte man ihn von rückwärts überwältigt, wäre er nicht von einem Amerikaner mit solcher Energie geschützt worden, daß die Häscher, für ihr Leben fürchtend, sich entfernten, um neue Weisungen einzuholen. Mit vieler Mühe und unter allerlei juristischen Drohungen beredete der Verfolgte nun den Kapitän, die Anker zu lichten, ehe die Sbirren Zeit hatten, zurückzukehren.

Der irischen Sache hat Bradlaugh jederzeit große Sympathien entgegen gebracht und für eine seiner Broschüren über die so wichtige — in England gerade gegenwärtig das öffentliche Interesse absorbirende — irische Frage erhielt er von Gladstone einen warm anerkennenden Brief (1866). In sozialer Hinsicht forderte und fordert er „Gerechtigkeit für Irland", in politischer ist er für eine irische Republik und er hat auch an der Ausarbeitung der „Proklamation der irischen Republik" von Kelly und Cluseret mitgewirkt. Aber er hat sich damals und immer wieder gegen jede Gewaltthätigkeit seitens der irischen Patrioten ausgesprochen und protestirte demgemäß in seinem Blatte energisch gegen die

von den Feniern bewerkstelligte Indieluftsprengung des Clerkenweller Gefängnisses zu London. Dennoch wurde er der Theilnahme an der fenischen Bewegung verdächtigt und auf längere Zeit unter strenge polizeiliche Bewachung gestellt. Der 1867er Reformliga leistete er nicht nur unentgeltlich große Dienste, sondern trug auch nach Kräften baares Geld für ihre Zwecke bei.

Zwei seiner bedeutendsten Thaten fallen in die Jahre 1868 und 1869. Seinem unerschütterlichen Muthe und seiner wunderbaren Ausdauer hat die englische Presse die Abschüttelung ihrer letzten Fessel zu danken. Jedes Blatt hätte einem Gesetze zufolge als Bürgschaft dafür, daß es keine atheistischen oder gotteslästerlichen Artikel bringen werde, achthundert Pfund deponiren sollen. Doch hatten die englischen Regierungen seit langer Zeit nicht strenge auf die Durchführung dieser Bestimmung gesehen, so daß viele radikale Blätter die Kaution niemals erlegt hatten. Auch den „Reformer" hatte man acht Jahre lang in Ruhe gelassen, als man Bradlaugh endlich aufforderte, dem Gesetze Genüge zu leisten. Er nahm sich vor, die Beseitigung des illiberalen Gesetzes durchzusetzen und weigerte sich daher, einen Betrag zu erlegen, der in Anbetracht der Tendenzen des „National Reformer" gar bald für verfallen erklärt worden wäre und dann hätte erneuert werden müssen. Sodann stellte die Regierung ihm das Ansinnen, das Blatt eingehen zu lassen, worauf er an die Spitze desselben schrieb: „Der Regierung zum Trotz gedruckt." Der Fiskus verklagte ihn nun auf die gesetzlichen Strafgelder, die sich, wenn wir nicht irren, auf 30—40 Millionen Mark beliefen; aber der gesetzeskundige Mann bereitete der Gegenpartei so viele Niederlagen, daß die Klage fallen gelassen wurde. Nach dem Fall des Ministeriums Disraeli nahm das Kabinet Gladstone die Sache wieder auf, allein der Erfolg war ein so ungünstiger, daß die Regierung durch eine Parlamentsakte die veraltete Preßgesetzklausel aufheben ließ. Ein ebenso gutes prinzipielles Ergebnis erzielte Bradlaugh im Interesse der Eidfrage. Früher konnten Freidenker nicht als

vollgültige Gerichtszeugen fungiren und Bradlaugh verlor einen Civilprozeß, in welchem er als Kläger fungirte, weil er nicht schwören durfte. Alle früheren Versuche, eine Aenderung der betreffenden Gesetze herbeizuführen, waren gescheitert; Bradlaugh aber war nicht leicht abzuspeisen, — er focht seinen Prozeß durch alle Instanzen hindurch und ruhte nicht, bis das Parlament das Hindernis aus dem Wege räumte, indem es Gesetze schuf, wonach atheistische Gerichtszeugen eine Erklärung an Eidesstatt abgeben dürfen.

Diese und andere, ähnliche Triumphe verhalfen Bradlaugh zu großem Ruhm, belasteten ihn aber mit einer riesigen Schuldenlast. Um den größten Theil seines Einkommens auf die Tilgung der aus seinen vielen Prozessen hervorgehenden Schulden verwenden zu können, führte er ein sehr billiges Leben. Seine Frau zog ihrer Gesundheit halber aufs Land zu ihren Eltern, seine zwei Töchter schickte er in ein Pensionat, seine Wohnung gab er auf und er selbst übersiedelte ins Eastend, wo er zwei armselige möblirte Zimmerchen bezog, für die er monatlich fünfzehn Mark Miethe bezahlte. Die Möblirung war, wie sich denken läßt, höchst einfach, dafür aber nahm seine Bücherei fast den ganzen vorhandenen Raum ein; mußte er auf die Gesellschaft seiner Familie verzichten, so entschädigte er sich durch diejenige der Bücher. Er studirte und schrieb aufs Emsigste, vertheidigte dabei wiederholt das öffentliche Versammlungsrecht praktisch gegenüber den Behörden und hielt eine Unzahl von Vorträgen in allen Landestheilen. Obgleich er jährlich tausend Pfund einnahm, lebte er so haushälterisch, als wäre er ein ganz armer Schlucker. Er hatte nur drei Ziele vor Augen: arbeiten, für seine Ideen Propaganda machen und seine im Interesse dieser Ideen eingegangenen pekuniären Verbindlichkeiten erfüllen; alles andere war ihm Nebensache. In seiner Eastendwohnung verblieb er fünf oder sechs Jahre; er verließ sie erst, als Henry John Blackmore-Turberville — ein Bruder des hervorragenden Roman-

schreibers R. D. Blackmore — ihm testamentarisch fast sein ganzes beträchtliches Vermögen hinterließ: „als geringes Zeichen meiner ungeheueren Bewunderung für jenen wahrhaft edeln Sohn des Menschengeschlechts, der großherzig genug ist, sich um der Wahrheit willen mit der Armuth zu begnügen, und der zum Wohle Anderer eine so bewundernswerthe Selbstachtung an den Tag legt, obgleich er, falls er „heilig" werden wollte, sofort reich werden und zu den höchsten sogenannten Ehren gelangen könnte." Dieses Testament rief eine Reihe von Erbschaftsprozessen hervor, doch wurde schließlich eine Einigung erzielt, derzufolge Bradlaugh sich mit 50 000 Mark begnügte. Dieser Betrag ermöglichte ihm die Abzahlung der dringenderen Schulden und ein bequemes Arrangement hinsichtlich der übrigen. Er wurde zum Präsidenten der Nationalen Sekularisten-Gesellschaft gewählt und schlug sein Hauptquartier im Nordwesten Londons auf, wo er noch jetzt mit seinen beiden Töchtern — wissenschaftlich gebildeten Damen, welche naturwissenschaftliche Professuren bekleiden und eifrige Mitarbeiter des „National Reformer" sind — lebt; seine Frau ist vor etwa sechs Jahren gestorben.

Während der Konflikte zwischen der Pariser Kommune und der Versailler Regierung wollte Bradlaugh zwischen beiden vermitteln; kaum war er jedoch in Boulogne angekommen, mußte er auf Befehl des Kabinets das Land sofort wieder verlassen. Als er einige Monate nach Unterdrückung der Kommune Paris besuchen wollte, wurde er in Calais verhaftet und erst nach zwei Tagen freigelassen; die Regierung hatte nämlich vergessen, die Ordre Jules Favres vom April, „Bradlaugh solle um jeden Preis verhindert werden, nach Paris zu kommen", aufzuheben. Seither ist er stets unbehindert dahin gegangen. Zwei Jahre später wurde er von der großen Birminghamer Versammlung englischer Republikaner nach Madrid geschickt, um der spanischen Republik ein Glückwunschschreibeu zu überbringen. Nach einer sehr abenteuerlichen Reise durch den Schauplatz des Karlisten-

krieges — er wurde u. a. von Karlisten ausgeraubt und beugte größerem Unheil nur dadurch vor, daß er die den Plünderern verdächtig vorkommende Birminghamer Gratulationsadresse für seinen Paß ausgab — fand er in der Hauptstadt eine ehrenvolle, begeisterte Aufnahme, nach der er sich nicht mehr unter die Karlisten wagte; er mußte daher die Rückreise über Portugal und auf einem Lastschiff bewerkstelligen. Morrison Davidson sagt: „Er war vielleicht der erste Engländer, der die Wiederkehr der Alphonsisten zur Macht voraussah."

Um die Tilgung seiner Schulden zu beschleunigen, nahm er einen der ihm von verschiedenen Vortragsbureaus gestellten Anträge, in den Vereinigten Staaten von Nordamerika Vorlesungen zu halten, an und begab sich zu diesem Behufe 1873—75 dreimal über den Atlantischen Ozean. Sogar die New-Yorker Zollbeamten bezeigten ihm ihre Achtung, indem sie es trotz der Strenge der dortigen Revision ablehnten, sein Gepäck zu untersuchen.

Ueberall wurde er ausgezeichnet und mit den hervorragendsten Geistern befreundet. In Boston präsidirten bei seiner ersten Vorlesung Charles Sumner, Lloyd Garrison und Wendell Phillips. Seine Einnahmen beliefen sich ziemlich hoch, doch hatte er auch Pech: Das erste Mal machte er eine Zugentgleisung mit; später fiel er so unglücklich, daß er eine Zeitlang ans Zimmer gefesselt war; dann erwuchsen ihm aus dem plötzlichen Tod seines Impresario Verluste; überdies mußte er manches hohe Pönale bezahlen, weil er infolge der unerwarteten Auflösung des englischen Parlaments seine Vortragstour abbrach, um nach Hause zurückzukehren; trotzalledem konnte er von seinen Schulden noch immer weitere 20 000 Mark abzahlen. Das zweite Mal hatte er allerlei unangenehme Abenteuer in Gestalt von drei Eisenbahnunfällen und zwei gewaltigen Schneestürmen, dafür aber auch glänzende Einnahmen. Seine dritte Tour mußte er unter Bezahlung großer Entschädigungen aufgeben, weil er an einer Pleuritis gefährlich erkrankte.

Kurz darauf stürzte er sich im Interesse der Preßfreiheit in einen der heftigsten und langwierigsten Kämpfe, die er je durchzufechten gehabt. Charles Watts, der Verleger des „National Reformer", war durch Zufall in den Besitz der Stereotypplatten einer vierzig Jahre vorher in Amerika erschienenen Broschüre — „Ergebnisse einer Philosophie" von Dr. Charles Knowlton — gelangt und veröffentlichte, ohne sie zu lesen, einen Nachdruck davon. Ein weiterer Zufall führte zur Verfolgung der lange unbehelligt gewesenen Schrift. Nun beurtheilte Bradlaugh diese wegen ihres Stils nicht sehr günstig; als er aber erfuhr, sie sei verboten worden, empörte sich sein Gefühl gegen diese Verletzung der Denk- und Druckfreiheit, denn die Broschüre behandelte einen zwar heiklen, aber wirthschaftlich und medizinisch wichtigen Gegenstand in der ernstesten Weise. Der Verleger bekannte sich, um der Bestrafung zu entgehen, schuldig und hielt mit der Herausgabe des inkriminirten Objektes inne. Dies verdroß Bradlaugh und die bekannte Freidenkerin Mrs. Besant — die geschiedene Frau eines Geistlichen, die jetzt Mitredakteurin des „Reformer" ist — weil Watts dadurch indirekt zugab, daß er, der Verleger des „Reformer" und der Werke Bradlaughs und der Mrs. Besant, auch obscöne Dinge verlege. Sodann war auch zu bedenken, daß, wenn man sich die Unterdrückung der Knowlton'schen Broschüre ruhig hätte gefallen lassen, einer ganzen Reihe anderer, weit besserer Werke dasselbe Schicksal zu Theil geworden wäre. Die beiden Genannten beschlossen daher, sich der Sache nach Kräften anzunehmen. Zu diesem Behufe errichteten sie eigens ein Verlagsgeschäft nebst Druckerei unter der Firma „Freidenkerverlagshandlung" und ihr erster Schritt war dann, eine neue Ausgabe des in Rede stehenden Büchleins zu veranstalten. Um zu zeigen, worum es ihnen eigentlich zu thun war, verständigten sie die kompetente Behörde im vorhinein von ihrer Absicht und von der Stunde der Ausgabe. Die Polizei war denn auch die erste Abnehmerin, indem sie einen großen Theil der Auflage mit Beschlag

belegte. Die neuen Verleger wurden verhaftet und nach längerer Verhandlung zu sechs Monaten Kerkers und viertausend Mark Geldstrafe verurtheilt, nicht wegen des Inhaltes des Werkchens — denn die Geschworenen sprachen sie von jeder bösen Absicht frei und anerkannten den Inhalt und die Sprache als vollkommen zulässig, — sondern ob der Beharrlichkeit, mit der sie die That wiederholten, wegen welcher Watts verurtheilt worden war. Bradlaugh ruhte aber nicht: er wies allen Gerichtshöfen, allen Rechtsanwälten, allen an seiner Verfolgung betheiligten Faktoren Schnitzer und Irrthümer nach und brachte es Dank seiner Fähigkeit und seiner unerreichten juristischen Tüchtigkeit schließlich dazu, daß er und seine Genossin freigesprochen wurden und die konfiszirten Exemplare zurückerhielten. Um zu beweisen, daß es ihnen nicht um ein Geschäft zu thun war, unterließen sie es nunmehr, den Absatz der „Ergebnisse der Philosophie" zu fördern; sie zeigten diese seither nicht einmal mehr an.

Bei allen seinen Beschäftigungen fand Bradlaugh wiederholt Zeit, in Northampton als Kandidat für einen Parlamentssitz aufzutreten, 1868, 1874 und 1875 fiel er durch, was freilich nicht Wunder nehmen kann, denn fast die gesammte Presse sprach sich gegen ihn aus und Verleumdungen der niederträchtigsten wie komischesten Art wurden in die Welt gesetzt, um ihm zu schaden. Er hatte es durch sein Wirken im Interesse des Republikanismus, des Atheismus, der Mäßigkeit und der Verbesserung des Loses der Armen mit allen wichtigen Faktoren — dem Königthum, der Aristokratie, der Geistlichkeit und der einflußreichen Clique der Wirthshausbesitzer — verdorben. Dennoch erhielt er das erste Mal fast 1100 Stimmen, das zweite Mal — obgleich er garnicht zu Hause war, sondern in Amerika — schon 1653 (nur um 657 weniger als der gewählte Kandidat), das dritte Mal bereits 1766 Stimmen, d. h. blos um 405 weniger als sein erfolgreicher Gegenkandidat. Nach der Auflösung des Parlaments durch Disraeli im Frühling 1880 bewarb er sich abermals um die Gunst der

Wähler von Northampton und drang trotz der angestrengtesten Gegenbemühungen seiner Feinde durch.

Nach diesem langersehnten Siege begannen seine Anschauungen ihm mehr Schwierigkeiten zu bereiten als je zuvor. Er sollte sich seines Triumphes nicht lange zu erfreuen haben. Derselbe verwickelte ihn in einen noch heute nicht ausgefochtenen Kampf, bei dem es sich nicht nur um Religions- und Meinungsfreiheit, sondern auch um ein höchst wichtiges Verfassungsprinzip handelt; um erstere zu unterdrücken, hat die Majorität der Mitglieder des englischen Hauses der Gemeinen letzteres — das Prinzip — verletzt, und Bradlaugh war und ist nicht der Mann dazu, sich das gefallen zu lassen.

Hätte Alles den gewöhnlichen Lauf genommen, so wäre Bradlaugh nach Eröffnung der Session am Tische des Hauses erschienen, um den vorgeschriebenen Eid zu leisten. Dann hätte man ihn aber einen gewissenlosen Heuchler genannt, der als Freidenker schwöre. Er glaubte jedoch auf Grund des Eidgesetzes vom Jahre 1868 berechtigt zu sein, eine Erklärung an Eidesstatt abzugeben und wandte sich daher an den betreffenden Hausbeamten mit dem Ersuchen, daß ihm dies gestattet werde. Er wollte den Eid am liebsten vermeiden und schrieb diesbezüglich an die „Times": „Während der Eid auch Worte enthält, die für mich bedeutungslos sind, wurden und werden diese von einer großen Anzahl meiner Landsleute als Appell an die Gottheit, von ihrem Schwur Kenntnis zu nehmen, betrachtet. Es wäre von mir eine Heuchelei gewesen, freiwillig die Eidesform zu wählen, so lange ich glaube, daß mir eine andere zu Gebote steht, oder den Eid ohne Protest abzulegen, so daß es den Anschein hätte haben können, als hätte der Eid in meinem Munde die Bedeutung eines solchen Appells." Dazu bemerkte das hochtoryistische John-Bull-Organ „Saturday Review": „... Es ist wohlbekannt, daß viele Mitglieder des jetzigen und früherer Parlamente denselben Ansichten huldigen wie Bradlaugh; auch ihnen gilt jene Formel „So helfe

mir Gott!" als leer. Aber sie hatten den Verstand oder den guten Geschmack, ihre Ungläubigkeit nicht an die große Glocke zu hängen." Was soll man zu dieser offenen Vertheidigung der Heuchelei oder Bequemlichkeitsliebe und versteckten Mißbilligung der Ehrlichkeit und des Ueberzeugungsmuthes sagen?!

Das Haus wählte zur Entscheidung über Bradlaughs Gesuch einen Ausschuß, der sich mit einer Mehrheit von 1 Stimme gegen dasselbe aussprach. Als er nun sah, daß ihm die Alternative, den Eid zu vermeiden, nicht mehr offen stand, war er bereit, den Schwur nach Vorschrift zu leisten. Man kann ihm nicht vorwerfen, er sei inkonsequent gewesen, denn er hatte sich niemals direkt geweigert, zu schwören; er hätte den Eid nur, wie gesagt, gerne vermieden. Er hat nie behauptet, der Eid habe überhaupt gar keinen Sinn für ihn; er meinte blos, derselbe sei für ihn nicht bindender als eine Ehrenerklärung; er betrachtete nur die Form als leer, während er den Kern für bindend hielt. Er sagte in dieser Beziehung im Hause: „Der Eid wird für meine Ehre und mein Gewissen vollkommen bindend sein. Obgleich ich das Recht, hier zu sitzen, sehr hoch schätze, würde ich keinerlei Eid oder Ehrenerklärung aussprechen, wenn der Kern für mich nicht vollständig bindend wäre." Sir H. Dr. Wolff beantragte, ihn den Eid nicht ablegen zu lassen; doch wurde die Sache auf Gladstone's Vorschlag einem zweiten Ausschuß zugewiesen, der sich dahin äußerte, daß seiner Ansicht nach eine Erklärung an Eidesstatt im vorliegenden Falle eigentlich unzuläßig sei, daß es sich aber aus Opportunitätsrücksichten empfehle, Bradlaugh auf seine eigene Verantwortung affirmiren zu lassen; es stände aber Jedermann frei, die Gesetzmäßigkeit der Ehrenerklärung gerichtlich auf die Probe zu stellen. Statt diesen Vorschlag zu adoptiren, nahm das Plenum des Hauses den Antrag eines Exztorystsen an, Bradlaugh weder die Eidesleistung noch die Abgabe einer feierlichen Erklärung zu gestatten. Die Aufregung im Hause war gewaltig, stieg aber noch bedeutend, als der Vielgeplagte

trotz dieses Parlaments-Beschlusses Tags darauf erschien, um den Eid abzulegen und seinen Sitz einzunehmen. Das Haus forderte ihn durch den Mund des Sprechers auf, sich zu entfernen. Er „weigerte sich dessen achtungsvoll", weil „der Befehl des Hauses ungesetzlich" sei, worauf er von der Hauspolizei ins Parlamentsgefängnis abgeführt wurde. Als er am nächsten Tage entlassen wurde, drohte er, wiederzukommen. Diese Drohung, sowie die zahlreichen Petitionen und die telegraphisch einlangenden Resolutionen der in allen Gegenden des Reichs abgehaltenen Entrüstungsmeetings bewogen den Premierminister, etwas in der Sache zu thun. Er beantragte demgemäß im Hause, den Vorschlag des zweiten Ausschusses anzunehmen. Nach einer mehrtägigen Debatte faßte das Haus am 2. Juli 1880 folgenden Beschluß: „Jeder zum Mitglied dieses Hauses gewählten Person, die im Sinne des Gesetzes zur Abgabe einer feierlichen Erklärung an Eidesstatt berechtigt zu sein glaubt, soll es in Zukunft gestattet sein, in der durch die Akte vorgeschriebenen Form eine feierliche Erklärung abzugeben und zu unterschreiben."

Daraufhin affirmirte Bradlaugh und nahm seinen Sitz ein; letzteres that er auch bei Eröffnung der nächsten Session (1881). Aber ein reaktionäres Parlamentsmitglied ließ durch einen obskuren Krämer das Gesetz auf die Probe stellen und die Gerichte entschieden gegen die Berechtigung Bradlaughs, eine Erklärung an Eidesstatt abzugeben. Daraus folgte nothwendig, daß er im Parlament nicht sitzen dürfe, ohne zu schwören. In der Eidesakte von 1866 heißt es nämlich: „Wer im Hause sitzt und stimmt, ohne den vorgeschriebenen Eid geleistet und unterschrieben zu haben, ist mit fünfhundert Pfund zu bestrafen", und ferner, daß die gerichtliche Nichtanerkennung jener Berechtigung die Erledigung des betreffenden Mandats nach sich ziehe. Selbstverständlich mußte für Northampton eine Neuwahl ausgeschrieben werden. Die über die willkürliche Verletzung ihrer politischen Rechte, über die mittelbare Bevormundung ihres Seelenheils durch eine vorurtheilsvolle Unter-

hausmajorität erbitterten Wähler von Northampton ließen es sich natürlich nicht nehmen, Bradlaugh wiederzuwählen. Bigotte Fanatiker machten die wildesten Anstrengungen, dies zu verhindern. Ein gewisser Varley veröffentlichte eine Broschüre unter dem Titel: „Beweis, daß Bradlaugh durchaus unfähig ist, im Parlament zu sitzen", worin er dies freilich nicht „beweist". Wir entnehmen dieser Flug- und Fluchschrift folgende Zeilen: „Unser Krieg hat den Zweck, die Ehre und die Rechte des Volkes zu schützen, und ich stoße in die große Trompete gegen Bradlaugh, den hervorragendsten Vertheidiger der Sünde und Gesetzlosigkeit. . . . . Wie können die Wähler von Northampton es wagen, von einer Verletzung ihrer verfassungsmäßigen Freiheit zu sprechen? Wie dürfen sie es wagen, die englische Nation durch die Wahl eines Mannes zu beleidigen, dessen öffentliche Lehren und Schriften seit Jahren ekelhaft, schmutzig, sündig und lügnerisch sind? . . . . Northampton wagt es, den Gotteslästerer Charles Bradlaugh für's Unterhaus zu wählen, wo er an Gesetzen mitarbeiten soll, die die nationale Moral betreffen! Er ist ein frecher Feind der Rechtschaffenheit und der Wahrheit, der Familie und der Nation. Wenn Reformiren mit Erniedrigen, Verthieren und Entsittlichen gleichbedeutend ist, so kann Bradlaugh allerdings ein Reformator genannt werden. Wenn sich Northampton kein Gewissen daraus macht, einen solchen Mann zu wählen, so machen sich Parlament, Gesetz und Land ein Gewissen daraus und werden einer entsittlichten Wählerschaft nicht gestatten, von erlittener Unbill zu reden, sondern Bradlaugh nöthigenfalls immer und immer wieder als zum Volksvertreter gänzlich ungeeignet ausschließen. . . . . Wenn das Verfechten gotteslästerlicher, gesetzwidriger, gemeiner, unmoralischer, der Wahrheit und Redlichkeit ins Gesicht schlagender Lehren einen Menschen groß machen kann, so ist er ein großer Mann, ja, der größte — oder vielmehr berüchtigteste — des Jahrhunderts. . . . Dies ist Charles Bradlaugh, den man einen Geistesriesen, einen

Philosophen nennt und als Gewinn für die Debattirkunst des Hauses der Gemeinen ausposaunt! Die Unterstützung Bradlaughs seitens der liberalen Partei während der Wahlen war ganz einfach eine Abscheulichkeit, die Jenen, welche den Liberalismus bisher mit dem Frieden, dem Recht, der Wahrheit und der Gottesfurcht identifizirten, nur Aergernis geben kann."

Andererseits haben anläßlich der Ausschreibung der Neuwahl viele hervorragende Personen und Blätter, die früher durchaus gegen ihn waren und auch jetzt noch absolute Gegner seiner Anschauungen sind, nicht umhin können, die Gerechtigkeit seiner Sache in dem vorliegenden Fall und sowohl seine guten Eigenschaften als auch die maßvolle ruhige Würde und Loyalität seiner Haltung im Hause, in den zwei Ausschüssen und vor den Wählern anzuerkennen und die ihm durch das „Aufdieprobestellen des Gesetzes" wiederfahrene Unbill zu rügen. Hatte er sich doch während seiner kurzen aktiven Theilnahme an der Thätigkeit der Volksvertretung keineswegs als der „wilde, selbstsüchtige Demagog" erwiesen, zu dem Hetzer à la Varley und Konsorten ihn gerne gestempelt hätten! Er wurde, wie gesagt, wiedergewählt und versprach, thunlichst bald einen Gesetzentwurf einzubringen, wonach es jedem Mitglied nach Belieben erlaubt sein sollte, eine Erklärung an Eidesstatt abzulegen. Am 26. April (1881) erschien er am Tische des Hauses, übergab dem kompetenten Beamten sein Wahlprotokoll und nahm von ihm die Bibel entgegen, um als neues Mitglied den vorgeschriebenen Schwur zu leisten, als sich plötzlich Sir Stafford Northcote — der unter Lord Beaconsfield Finanzminister war — erhob, um gegen die Beeidigung des Vertreters von Northampton zu protestiren. Statt nun das Gesetz zu wahren und diese ordnungswidrige Unterbrechung zurückzuweisen, bemerkte der Vorsitzende: „Wenn ich nicht irre, so gedenkt das Mitglied für Nord-Devon dem Hause einen eine Formsache betreffenden Antrag zu stellen. Bevor der sehr ehrenwerthe Baron

dies thut, halte ich es für angemessen, zu konstatiren, daß das Mitglied für Northampton eingeführt worden und jetzt an den Tisch des Hauses getreten ist, um den vom Gesetz vorgeschriebenen Eid in der herkömmlichen Form zu leisten. Er ist, um seinen Sitz einnehmen zu können, bereit, sich jeder Vorschrift des Gesetzes zu fügen. Unter gewöhnlichen Verhältnissen sollte ein so regelrechter Vorgang zweifellos nicht unterbrochen werden; allein in Anbetracht einer früheren Resolution des Hauses und mit Rücksicht auf die Ausschußberichte in dieser Angelegenheit kann ich dem Hause die Möglichkeit nicht entziehen, über die neuen Umstände, unter denen der Eid jetzt abgelegt werden soll, ein Urtheil zu fällen." Der Unterbrecher schlug nun vor: „In Anbetracht einer Resolution des Hauses vom 23. Juni 1880 möge es Bradlaugh nicht gestattet werden, den Eid abzulegen." Dieser Antrag wurde mit einer geringen Majorität zum Beschlusse erhoben, so daß Bradlaugh nunmehr weder affirmiren noch schwören konnte, mithin außer Stand gesetzt war, seinen politischen Rechten und Pflichten Genüge zu leisten. Mit vollem Rechte erklärte er diesen Beschluß für ebenso ungesetzlich wie die denselben hervorrufende Unterbrechung und verlangte, zum Schwur zugelassen zu werden, worauf das Haus beschloß, er müsse sich entfernen. Als er dies ablehnte, wurde die Sitzung aufgehoben. Tags darauf erschien er abermals und bestand auf der Erfüllung der Vorschriften, zog sich aber sofort zurück, als das Haus versprach, baldigst einen von der Regierung einzubringenden Gesetzentwurf in der Eidfrage in Behandlung ziehen zu wollen.

Der Präsident des Hauses des Gemeinen lud eine schwere Verantwortlichkeit auf sich, als er die Unterbrechung der Beeidigung Bradlaughs durch Sir Stafford Northcote gestattete. Aus diesem Fehler sind alle späteren Verlegenheiten des Hauses, von denen wir alsbald sprechen werden, hervorgegangen. Da das Verfahren, wie er selbst anerkannte, dem Gesetze entsprach, Bradlaugh sich also keiner ungesetzlichen Handlung schuldig

machte, hatte der Präsident nicht das Recht, die Unterbrechung zu gestatten. Obgleich er zugab, daß Bradlaugh eidberechtigt sei, machte er sich, in Verkennung seiner Befugnisse, zum Werkzeug einer zufällig zusammengewürfelten, tumultuarischen, tyrannischen Majorität, während es seine Pflicht gewesen wäre, unentwegt das neutrale Organ des ganzen Hauses zu bleiben.

An das Unrecht des Speakers reiht sich dasjenige des Hauses. Dieses war durchaus nicht berechtigt, zu beschließen, Bradlaugh dürfe nicht schwören. Es hat überhaupt keinerlei gesetzlich gewährleistetes Recht, in einer solchen Sache abzustimmen. Hierüber sind hervorragende Kenner der Verfassung selbst auf gegnerischer Seite mit Bradlaugh einig. Das Haus ist vor dem Gesetze gar nicht kompetent, die eidliche Kompetenz seiner eigenen ordnungsgemäß gewählten Mitglieder zu beurtheilen; es ist eigentlich gar keine richterliche, zur Entgegennahme von Eiden berechtigte Behörde. Mit voller Richtigkeit erklärte Gladstone in der Sitzung vom 22. Juni 1880: „Vor dem Gesetze und im Sinne der Verfassung hat das Haus überhaupt keine Jurisdiktion." Es erfreut sich hinsichtlich der Beeidigung seiner Mitglieder blos einer untergeordneten, mittelbaren Stellung. Früher ist der Parlamentseid auch gar nicht in die Hände eines Beamten des Hauses, sondern in die eines von der Kron-Exekutive ernannten Würdenträgers — „High Steward" genannt — abgelegt worden; oft war das Haus während der Beeidigung nicht einmal in formeller Sitzung versammelt und kein in den letzten Jahrhunderten geschaffenes Gesetz hat dem Haus die Beeidigungsbefugnis übertragen.

Man drehe die Sache wie man wolle, man kann sich der Ueberzeugung nicht verschließen, daß durch eine zufällige Vereinigung von hauptsächlich durch religiöse oder persönliche Antipathien bestimmten Männern ein arger Verstoß gegen die Verfassung begangen worden ist. Bradlaugh ist also durch einen bloßen Zufall, dessen weittragende Folgen Niemand vorhersehen

konnte, in einer Art Verfassungsschlinge gefangen worden. Diese Lage, an der er gänzlich unschuldig ist, hat er seiner Offenheit und Ehrlichkeit, seiner höchst gewissenhaften und vernünftigen Anschauung über die Natur des Eides, sowie dem Umstand zuzuschreiben, daß die Abgabe einer Erklärung an Eidesstatt zulässig zu sein schien; für diese Zulässigkeit sprachen sich u. A. auch der Oberstaatsanwalt und der Generalprokurator aus und durch die Resolution vom 2. Juli 1880 gab ja das Haus selbst die Möglichkeit dieser Zulässigkeit zu. Setzen wir aber den Fall, das Haus wäre wirklich berechtigt, über die Beeidigung seiner Mitglieder zu verfügen, so entsteht noch immer die Frage, ob die Gründe, aus denen Bradlaughs Beeidigung sistirt wurde, gesetzlich stichhaltig sind. Auch dies muß verneint werden, denn kein Gesetz sagt, daß die Atheisten, wenn sie ordnungsmäßig gewählt werden, keinen Eid ablegen dürfen. Daß Bradlaugh früher affirmirte, kommt logisch und juristisch nicht in Betracht. Aber, wenden die Gegner ein, moralisch wäre es ein Unrecht, wenn er schwören würde. Darauf ist zu antworten, daß dieser Standpunkt ein ganz falscher ist, denn die Behauptung, daß Jemand nicht schwören darf, weil er erklärt hat, ein Eid binde ihn nicht mehr als eine Affirmation, könnte, wenn daran festgehalten würde, nur zur Folge haben, daß atheistische Parlamentsmitglieder in Zukunft ihre Gefühle verbergen und den Eid ablegen würden, ohne sich der offenen Ehrlichkeit Bradlaughs zu befleißigen; und wäre das nicht eine weit größere Profanirung des Schwures, als die von den Fanatikern des Parlaments Bradlaughs Aufrichtigkeit gegenüber behauptete? Und wenn diese Fanatiker ihm schon nicht die Beeidigung gestatten wollten, damit der Schwur nicht profanirt werde, — warum haben sie die Einbringung des die Affirmation erlaubenden neuen Gesetzentwurfes, der der Profanirung des Eides durch Atheisten auf immer ein Ende gemacht hätte, nicht lieber beschleunigt, statt sie mit allen möglichen Mitteln zu verhindern? Und wozu haben sie ihn, als er, statt den Eid zu „profaniren",

affirmirte, vor Gericht gebracht? Dadurch zwangen sie ihn ja eben, sich zu der gefürchteten „Profanirung" zu melden! Die Wahrheit ist, daß seine Ausschließung auf den bigotten Vorurtheilen seiner Feinde beruht. Es ist eine große Schmach für den englischen Parlamentarismus, daß heutzutage noch immer die Möglichkeit vorhanden ist, daß ein ordnungsmäßig gewähltes Mitglied einzig und allein um seiner religiösen Ansichten willen aus der Volksvertretung soll gestoßen werden können.

Als Bradlaugh sah, es sei keine Aussicht vorhanden, daß das Haus eine Eidbill in Berathung ziehe, erschien er am 10. Mai abermals am Tische, um zu schwören. Jetzt beschloß das Haus: „Die Hauspolizei halte Bradlaugh dem Hause so lange ferne, als er sich nicht verpflichtet, die Verhandlungen desselben nicht mehr zu stören." Hierauf wurde er gewaltsam aus dem Hause entfernt. Tags darauf richtete er an den Speaker ein Schreiben, worin er das Verfahren des Hauses als ungesetzlich und beispiellos hinstellte und dagegen protestirte, und am 14. Juli — als die Regierung bereits offiziell erklärt hatte, die Eidbill könne in dieser Session nicht mehr berathen werden — kündigte er dem Vorsitzenden und allen Beamten des Hauses der Gemeinen schriftlich seine Absicht an, sich am 3. August abermals einzufinden, um seinen Sitz einzunehmen. „Sollte mir ..... Gewalt entgegengesetzt werden," fügte er hinzu, „so wäre das eine ungesetzliche Handlung, eine Ruhestörung, eine Verletzung der Rechte der Wähler und der Parlamentsgebräuche ..... Sollte ich durch physische Gewalt verhindert werden, den Vorschriften des Gesetzes nachzukommen, so würde ich, in Vertheidigung meines gesetzlichen Rechtes, der ungesetzlichen Gewalt Widerstand leisten und dieselbe zu überwinden versuchen." Mittlerweile hielt er eine große Anzahl von Meetings in allen Theilen des Landes ab, erläuterte seine Situation und wurde überall mit Begeisterung aufgenommen. Außerdem fanden mehr als fünfhundert Volksversammlungen statt, bei denen er nicht anwesend war — an einem einzigen Abend

nicht weniger als 140 — und viele waren von religiösen Körperschaften einberufen, die ehrlich genug waren, das Prinzip von der Person zu trennen. Hatte Bradlaugh nach seiner ersten Erwählung dadurch, daß er den Eid zu vermeiden suchte, der Sache der Religionsfreiheit — auf die Gefahr hin, die Begriffe der „Saturday Review" von „Verstand und gutem Geschmack" zu verletzen — einen großen und dankenswerthen Dienst geleistet, so erkannte die öffentliche Meinung jetzt an, daß er sich durch das Bestehen auf seinem verfassungsmäßigen Rechte, zu schwören und seinen Sitz einzunehmen, als Vertheidiger der politischen Freiheiten der Wähler gegen den kühnen und unbesonnenen Versuch des Parlaments, über den Willen einer Wählerschaft zu Gericht zu sitzen, zeigte. Er sagte, daß er nicht eher ruhen werde, ehe die ihn ausschließende Resolution des Hauses aus dessen Protokollen gestrichen wird, wie dies im vorigen Jahrhundert mit einer John Wilkes ausschließenden Resolution geschah, die nach dreizehn Jahren mit dem Zusatz gelöscht wurde: „weil sie den Rechten der gesammten Wählerschaft des Reiches zuwiderlief."

Bradlaugh hielt Wort. Am 3. August erschien er neuerdings im Westminsterpalast. Sein Genosse in der Vertretung Northamptons, Labouchère, stellte einen Antrag auf Widerrufung der bösen Resolution und man hoffte vielfach, derselbe werde angenommen werden; allein dies geschah nicht und zwischen Bradlaugh und anderthalb Dutzend Hauspolizisten kam es zu einem argen Handgemenge, dessen Ergebnis war, daß er aus dem Weichbilde des ganzen Parlamentsgebäudes geschleppt wurde und infolge einer eintretenden Armlähmung mehrere Wochen hindurch das Zimmer hüten mußte. Das Haus fühlte, daß der Fehltritt vom 26. April und 10. Mai nicht ohne ein „Pater peccavi" gut zu machen sei, war aber zu feige, die falsche Scham, die falsche Würde, den falschen Stolz abzulegen, und hat dadurch den gefahrschwangern Schlag, den es den englischen Wählern zu versetzen beliebte, hartnäckig wiederholt.

Warum Bradlaugh sich nicht damit begnügte, die Sache in Wort und Schrift zu verfechten? Warum er sich seinen Sitz mit Gewalt erringen will? Wahrscheinlich, weil Wort und Schrift nicht so mächtig sind, wie das Aufsehen, das im Gefolge der Gewalt einhergeht. Wahrscheinlich will er durch sein physisches Eingreifen die Erledigung der Frage, um die es sich handelt, beschleunigen. Und dies ist ihm auch gelungen. Nach den widerwärtigen und absolut unerhörten Auftritten vom 3. August stieg die Aufregung der öffentlichen Meinung so hoch, daß der Kabinetschef — der übrigens von jeher für die Zulassung Bradlaughs war — schon fünf Tage später eine Interpellation dahin beantwortete, daß, falls der Vielangefochtene „in der nächsten Session abermals erscheint, um den Eid zu leisten, die Regierung es für ihre Pflicht halten wird, die Frage in Betracht zu ziehen, wie der Streit zu schlichten sei."

Was wird nun geschehen? Etwas wird geschehen müssen. Erledigt erklären kann man Bradlaughs Mandat nicht, nachdem er seinen Sitz noch gar nicht eingenommen hat und gerne bereit ist, allen Vorschriften des Gesetzes zu entsprechen. Und könnte und würde man dennoch eine Neuwahl ausschreiben, so bliebe die Schwierigkeit die alte, denn der Mann würde wiedergewählt werden. Andererseits aber kann man den Wählern von Northampton nicht zumuthen, im Parlament unvertreten zu bleiben, nachdem sie einen im Sinne des Gesetzes wahlfähigen Vertreter in gesetzlich korrekter Weise gewählt haben. Aus diesem Dilemma gibt es nur Einen Ausweg: Bradlaugh zuzulassen. Da die beiden ihn ausschließenden Resolutionen aber nur „sessional" waren, d. h. nur für die abgelaufene Session Gültigkeit hatten, bei Antritt der neuen (1882) also nicht mehr zu Recht bestehen, so kann zweierlei geschehen. Entweder enthält die Thronrede nicht die Ankündigung der Einbringung einer Eidbill und man läßt Bradlaugh, wenn er sich neuerdings zum Eid meldet, diesen unbehindert ablegen; ein solcher Vorgang würde die Sache im Sande verlaufen lassen,

über dieselbe einen Schleier der Vergessenheit zu breiten versuchen, und das wäre eine bedauerliche Halbheit, die einen wunden Punkt offen ließe, welcher dem Hause gestatten würde, seine Willkür bei gegebener Gelegenheit anderen Mitgliedern gegenüber zu erneuern; doch glauben wir, daß Bradlaugh nicht ruhen würde, bevor er eine Abänderung der Eidgesetze zu Gunsten der Freidenker durchgesetzt hätte. Oder — und dies halten wir für wahrscheinlicher — die Regierung bringt eine Eidbill ein, wonach entweder die Beeidigung der Parlamentsmitglieder überhaupt abgeschafft wird und einer feierlichen Erklärung Platz macht, oder es doch wenigstens im Sinne des Unterhausbeschlusses vom 2. Juli 1880 dem Belieben der Mitglieder anheimgestellt bleibt, zwischen Schwur und Ehrenerklärung zu wählen. Dann wird die Möglichkeit, daß Jemand aus theologischen Rücksichten vom Parlament verworfen wird, gänzlich aufhören und ordnungsmäßig gewählte Abgeordnete werden an der einfachen Verpfändung ihrer Ehre und ihres Gewissens ebenso wenig verhindert sein, wie Gerichtszeugen. Hätte man es bei der Affirmation Bradlaughs bewenden lassen, ohne so verblendet zu sein, ihn zu verklagen, so wäre die Sache abgethan gewesen; man hätte einen Präzedenzfall geschaffen, der die Frage genügend und befriedigend gelöst hätte. Wie die Dinge aber jetzt liegen, kann kaum bezweifelt werden, daß es — wenn auch nicht sofort — über kurz oder lang zur gänzlichen Beseitigung des letzten in England noch verbliebenen obligatorischen religiösen Eides kommt. Dann werden die Bemühungen der Gegner Bradlaughs vergeblich gewesen sein, denn er wird Dank ihrem Fanatismus, seiner eigenen Energie und der Gerechtigkeit seiner Sache erst recht in das Haus gelangen, aus dem sie ihn hinauswerfen wollten.*)

*) Nachschrift 1883. — Seitdem wir Obiges geschrieben, ist Manches vorgefallen. Bradlaugh wurde wiedergewählt und versuchte wiederholt — in verschiedener Weise —, Zutritt zu erlangen, um den Eid abzulegen; stets aber trat ihm der auf Betreiben Northcotes immer wieder erneute Ausschließungs-

Unserem Helden ist in diesem Kampfe für Gedanken- und Wahlfreiheit ein voller Erfolg zu wünschen, umsomehr, als er — wie Morrison Davidson, der seine theologischen Anschauungen keineswegs theilt, ebenso unparteiisch wie richtig bemerkt — „gerade jetzt für das Unterhaus des Parlaments ein dringendes Bedürfnis ist, denn diese Körperschaft leidet an einer Krankheit, welche schlimmer ist als eine Lähmung. Kann irgendwer den Leichnam wiederbeleben, so ist er es, denn heftige Krankheiten erfordern drastische Heilmittel. Ueberdies halte ich es für meine Pflicht, zu bekennen, daß er meines Wissens in politischen Fragen noch nie einen falschen Weg eingeschlagen hat."

Bradlaugh ist ein gewaltiger Redner. Seine wohlklingende Riesenstimme, die er mit großer Deutlichkeit und schöner Modulirung anzuwenden weiß, sowie sein knapper, kerniger Stil und seine kurze, kräftige, den Nagel stets auf den Kopf treffende Dialektik machen einen mächtigen Eindruck, der uns begreifen läßt, daß dieser Autodidakt auf die Massen einen so großen Einfluß ausübt, daß Davidson behaupten kann, nächst Gladstone habe kein Politiker in England einen so ungeheuren Anhang wie Bradlaugh. Der genannte Gewährsmann fügt hinzu: „Seine großen Erfolge verdankt er hauptsächlich seiner Kühnheit, seinem scharfen Geist, seiner titanenhaften Willensstärke und seiner Charakterfestigkeit. Wenn er nicht ein echter Held ist, so muß er eine überraschend geschickte Nachahmung eines solchen sein. In seiner Weise und durch sein

beschluß entgegen. In der diesjährigen — nicht der vorjährigen — Session wurde die von Gladstone dringend befürwortete Eidbill eingebracht, aber von dem hartnäckigen Unterhaus — freilich mit einer Majorität von nur drei Stimmen — verworfen, trotz aller Anforderungen der englischen Religions- und Gedankenfreiheit und der Würde des Parlaments! Weder des Premiers ausgezeichnete Dialektik, noch die glänzende, geradezu wunderbare Vertheidigungsrede Bradlaughs vermochten die Schmach des Durchfalls jenes gerechten Gesetzentwurfs hintanzuhalten, für den weit mehr Abgeordnete gestimmt hätten, hätte es sich nicht um Bradlaugh gehandelt. Seither organisirt dieser im ganzen Lande Agitations- und Entrüstungsmeetings. Weiteres bleibt abzuwarten. L. K—r.

Beispiel hat er viele Tausende von Angehörigen der niedrigsten Klassen mit neugestärkten Gefühlen des Selbstvertrauens und der Hoffnung erfüllt und sie gelehrt, Selbsthilfe zu üben und jede Unterdrückung zu verabscheuen." Wie die meisten Atheisten, hat auch er den — freilich ganz harmlosen — Fehler, ein zu starkes Selbstbewußtsein zu besitzen; die Bescheidenheit gehört nicht zu seinen Tugenden. Dem Stifter des Christenthums rechnet er die Geduld, die Demuth und die Nachsichtigkeit als Charakterschwächen an.

In unserem Aufsatz über Henry Thomas Buckle haben wir bemerkt, daß dieser sich in seinen Mußestunden mit dem Schachspiel erholte. Wenn Bradlaugh überarbeitet ist und den Kopf voller Sorgen hat, wirft er Alles bei Seite und sucht im Angeln Erholung. Er gehört zu den ausgezeichnetsten Anglern Englands und hat eine Reihe von Meisterzügen gethan, die bislang von keinem anderen Anhänger dieses Sports erreicht worden sind. Diese Vorliebe für die Ruthe hat er von seinem Vater ererbt.

Seit einigen Jahren ist er Präsident der Englischen Freidenkergesellschaft, die aus dem ehemaligen Londoner Verein hervorgegangen ist und in englischen Städten über sechzig Zweigvereine besitzt, deren Begründung in den meisten Fällen direkt auf die Bemühungen Bradlaughs zurückzuführen ist. Als Leiter dieser großen Vereinigung war er Ende September 1881 in der Lage, den Zweiten Internationalen Freidenkerkongreß, der hier unter dem Ehrenpräsidium Ludwig Büchners tagte, zu empfangen und zu bewirthen. Noch immer pflegt er von Zeit zu Zeit mit Theologen öffentlich zu debattiren. Bei vielen Diskussionen gewann er sich die Hochachtung seiner Gegner. Als einmal das Gerücht ging, sein Leben schwebe in Gefahr, war der erste, der an seine Frau ein herzliches Beileidschreiben richtete, ein Geistlicher, mit dem er einmal debattirt hatte. Ein anderer Priester, der bekannte Pater Ignatius, sagte in einer Predigt: „Ich verdamme die Ungläubigen

nicht, sondern bewundere sie, weil sie ihre Ansichten mit mehr Muth und Energie verbreiten als wir armselige Christen die unsrigen. Möchten doch die Christen etwas von Bradlaugh lernen! Wäret ihr für das Christenthum so eifrig bemüht wie Bradlaugh für den Atheismus, so würde es mit unserem Glauben in diesem Lande anders bestellt sein!"

Was Bradlaughs Werke — zum größern Theil Broschüren — betrifft, so ist ihre Zahl Legion. Sie zerfallen in soziale, politische, historische und antitheologische. In den ersteren beschäftigt er sich meistens mit dem Verhältnis der Armuth zur Bevölkerungsfrage — in malthusianischem Sinne —, ferner mit dem Loos der irischen Bauern und mit der Auswanderungsfrage. Seine „Winke für Emigranten nach Nordamerika" sind allgemein als das werthvollste, unbefangenste und gründlichste aller vorhandenen Bücher über diesen wichtigen Gegenstand anerkannt. Seine Cromwell- und Washington-Biographien zeugen von staatsmännischer Einsicht; im Allgemeinen jedoch leistet er auf dem Felde der Lebensbeschreibung nichts Besonderes. Am verbreitetsten sind seine politischen Schriften, namentlich sein verdienstvoller Kreuzzug gegen „Die ewigen Staatspensionen", die ebenso schmachvoll wie ungerecht sind und den britischen Staatsschatz ganz ungebührlich belasten; ferner die „Anfechtung der braunschweigischen Dynastie in England". Die ungemein kurze Selbstbiographie, die er 1873 veröffentlichte, ist natürlich recht interessant, befriedigt aber im Ganzen nicht sehr. Eine stattliche Reihe von Bänden ist mit genauen Berichten über seine Diskussionen und Prozesse gefüllt. Viele Broschüren hat er der Kommentirung der Bibel gewidmet. Seine Schilderungen des Lebens Davids, Jakobs und Jonas' sind recht amüsant. Von seinen Bereicherungen der rein atheistischen Literatur sind hervorzuheben: „Giebt es einen Gott?" „Glaubensbekenntnis eines Atheisten", „Eine Lanze für den Atheismus".

Viele Mitglieder der „besseren" Kreise der Gesellschaft hegen dieselben und ähnliche Anschauungen wie Bradlaugh; wenn er dennoch gerade von diesen Kreisen vielfach angegriffen und scheinbar verachtet wird, so geschieht es, weil er seine Anschauungen, um mit Taine zu reden, „aus dem Salon auf die Straße getragen", weil er Lehren, deren Kenntnis die „höheren" Schichten auf eine kleine Anzahl Auserwählter beschränkt wissen möchten, volksthümlich zu machen bestrebt ist, weil er den modernen eleusinischen Mysterien aus der Schule plaudert. Frägt man, ob er als Propagandist in gutem Glauben handelt und ob er seinen Ueberzeugungen treu ist, so müssen wir antworten, daß er sich zwar nicht bei jeder der zahlreichen Raufereien, deren Mittelpunkt, Held oder Theilnehmer er war, der vollkommenen Ritterlichkeit eines Romankavaliers befleißigt hat, daß er aber für die Wahrheit, wie er sie auffaßte, stets tapfer und mannhaft gestritten, und es unterliegt kaum einem Zweifel, daß er von der Nachwelt mit Recht als eine der bemerkenswerthesten Gestalten seiner Zeit und seines Landes betrachtet werden wird.

Biog.

Hans Christian Andersen.

„Glücklich ist der Mann,
Der Märchen schreiben kann."
Charles Dickens.

Im Jahre 1828 bezogen so viele dichterisch angelegte Jünglinge die Kopenhagener Universität, daß die Annalen des dänischen Studentenwesens und der dänischen Literatur es scherzweise als „das Jahr der vier großen und der zwölf kleinen Poeten" bezeichnen. Zu den „vier großen" zählte man Andersen. Und er war in der That ein großer Dichter, jedoch nicht so sehr in seinen Versen, als vielmehr in seinen „Märchen". Diese und das märchenartige „Bilderbuch ohne Bilder" sind unstreitig die Blüthe von Andersen's Schöpfungen; auf diesem Gebiete steht er unerreicht da. Die „Märchen" und das „Bilderbuch ohne Bilder" brachten seine Jugendträume von Ehre und Glück in reichem Maße zur Erfüllung, denn sie wurden in alle lebenden Hauptsprachen übersetzt und trugen seinen Namen über den ganzen bewohnten Erdkreis.

Zu Odense auf der dänischen Insel Fühnen am 2. April 1805 als Sohn eines armen Schuhmachers geboren, blieb Hans Christian Andersen das einzige Kind seiner Eltern und wurde als solches nicht wenig verhätschelt. Obwohl jene von der Hand in den Mund lebten, ließen sie den Knaben nicht ahnen, was Noth und Entbehrung sei. Die Mutter erzog ihn zur Frömmigkeit und zum Aberglauben, in denen sie selbst aufgewachsen war, und gemeinsam mit ihr entsetzte sich das Kind oft über die ein

wenig — aber auch nur ein wenig — aufgeklärteren Anschauungen des Vaters. Eine alte „Lehrfrau", die eine sogenannte Klippschule hielt, lehrte ihn buchstabiren und lesen. Frau Andersen hatte ausdrücklich bedungen, ihr Sohn dürfe nicht geschlagen werden; als er dennoch eines Tages einen Streich bekam, ging er sofort nach Hause und verlangte, in eine andere Schule gebracht zu werden. Man sandte ihn nun in die Knabenlehranstalt eines Herrn Carstens, der ihn sehr liebgewann. Wenn dieser Lehrer, der später auf Thorseng Telegraphenverwalter wurde, in seinen alten Tagen Fremdenbesuch hatte, pflegte er zu sagen: „Man sollte es kaum glauben, daß ich armer Greis der erste Lehrer eines unserer bekanntesten Dichter gewesen bin; bei mir ging Andersen in die Schule."

Christians Vater wurde Soldat. Zwar kehrte er bald wieder heim, allein das anstrengende Kriegsleben hatte seine Gesundheit so erschüttert, daß er nach kurzer Zeit starb. Die Mutter mußte nunmehr außer dem Hause für Fremde arbeiten, so daß Hans so ziemlich sich selbst überlassen blieb. Er saß mit dem kleinen Theater, das ihm sein Vater gemacht hatte, allein zu Hause, nähte Puppenkleider und las alles, was er erwischen konnte, namentlich Theaterstücke. Auf der Puppenbühne führte er Shakespeare'sche Tragödien auf; auch schrieb er selbst ein — natürlich sehr kindisches — Trauerspiel. Nach einiger Zeit brachte ihn seine Mutter, damit etwas aus ihm werde, in einer benachbarten Tuchfabrik als Arbeiter unter; da ihm aber die Rohheit der Gesellen mißfiel, blieb er daselbst nur einige Tage. Frau Andersen verheirathete sich abermals mit einem Schuhmacher, doch bekümmerte dieser sich gar nicht um die Erziehung Christians. Die Mutter wollte ihn jetzt Schneider werden lassen, während er selbst erklärte, Schauspieler oder Sänger werden zu wollen, denn erstens fühlte er eine große Vorliebe fürs Theater, und dann versicherte man ihn allgemein, er werde durch seine merkwürdig schöne, hohe, klangvolle Stimme — mit der er in mehreren vornehmen Familien unter großem Beifall gesungen

und eine große Anzahl dramatischer Szenen, die er auswendig wußte, vorgetragen hatte — sein Glück machen.

Unser Held war mittlerweile vierzehn Jahre alt geworden. Er bat seine Mutter, ihn nach Kopenhagen gehen zu lassen, wo er beim königlichen Theater anzukommen hoffte; sie sträubte sich lange, gab aber nach, als eine Wahrsagerin prophezeite, Hans werde ein großer Mann werden und Odense werde ihm zu Ehren einst illuminirt sein. Ein Theil des Personals der hauptstädtischen Hofbühne hatte in Odense gastirt und Christian hatte hinter den Kouliſſen sämmtlichen Vorstellungen beigewohnt; er war sogar als Page, Hirt u. dergl. einige Male mitwirkend aufgetreten. Er setzte es sich in den Kopf, fürs Theater geboren zu sein und war von der Ueberzeugung durchdrungen, er werde sich auf der Bühne zu großer Bedeutung emporschwingen. Vor seiner Abreise besuchte er den Buchdrucker Iversen, in dessen Hause die kopenhagener Schauspieler verkehrt hatten, und bat ihn um ein Empfehlungsschreiben an die Prima-Ballerina des Hoftheaters, die Iversen selbst gar nicht kannte. Mit diesem Brief und mit ersparten dreißig Mark in der Tasche verließ der junge Bursche zum ersten Male seine Vaterstadt, um am 6. September 1819 in Kopenhagen einzutreffen. Die Tänzerin, zu der er sich begab, hielt ihn ob seines sonderbaren Aussehens und Benehmens für verrückt, war froh, als er ging, und kümmerte sich nicht weiter um ihn. Er wandte sich sodann mit der Bitte um eine Anstellung an die Theaterdirektion, wurde aber abgewiesen. Da ihm das Geld ausging, beschloß er, zu einem Handwerker in die Lehre zu gehen; durch die Zeitung fand er auch alsbald ein Unterkommen bei einem sehr freundlichen Tischlermeister, den er aber in Folge der Neckereien der Gesellen schon am nächsten Tage verließ.

Halb verzweifelt ob seiner Verlassenheit und Rathlosigkeit, hatte er den guten Einfall, den Leiter des Königlichen Musik-Konservatoriums, Siboni, aufzusuchen; dieser versprach, ihn zum Sänger ausbilden zu lassen. Auch der zufällig bei Siboni an-

weſende Komponiſt Weyſe nahm ſich ſeiner an. Anderſen erhielt Geld, Koſttage, Geſang- und Muſik-Unterricht, verlor aber unglücklicherweiſe nach etwa neun Monaten ſeine Singſtimme und damit die Ausſicht, Sänger zu werden. Nun veranſtaltete der Dichter Guldberg eine Subſkription auf feſte Jahres-Unterſtützungen für den armen Jungen; überdies erhielt dieſer von den Freunden Guldbergs unentgeltlichen Unterricht im Tanzen, im Deutſchen, im Lateiniſchen und in der Schauſpielkunſt; für die letztere zeigte er keine Begabung. Auch gewährte man ihm zu ſeiner größten Freude freien Eintritt ins Theater. Da ſeine Stimme bald wieder Klang und Fülle gewann, nahm der Singmeiſter der Theaterchorſchule ihn in dieſe auf und ließ ihn mehrmals auf der Bühne im Chor mitwirken.

Allmälig erwachte in Anderſen der Wunſch, eine literariſche Laufbahn einzuſchlagen. Um dies zu können, mußte er aber ſtudiren, denn ſeine Kenntniſſe waren trotz aller planlos verſchlungenen Lektüre ſehr mangelhaft. Nun fiel es ihm jedoch ohnehin ſchwer genug, das Leben zu friſten und er führte ein kümmerliches Daſein; woher alſo die Mittel zum Studiren nehmen? Um ſich Geld zu verſchaffen, ſchrieb er in der kurzen Zeit von zwei Wochen ein „Die Räuber von Wiſſenberg“ betiteltes Trauerſpiel und reichte es anonym ein. Er erhielt es mit dem Bemerken zurück, es verrathe einen Mangel an jeder elementaren Bildung. Gleichzeitig entließ man ihn aus der Chorſchule. Um ſich ein Einkommen zu ſichern, ſchrieb er noch mehrere Stücke, die aber natürlich ebenfalls zurückgewieſen wurden, — konnte er doch nicht einmal orthographiſch ſchreiben! Hätte er ſeinen zahlreichen Gönnern die bittere Noth geklagt, die er litt, ſo wäre ihm Hilfe geworden; allein er ſprach nicht davon. Oft gab er den Leihbibliotheken das Geld, für das er ſich hätte Mittagbrod kaufen ſollen; namentlich von Walter Scott's Romanen, die ihm ein neues geiſtiges Leben aufſchloſſen, war er entzückt.

Um dieſe Zeit nahm ſich ſeiner der Konferenzrath Jonas

Collin energisch an, ein Mann, der mit seiner ganzen Familie der thatkräftigste, beste und edelste Freund Andersens wurde und blieb. Collin verschaffte seinem Schützling einen Freiplatz auf dem Gymnasium zu Slagelse und erwirkte ihm beim König ein mehrjähriges Studienstipendium. Die genannte Mittelschule bezog Andersen im Oktober 1822. Nach drei Jahren ließ der Rektor sich an das Gymnasium zu Helsingör versetzen; Christian folgte ihm dahin, erlitt aber von seiner Seite eine so harte Behandlung, daß Collin ihn nach Kopenhagen zurück berief und ihm Privatunterricht ertheilen ließ.

Schon ehe er die Schule bezog, hatte er Verse geschrieben, während der Studienzeit aber diese Thätigkeit auf Wunsch seiner Gönner fast gänzlich eingestellt; in der Hauptstadt jedoch machte sich der poetische Drang in ihm wieder lebhaft geltend. Der berühmte Dichter Heiberg — der Gatte der nicht minder berühmten Schauspielerin Johanna Luise Heiberg — druckte Andersens Gedichte „Der Abend" und „Die grauenhafte Stunde" in seinem belletristischen Wochenblatt „Die fliegende Post" anonym ab; das Gedicht „Das sterbende Kind" erschien sowohl in der „Fliegenden Post" als auch in der „Kopenhagener Post". Die Gedichte fanden großen Beifall, man schrieb sie sogar Heiberg zu; als man aber den Namen des Verfassers erfuhr, sprach man diesem dennoch ein besonderes dichterisches Talent ab.

Im September 1828 bezog Andersen die Kopenhagener Hochschule und um dieselbe Zeit veröffentlichte er sein erstes Buch: „Eine Fußreise vom Holmenskanal bis zur Ostspitze der Insel Amager", worin der Einfluß der E. T. A. W. Hoffmann'schen Manier sehr stark hervortritt. Bald wich jedoch dieser Einfluß bei Andersen demjenigen Heine's, der nebst Walter Scott am meisten auf ihn einwirkte. Da sämmtliche Verleger es für zu gewagt hielten, die „Fußreise" herauszugeben, ließ der Verfasser sie auf eigene Gefahr drucken. Sein Muth ward belohnt, denn schon nach wenigen Tagen wurde eine zweite

Auflage nöthig, die bereits sein späterer Gesammtverleger Reitzel veröffentlichte. Es kam sogar zu einer dritten Auflage und in Schweden erschien ein dänischer Nachdruck. Bald kam auch das in gereimten Versen geschriebene „heroische Vaudeville" Andersen's: „Die Liebe auf dem Nikolaithurm, oder: Was sagt das Parterre?" — eine Satire auf die „Schicksalstragödien" — zur Aufführung und fand sehr starken Beifall. Diese beiden Erfolge erfüllten den armen, ehrgeizigen Jüngling mit Glückseligkeit, veranlaßten ihn jedoch keineswegs, seine Studien zu vernachlässigen; im Gegentheil, er bestand das „Examen philologicum et philosophicum" glänzend. Nun erst warf er sich rückhaltslos der Muse in die Arme. Zunächst schrieb er humoristische Gedichte. Zu einem Roman, den er „Der Zwerg König Christians des Zweiten" betiteln wollte, machte er Vorarbeiten, ohne seine Absicht, den Roman zu schreiben, zu verwirklichen. Nach einiger Zeit verliebte er sich in ein Mädchen, welchem zu Liebe er die Literatur aufgeben, Theologie studiren und Prediger werden wollte; aber die Geliebte liebte und heirathete einen Anderen. Dagegen ist Andersen selbst trotz seiner großen Hinneigung zum Familienleben zeitlebens unverehelicht geblieben. Die literarischen Resultate dieser kurzen Selbsttäuschungsperiode waren: die Gedichtsammlung „Phantasien und Skizzen" und das ernste Vaudeville „Trennung und Wiedersehen" —, eine Umdichtung seiner Herzensgeschichte —, das jedoch erst nach Jahren auf die Bühne kam.

Nun gelangen wir zur „Reiseperiode" in Andersen's Leben; dieselbe dauerte von 1831 bis 1874. Unser Dichter fühlte stets, daß das Reisen seine beste Schule sei, da es ihm die wechselnden und neuen Eindrücke brachte, deren er bei seinem schriftstellerischen Schaffen bedurfte. Das Reisen war für ihn nach seinem eigenen Ausspruch ein erfrischendes Bad, aus dem er stets geistig verjüngt und gekräftigt hervorging. So oft der Frühling anbrach, wandelte ihn die Reiselust mit unwiderstehlicher

Gewalt an, und ſo oft er eine entſprechende Summe erſpart hatte, fröhnte er dieſer ſeiner Leidenſchaft nach Thunlichkeit. Konnte er nicht ins Ausland gehen, ſo mußte er mindeſtens in Dänemark längere Ausflüge machen. Von 1831 bis 1874 verbrachte er durchſchnittlich die Hälfte jedes Jahres außerhalb Kopenhagens. Mit Ausnahme Rußlands hat er alle Länder Europas bereiſt, die meiſten mehrmals, Deutſchland wenigſtens vierzig Mal. Die ſchönſte und beglückendſte Seite dieſes abwechslungsreichen Wanderlebens erblickte er darin, daß es ihm Gelegenheit bot, eine erhebliche Anzahl berühmter und hochgeſtellter Perſonen kennen zu lernen und von Zeit zu Zeit wiederzuſehen. So z. B. hat er faſt ſämmtliche europäiſche Regenten der letzten fünfzig Jahre perſönlich gekannt. Zu ſeinen ausländiſchen Freunden und Bekannten zählte er u. A. Tieck, Chamiſſo (der ſein erſter Ueberſetzer wurde und ſeine Schriften in Deutſchland zuerſt einführte), Spohr, Victor Hugo, Heine, Cherubini, Schelling, Caſtelli, Friederike Bremer, Jenny Lind, Chriſtine Nielsſon, Berzelius, Mendelsſohn-Bartholdy, F. A. Brockhaus, Karl Stieler, Cornelius, Lachner, Kaulbach, Thalberg, Lamartine, Dumas (Vater), die Rachel, Balzac, de Vigny, Louis Blanc, Ampère, Kalkbrenner, Freiligrath, Ernſt Moriz Arndt, Geibel, den Goethe-Biographen Eckermann, Robert und Klara Schumann, Ida Hahn-Hahn, Savigny, J. G. Kohl, Kletke, Bettina v. Arnim, Jul. Moſen, Rauch, A. v. Humboldt, die Brüder Grimm, G. v. Raumer, Pückler-Muskau, die Birch-Pfeifer, den General Radziwill, Berth. Auerbach, Herm. Rollet, O. L. B. Wolff, Franz Liſzt, Grillparzer, J. G. Seidl, Bauernfeld, die Brüder Széchenyi, Glaßbrenner, Lord Palmerſton, Baron Bunſen, die Herzöge von Cambridge und Suffolk, die Ladies Bleſſington, Morgan und Duff Gordon, Dickens, das Ehepaar Howitt, Lord Hambro, Emilie Flygare-Carlén, Lind-

blad, die Seebach, Dingelstedt, Liebig, Gutzkow, die Menschenfreundin Miß Burdett-Coutts, Björnstj. Björnson, Mrs. Browning u. s. w. Seine Ansichten über diese Menschen und seine Beziehungen zu ihnen hat Andersen sehr ausführlich in seinem „Märchen meines Lebens" dargelegt; diese umfassende Selbstbiographie ist überhaupt größtentheils ein detaillirter Bericht über des Autors Reiseerlebnisse.

Zum ersten Male verließ Andersen sein Vaterland im Frühling 1831. Diesmal ging er blos nach Lübeck, Hamburg, Braunschweig, Dresden, Halle, Berlin und über den Brocken. Als Ergebnis dieser Reise veröffentlichte er: „Schattenbilder von einer Reise nach dem Harz und der sächsischen Schweiz". Bei der Aufnahme dieses Werkchens machte sich, wie schon früher, eine starke Neigung der Kopenhagener Kritik geltend, Andersen's literarische Fehler und Schwächen hervorzuheben, ohne seine guten Seiten anzuerkennen, eine Tendenz, die noch viele, viele Jahre anhielt, selbst noch als Andersen im Auslande bereits hochgefeiert war.

Von 1829 bis 1839 sah sich Andersen ausschließlich auf den Ertrag seiner Feder angewiesen. Die Zeitungen bezahlten damals für Beiträge noch gar keine Honorare, die Buchverleger auch keine beträchtlichen. Ueberdies wäre die unausgesetzte Hervorbringung von Originalwerken zu anstrengend gewesen. Aus diesen Gründen — Rentabilitäts- und Abwechslungs-Rücksichten — schritt Andersen zur Uebersetzung einiger Stücke für's Königliche Theater und zur Bearbeitung mehrerer Operntexte, und zwar „Der Rabe" (nach Gozzi) für den Komponisten Hartmann, „Die Braut von Lammermoor" (nach Scott) für Bredal, „Kenilworth" (nach Scott) für Weyse. Die Textbücher dieser drei — zur Aufführung gelangten — Opern wurden von der Kritik auf's Schonungsloseste verurtheilt; Andersen wurde wegen derselben sogar in anonymen Stadtpostbriefen schmählich verhöhnt. Dies hielt ihn nicht ab, einen neuen Cyclus Gedichte

„Die zwölf Monate des Jahres“ (1832) herauszugeben, den die ſpätere Kritik hochſtellte, die damalige jedoch verwarf. Auch in den um jene Zeit auftauchenden „Briefen eines Verſtorbenen“ von Henrik Hertz wurde unſer Dichter arg mitgenommen, der trotz alledem bald ein neues Buch „Vignetten zu däniſchen Dichtern“, folgen ließ, welches zwar Nachahmer fand, aber von der Kritik dennoch nur theils totgeſchwiegen, theils getadelt wurde.

Im Jahre 1833 bewilligte der däniſche König dem wanderluſtigen Poeten auf zwei Jahre ein Reiſeſtipendium, das ihn in den Stand ſetzte, volle anderthalb Jahre in Deutſchland, Frankreich, Oeſterreich, Italien und der Schweiz zuzubringen. Seinen Aufenthalt in dem letztgenannten Lande hat er ſpäter in dem ſpannenden Märchen „Die Eisjungfrau“ verwerthet. Am längſten verweilte er in Paris und Rom. In Paris ſchrieb er den erſten Theil, in der Uhrmacherſtadt Locle den Schluß der dramatiſchen Dichtung „Agnete und der Meermann“, die in Kopenhagen während ſeiner Abweſenheit erſchien, aber ſehr kühl aufgenommen wurde — ſelbſt von ſeinen Freunden; dieſe gaben ihm brieflich den Rath, eine Zeit lang nichts zu ſchreiben oder doch nichts zu veröffentlichen. Ein hervorragendes däniſches Literaturblatt erklärte ihn geradezu als aus der Reihe der däniſchen Dichter geſtrichen. Selbſt ſeine Freunde waren nahe daran, ihn als Dichter aufzugeben; ſie äußerten, ſie hätten ſich in ſeinem Talent geirrt. Nach Jahren mit Aenderungen auf die Bühne gebracht, verſchwand „Agnete und der Meermann“ raſch wieder vom Repertoire.

Ganz beſonders entzückt war Anderſen von Italien, von deſſen Naturſchönheiten und Kunſtſchätzen er überwältigende Eindrücke empfing. Rom, wo er viel mit ſeinem berühmten Landsmann Thorwaldſen verkehrte, verſetzte ihn in die größte Begeiſterung, deren Reſultate er in dem bereits dort und in München begonnenen, in Kopenhagen nach ſeiner Rückkehr

vollendeten, 1835 erschienenen Roman „Der Improvisator“ — einem seiner Meisterwerke — niederlegte. Er war nach Italien gekommen, um es zu sehen, nicht um es zu malen; aber das Gemälde drängte sich ihm gleichsam von selbst auf und es ist eins in großem Stil. Die durch „Agnete und der Meermann“ hervorgerufene Abneigung gegen seine Muse war mittlerweile so sehr gestiegen, daß er für den „Improvisator“ kaum einen Verleger finden konnte; selbst sein seitheriger Verleger unternahm den Druck erst nach Eröffnung einer Subskription. Das neue Buch wurde beim Publikum so beliebt, daß bald neue Auflagen nöthig wurden; dasselbe gilt von den Uebersetzungen ins Deutsche, Englische, Französische, Holländische, Schwedische, Russische und Böhmische. Viele der literarischen Gegner Andersen's bekamen nun eine bessere Meinung von ihm, aber im allgemeinen fand die Kopenhagener Kritik es auch diesem schönen Werke gegenüber für gut, nur die Mängel hervorzuheben, über die Vorzüge jedoch leicht hinwegzugleiten.

Einige Monate nach dem „Improvisator“ ließ Andersen das erste Heft seiner „Märchen“ erscheinen (1835). Diese wurden überaus ungünstig aufgenommen und man rieth ihm allgemein, seine Zeit nicht „mit solch' kindischem Treiben zu vergeuden“. Man sagte ihm, er habe zum Märchenschreiben kein Talent; derlei passe übrigens gar nicht für unsere Zeit u. s. w. Er gab das Märchenschreiben infolge dessen einstweilen auf und verfaßte zunächst die wohlbekannten Romane „O. T.“ (1836) und „Nur ein Geiger“ (1837). „O. T.“ war beim Publikum sehr erfolgreich, allein die Kritik hielt mit ihrer Anerkennung zurück. Ein Ausfluß des Druckes, den Andersen's Gemüth in dem gewaltigen Kampf zwischen seiner Dichternatur und der grausamen Haltung der heimischen Kritik erlitt, ist „Nur ein Geiger“ — der schönste seiner Romane —, der ebenfalls viel gelesen wurde, ohne daß das Eis der Kritik geschmolzen wäre. „Es war ein andauerndes Niedertreten alles Guten bei mir,“

ſagte er ſelbſt in dieſer Beziehung. Wenn er dennoch den Muth nicht ſinken ließ, ſo geſchah es, weil die Anerkennung, deren ſich ſeine Schriften bei der deutſchländiſchen Kritik erfreuten, ihm Troſt gewährte. In „Nur ein Geiger“ hat er einen großen Theil ſeiner eigenen Jugendgeſchichte zu einem rührenden Bilde umgedichtet; das Weſen und die Erlebniſſe Chriſtian's, des Helden, gleichen den ſeinigen in vielen Stücken auf ein Haar. — In demſelben Jahre (1837) dichtete er auf einer ſchwediſchen Reiſe das vielgeſungene nicht-politiſche Lied „Wir ſind Ein Volk, wir heißen Skandinaven.“

Für den „Improviſator“ hatte er kaum 400 Mark erhalten. Seither erhöhten ſich ſeine Honorare zwar ſtetig, allein die fortwährende literariſche Produktion konnte ihm nicht zuträglich ſein. Er verſuchte daher, ſich eine Stelle als Bibliothekar oder dergleichen zu verſchaffen, und da ihm dies nicht gelang, litt er oft Noth; aber er wandte ſich ſtets nur an Eine Perſon, an Collin, und auch an ihn nur in den ſchlimmſten Fällen. Gründliche Abhilfe erfolgte dadurch, daß einflußreiche Freunde ihm beim König einen jährlichen Dichterſold von 900 Mark erwirkten, der nach einigen Jahren auf 1400 und ſpäter auf 2100 Mark erhöht wurde. Minder glücklich war er mit ſeiner dramatiſchen Thätigkeit. Seine neuerlichen Verſuche, Stücke von ſich auf die Hofbühne zu bringen, ſcheiterten an der feindſeligen Geſinnung des Beurtheilers Molbech. Er ſchrieb daher für das Sommertheater das Vaudeville „Der Unſichtbare auf Sprogö“ (1839), das die Gunſt des Publikums in ſo hohem Grade gewann, daß die Hoftheaterdirektion es in ihr Repertoire aufnahm und davon eine lange Reihe von Vorſtellungen gab. Dennoch konnte die Aufführung von „Rafaella, oder: Das Maurenmädchen“ (geſchrieben 1840) gar nicht, die von „Der Mulatte“ (1840) nur mit großer Mühe durchgeſetzt werden. Das letztgenannte Stück erzielte außerordentlichen Beifall und wurde von Vielen über alles geſtellt, was Anderſen bislang geſchrieben

hatte. Als er um jene Zeit in Lund weilte, bereiteten ihm die Studenten der dortigen Universität eine großartige Ovation, die ihm als die erste, die ihm öffentlich zu Theil wurde, bis an sein Ende unvergeßlich geblieben ist.

1840 erschien auch noch „Ein Bilderbuch ohne Bilder", — vielleicht das beliebteste und verbreitetste seiner Bücher. Ein englischer Kritiker nannte es hübsch „eine Iliade in einer Nußschale". Bei der dänischen Kritik fand es nicht die geringste Beachtung; noch immer galt der Prophet nicht viel in seinem Vaterlande! Im Herbst desselben Jahres trat Andersen eine neunmonatliche Reise nach Deutschland, Italien, Malta, der Türkei, Griechenland, Ungarn und Oesterreich an. In seinem geliebten Rom ging es ihm diesmal schlecht; dort litt er wochenlang an furchtbaren Zahnschmerzen und überdies erhielt er aus der Heimath Nachrichten von den Verfolgungen, die ihm gewisse literarische Kreise auch während seiner Abwesenheit angedeihen ließen. In Neapel machte er eine schwere Krankheit durch. In Athen arbeitete er fleißig an der umfangreichen dramatischen Dichtung „Ahasverus". Die Erlebnisse und Eindrücke dieser langen Reise schilderte er nach seiner Heimkehr in dem Buche „Eines Dichters Bazar" (1841), das sehr stark gelesen, von der Kritik aber auf's Kleinlichste getadelt wurde. Auch sein 1842 im Königlichen und im Sommertheater unter großem Beifall gegebenes Stück „Der Vogel im Birnbaum" „verriß" die Kritik hartnäckig.

Nicht jedes Jahr konnte Andersen ins Ausland gehen; dann besuchte er häufig und auf längere Zeit diejenigen Rittergüter, deren Besitzer er persönlich kannte und auf denen er ein gerngesehener Gast war. Auf dem Herrenhof Nyföe verkehrte er 1842 intim und lange mit dem ebenfalls als Gast anwesenden Thorwaldsen, den er innig liebte. Im nächsten Jahre setzten neue Ersparnisse ihn wieder in den Stand, eine Tour durch Deutschland nach Brüssel und Paris zu machen. Nach seiner Heimkehr

ſchloß er ein enges Freundſchaftsbündnis mit Jenny Lind, die er ſchon früher kennen gelernt hatte und von der er in ſeiner Selbſtbiographie oft und mit großer Verehrung ſpricht. Er hat ſie ſpäter in verſchiedenen Ländern und Städten recht häufig wiedergeſehen. Nicht minder herzlich war ſein Freundſchafts-verhältnis zu der von ihm ebenfalls ſehr bewunderten Roman-ſchriftſtellerin Friederike Bremer. Im Frühling 1844 reichte er ein „Die Glücksblume“ betiteltes „Feendrama“ beim Königlichen Theater ein, deſſen literariſcher Beirath damals Heiberg war. Dieſer, einſt Anderſen's Gönner, war ihm mitt-lerweile aus unerklärlichen Gründen gram geworden und lehnte ſowohl dieſes als auch ein zweites Stück unſeres Helden ab; „Die Blume des Glücks“ gelangte aber ſchließlich trotzdem auf die Bühne. Um weiteren Zurückweiſungen zu entgehen, reichte Anderſen zwei Stücke („Die neue Wochenſtube“ und „Der König träumt“) anonym ein, und ſiehe da! ſie wurden an-genommen und errangen große Erfolge.

Getreu ſeinem Motto: „Reiſen heißt leben“, ging er 1844 wieder nach Deutſchland, 1845—46 nach Oeſterreich, Italien, Frankreich und Deutſchland. O. L. B. Wolff in Jena — der Herausgeber der vielbekannten „Deutſchen Hausſchätze“ für Poeſie und Proſa — brachte ihn mit dem Dänen Lorck, einem Leip-ziger Buchhändler, in Verbindung, der Anderſen für eine unter deſſen Obſorge zu veranſtaltende deutſche Ausgabe ſeiner ge-ſammelten Werke das erſte Honorar bezahlte, das unſer Autor vom Auslande her erhielt. Bis dahin hatte er von ausländiſchen Verlegern nichts empfangen und auch ſeither empfing er nur äußerſt ſelten etwas. Seine langgehegte Abſicht, Spanien zu be-ſuchen, konnte er auch diesmal nicht verwirklichen, da er ſchon in Südfrankreich von der furchtbaren Hitze ſo ſehr litt, daß er im Juli (1846) zu ſeiner Erholung ins Pyrenäenbad Vernet flüchten mußte, wo er den erſten Band der großen Ausgabe des „Märchen meines Lebens“ vollendete, nachdem er einige

Jahre vorher eine kleine Ausgabe desselben veröffentlicht hatte. Im Herbst reiste er durch Südfrankreich nach der Schweiz, dann nach Paris und Deutschland. In Kopenhagen wurde während seiner Abwesenheit die Hartmann'sche Oper „Liden-Kirsten", zu der Andersen den Text geliefert hatte, unter lebhaftem Beifall gegeben. Nach seiner Rückkehr vollendete er „Ahasverus" und schon 1847 verließ er Dänemark wieder, um nach England und Schottland zu gehen, von wo er vor Weihnachten heimkehrte, um „Ahasverus" erscheinen zu lassen. Obgleich er selbst gerade von dieser verfehlten Dichtung sehr viel hielt — wie viele Eltern lieben ihre ungerathensten Kinder am meisten! —, erzielte dieselbe gar keinen Erfolg. Im darauffolgenden Herbst kam der Roman „Die beiden Baroneſſen" heraus und fand eine sehr gute Aufnahme; der mit Andersen inzwischen ausgesöhnte Heiberg sagte darüber: „Man legt das Buch aus der Hand, erfrischt wie durch eine Frühlingswanderung im Walde."

Am 18. Dezember 1848 sollte das hundertjährige Jubiläum des dänischen Theaters gefeiert werden. Die Abfassung des Festspiels wurde Andersen übertragen. Dieser kannte die Stimmung, in welche die Kriegszeiten das Publikum versetzt hatten; er wußte, daß die Leute mehr an die Soldaten als an's Theater dachten. Dieser Stimmung paßte er sich glücklich an in „Die Dannewirke der Kunst", welches Stück am Jubel-Abend eine glänzende Aufnahme fand, weil es in Form und Idee gleich gelungen war. Bald nachher gelangte Glaser's Oper „Die Hochzeit am Comerſee" mit Andersen's Libretto zur Aufführung. Das letztere wurde von der Kritik totgeschwiegen, wie denn dem Dichter überhaupt seitens derselben noch immer viel Böses widerfuhr, wenn auch nicht geleugnet werden kann, daß in dieser Beziehung die Wendung zum Besseren bereits erheblich fortgeschritten war. Der Umstand, daß sein geliebtes Vaterland mit dem ihm ebenfalls theuern Deutschland Krieg führte, griff sein Gemüth an und er suchte Trost in neuen Reisen. 1849 besuchte er Schweden und

schrieb darüber das hübsche Buch „In Schweden". In Stockholm brachte man ihm öffentlich große Huldigungen dar. 1850 erzielte seine nach Raimund's „Diamant des Geisterkönigs" bearbeitete Märchenkomödie „Mehr Perlen als Gold" so glänzende Erfolge und erlebte eine so lange Reihe von Vorstellungen, daß dadurch das unbeachtete „Kasinotheater" zu Ehren kam. Dasselbe gilt von der bald darauf gegebenen Märchenkomödie „Ole Luk-Oie". Später schrieb er für die genannte Bühne noch die Märchenkomödie „Fliedermutter" und eine Bearbeitung von Mosenthal's „Sonnwendhof" unter dem Titel: „Eine Dorfgeschichte". Im folgenden Jahre verlieh ihm der König den Ehrentitel „Professor". Zwischen 1850 und 1856 ging er wiederholt nach Deutschland, Oesterreich, Italien und der Schweiz. 1856 erschien sein sich um dänisches Leben während der Kriegszeit drehender, interessanter Roman „Sein oder Nichtsein".

Wir haben gesehen, wie ablehnend man sich gegen das erste Heft seiner „Märchen (1835) verhalten hatte. Aber die Stoffe zu weiteren Märchen drängten sich ihm im Laufe der Zeit so lebhaft und zahlreich auf, daß er nicht umhin konnte, sie zu verarbeiten. Seine Neigung zum Märchenschreiben wurde immer größer, es wurde ihm immer klarer, was sich auf diesem Gebiete leisten ließe und die Erkenntnis seiner eigenen Kräfte erweiterte sich mit den Jahren. Aus seinen „Bemerkungen über die Entstehung und Entwicklung meiner Märchen" geht hervor, daß die Mehrzahl der letzteren seine eigene Erfindung sind. Sie lagen ihm wie Samenkerne in den Gedanken; es bedurfte nur einer Strömung, eines Sonnenstrahls oder eines Wermuthtropfens, um sie als Blüthen hervorsprießen zu lassen. Bald wurde es ihm unmöglich, diese Richtung aufzugeben und die Folge seiner Ausdauer war, daß seine große Begabung für jene bald allgemeine Anerkennung fand. So kam es denn, daß er neben den zahlreichen Werken, die er jahraus jahrein schrieb, fast all-

jährlich (bis 1873) ein Heft mit drei bis vier Märchen herausgab; am fleißigsten war er in dieser Hinsicht während der in Rede stehenden Zeit, den fünfziger Jahren.

Von Charles Dickens, den er liebte, zu einem Besuche eingeladen, begab sich Andersen 1857 nach Gad's-Hill bei London. Seinen langen Aufenthalt im Hause des berühmten Romanciers rechnete er zu den Glanzpunkten seines Lebens und er hat denselben sowohl im „Märchen meines Lebens" als auch in der Skizze „Ein Besuch bei Dickens" — enthalten in dem Buche „Aus Herz und Welt" — ausführlich geschildert. Von England aus ging er nach Frankreich und Deutschland. Von 1860 bis 1863 bereiste er neuerdings Deutschland, Italien, die Schweiz, Frankreich und Spanien, von wo aus er einen Abstecher nach Nordafrika machte. In Paris gaben ihm die daselbst weilenden Skandinavier ein glänzendes Fest im Palais-Royal. Auch sonst wurden ihm auf seinen Reisen viele Huldigungen dargebracht. Ueberhaupt war der von der Kritik seines Vaterlandes einst so arg verkannte, auf dem dänischen Parnaß kaum geduldete Mann im Laufe der Zeit zu einer weltberühmten Dichtergröße geworden. Eine neue Kritikergeneration war erstanden, die den bedeutenden Autor, der so viel zur Erhöhung des Ruhmes Dänemarks beitrug, liebevoller zu beurtheilen und richtiger zu würdigen verstand.

Nach seiner Heimkehr im Jahre 1863 ließ er die Reisebeschreibung „In Spanien" erscheinen und schrieb zwei Lustspiele: „Er ist nicht geboren" für's Königliche und „Auf der langen Brücke" für's Kasino-Theater. 1865 und 1866 durchzog er von neuem Schweden, Deutschland, Holland, Belgien, Frankreich, Spanien und zum ersten Male Portugal; über seinen Aufenthalt im letztgenannten Lande veröffentlichte er das Werkchen „In Portugal". In den nächsten sechs Jahren finden wir ihn mehrmals in Deutschland, Frankreich, der Schweiz, Oesterreich, Holland, Belgien und Norwegen. Mächtig angezogen fühlte er sich von der 1867er Pariser Weltausstellung, zu der er zwei

Mal direkt und auf längere Zeit reiste und deren Eindrücke er in „Die Dryade" verwerthete. In der nächsten Zeit schrieb er die Erzählungen „Des Gevatters Bilderbuch", „Peiter, Peter und Peer" (1868) und „Glückspeter" (1870), sowie die Reiseschilderung „In den Jurabergen" (1868). 1867 wurde er vom König zum „Etat-Rath", von seiner Vaterstadt zum Ehrenbürger ernannt; bei dieser Gelegenheit ging die Prophezeiung, daß Odense ihm zu Ehren einst illuminirt sein werde, in Erfüllung. Auf Einladung der Stadtvertretung kam er nach Odense — das er übrigens auch sonst häufig zu besuchen pflegte — und war eine Woche hindurch ein Gegenstand glänzender Ovationen. Noch festlicher gestaltete sich für ihn die erste Septemberwoche 1869, in der es fünfzig Jahre her wurden, seitdem er als armer Knabe von Odense nach Kopenhagen gekommen war. In beiden Städten wurde dieses Jubiläum auf erhebende Weise und mit großartigen Zeichen von Verehrung gefeiert. Auch aus dem Auslande kamen Beweise von Sympathie. Bei dieser Gelegenheit erhielt Andersen vom König von Dänemark das Kommandeurkreuz des Dannebrog-Ordens. Ein Jahr darauf sandte ihm der König von Schweden das Kommandeurkreuz des Norwegischen Olaf-Ordens.

1869 setzte er das autobiographische „Märchen meines Lebens" fort, und zwar bis Ende 1867; seither hat er es nicht weitergeführt und es ist daher unvollendet geblieben. Dieses Buch ist höchst interessant; es liest sich stellenweise wie ein Märchen, stellenweise wie ein Roman und zeigt das offene, naive, gutmüthige, gemüthvolle, wohlwollende, lebhafte, erregbare, einerseits bescheidene, andererseits nach größtmöglicher Anerkennung dürstende, einerseits unabhängigkeitsliebende, andererseits nach der Gunst der Großen Verlangen tragende Wesen Andersen's spiegelklar. Wir erfahren aus zahlreichen Beispielen, daß unser Dichter niemals — selbst nicht zu einer Zeit, da er sich bereits der Bewunderung der ganzen zivilisirten Welt erfreute — im Stande war, sich gegen den Stachel einer ungünstigen Kritik zu wappnen. Eines

Tages entdeckte er, daß sein Reisegefährte, ein Enkel Jonas Collin's, ein Buch des bekannten dänischen Philosophen Sören Kierkegaard lese. Dies versetzte ihn in schlechte Laune, denn seitdem Kierkegaard seine Thätigkeit als Romanschreiber ungünstig beurtheilt hatte, fühlte er gegen ihn Bitterkeit; es verdroß ihn ernstlich, daß der junge Collin seine (K.'s.) Schriften bewunderte. Andersen war eben mehr Gemüthsmensch als starker Geist. Erklärlich wird jene Schwäche durch die Thatsache, daß seine traurige Jugendzeit ihm alle Seelenqualen bereitet hatte, die ein braver, guter, begabter Mensch zu erdulden hat, wenn er sich durch Armuth und geringe Herkunft zu unfreiwilliger Abhängigkeit verurtheilt sieht. Daher rührt es, daß er in seiner Autobiographie oft sehr detaillirt und mit großer Bitterkeit von den ungünstigen Beurtheilungen spricht, denen seine Person und seine Werke ausgesetzt waren. Auf ähnliche Weise erklärt sich eine andere Schwäche des einst so armen und verlassenen später zu so großer Bedeutung und Berühmtheit gelangten Andersen: seine große Empfänglichkeit für äußere Zeichen der Anerkennung. So empfindlich ihn ungünstige Kritiken berührten, so sehr erfreuten ihn günstige und er spricht von ihnen nicht selten allzugern. Einen kindisch großen Werth legte er Titeln, Orden und den ihm wohlwollenden Aeußerungen der vielen europäischen Regenten, die er persönlich kannte, bei. Die Leutseligkeit hochgestellter Personen reißt ihn zu überschwänglichen Ausdrücken hin. Sein naiver Selbstkultus erscheint in seiner Autobiographie manchmal zu weit getrieben. Auch glaubte er halb und halb an einen Wechselverkehr der hingeschiedenen Seelen mit den Menschen und war in vielen Dingen sehr furchtsam und nicht ganz gespensterfest.

Im Herbst 1872 begann er ernstlich zu kränkeln. Das rauhe Klima bekam ihm schlecht. Er fühlte in der Gegend der Herzgrube einen schmerzhaften Druck, der ihm oft den Athem benahm und ihm große Uebelkeiten verursachte. Auch wurde ihm jede Aufregung schädlich, mochte sie nun einen angenehmen oder einen

unangenehmen Anlaß haben. Um sich zu kräftigen, ging er im April 1873 in Begleitung des jungen Schriftstellers Bögh auf vierzehn Tage nach Deutschland, sodann nach Basel, Bern, Genf und einigen schweizerischen Kurorten; in Glion gebrauchte er eine Molkenkur. Nach einem neuen mehrwöchentlichen Aufenthalt in Deutschland, namentlich in München — wo er einen heftigen Cholera-Anfall bekam, welcher ihm die in der Schweiz gesammelten Kräfte wieder raubte —, traf er Ende Juli mehr tot als lebendig in Kopenhagen ein. In der Melchior'schen Villa „Roligheb" (= „Ruhe") — woselbst ihm seit Jahren zwei Zimmer mit Veranda und mit der Aussicht auf den Sund jederzeit zur Verfügung standen — fand er seitens der ihm eng befreundeten, wackern Familie Melchior die liebevollste und aufopferndste Pflege, leider ohne daß in seinem Befinden eine Besserung eingetreten wäre. Doch erblickte er einen Trost in den zahlreichen Besuchen, die er vom König, dem Kronprinzen und den hervorragendsten Männern und Frauen des Landes empfing, sowie im Durchsehen seiner Korrespondenz. Diese war ganz außerordentlich umfangreich, darf aber infolge einer testamentarischen Bestimmung erst im Jahre 1885 veröffentlicht werden. Abends ließ er sich gerne einige Briefe vorlesen, wobei er oft von auftauchenden Erinnerungen an entschwundene Zeiten gerührt wurde. Bei solchen Gelegenheiten pflegten ihm zuweilen auch alte, unaufgezeichnete Erlebnisse einzufallen, die er dann recht dramatisch zu erzählen wußte, wie er denn überhaupt nicht nur in seinen Büchern, sondern auch mündlich ein angenehmer Erzähler war. Seine schönsten gedruckten Reisebeschreibungen standen hinter seinen mündlichen Mittheilungen zurück. Wenn ein Kreis geistvoller Zuhörer ihm umgab, flossen ihm die Schilderungen improvisatorisch und fast unter einer Art unbewußten Entzückens von den Lippen; dann verklärten sich seine sonst nicht eben schönen Züge ganz merkwürdig, seine Augen strahlten lebhaft und seine an und für sich schon sehr gewinnende, weiche

Aussprache des Dänischen wurde je nach dem berührten Gegenstand modulirt, so daß sie einen beinahe musikalischen Wohlklang annahm.

Die Zeit des Märchendichtens war für Andersen vorbei; nur kleine Gedichte gab ihm seine Muse noch hie und da ein. Konnte er aber kein Märchen mehr schreiben, so schnitt er sich eines mit der Scheere zusammen. Er fertigte nämlich eine Schirmwand, die er in sechs je ein Land darstellende Felder eintheilte, auf deren jedem er eine große Menge kleiner Bilder planmäßig mit Geist und malerischem Geschick zu einem umfassenden Tableau zusammenfügte. Dieser sechs Fuß hohe und zehn Fuß breite Wandschirm war eine künstlerische Leistung. „Nach dieser Probe zu urtheilen," bemerkt Lobedanz, „bezweifle ich nicht, daß Andersen, hätte er die Malerei zum Beruf erwählt, ein großer Meister in Kaulbach's Manier geworden wäre." Nach Andersen's Tode ging die Schirmwand auf seinen Wunsch in den Besitz seiner edeln Pflegerin Frau Melchior über. Die Herstellung des Schirmes beruhte auf Andersen's ganz ungewöhnlichem Talent, aus Papier mit der Scheere Bilder schneiden zu können. Mit überraschender Schnelligkeit und ohne jede Anstrengung schnitt er phantastische Muster, Schnörkel, Blumen, Thiere und Menschengestalten aus, mit besonderer Vorliebe Schweine, Schmetterlinge und auf Einem Bein stehende Tänzerinnen. Auch trat bei ihm eine angeborne Begabung für's Zeichnen zutage, die er aber nicht entwickelte, sondern vernachlässigte. Zu Statten kam sie ihm bei seinem ersten Aufenthalt in Rom; da er damals nicht genug Geld hatte, um sich Ansichten u. dergl. kaufen zu können, zeichnete er selbst alles, was er seinem Gedächtnis einprägen wollte.

Andersen durfte seine Freunde nicht mehr besuchen, er bekam keine Musik zu hören, das Schreiben — selbst das Hinwerfen kurzer Tagebuch-Notizen — strengte ihn zu sehr an und er konnte nicht mehr ins Theater gehen. Der letzte Umstand kränkte ihn am meisten. Die Theaterzettel mußten ihm täglich gebracht

werden und die ihn häufig besuchenden Bühnen-Angehörigen hielten ihn über alle Theater-Angelegenheiten auf dem Laufenden. Seine Wohnung verstand er sehr behaglich und so hübsch einzurichten, daß man darüber hätte ein Märchen schreiben können. Viel Vergnügen gewährte es ihm, am Fenster zu sitzen und die Bewegungen der Schiffe im Hafen zu beobachten. An seinem 69. Geburtstag ernannte ihn der König zum „Konferenzrath"; seine Zimmer wurden von liebevollen Händen in einen förmlichen Blumengarten verwandelt und er empfing zahlreiche Beweise von Verehrung und Anerkennung. Daß mit dem beginnenden Frühling die alte Reiselust in ihm erwachte, dünkte ihm ein gutes Zeichen. Da sein Zustand eine Reise ins Ausland unmöglich machte, besuchte er die ihm sehr vertrauten Adelsgüter Holsteinborg und Bregentved. Dort besserte sich seine Gesundheit merklich, allein seine Muse ließ ihn zu seinem großen Verdruß noch immer im Stich. Nach seiner am 9. August erfolgten Rückkehr in die Villa „Rolighed" schwand die während seiner Ausflüge eingetretene Besserung bald wieder dahin. Zu seinem früheren Leiden gesellte sich noch hochgradige Nervosität und die Gicht nahm so überhand, daß er kaum mehr gehen konnte; auch stellten sich Fieber ein. Allmälig gelangte er zur Erkenntnis — wie ungerne entschloß er sich, es zu glauben! —, er sei ein alter Mann geworden. „Daß man auch," sagte er, „an einer so alten Hülle schleppen muß, wenn man sich im Gemüth so jung fühlt!"

Je mehr sich seine Schmerzen steigerten, desto größer wurde seine Ungeduld, Reizbarkeit und Niedergeschlagenheit. Das Empfangen von Besuchen fing an, ihm zur Last zu fallen; interessirte ihn aber das Gespräch, so lebte er rasch auf und dann soll es merkwürdig gewesen sein, zu sehen, wie die Lebhaftigkeit seines Geistes über die Müdigkeit des Körpers siegte. In solchen Fällen sprach er viel und unterhaltend. Max Nordau, der ihn um jene Zeit mit einem Empfehlungsbriefe Auerbach's besuchte, bemerkt in seinem Buche „Vom Kreml zur Alhambra" über

sein Aeußeres: „Andersen war eine hohe, hagere Gestalt von dem derben Knochenbau, der den Inseldänen charakterisirt. Sein bartloses Gesicht, damals bleich und leidend, drückte außerordentlich viel Sanftmuth und Freundlichkeit aus. Eine energisch modellirte, stark hervortretende Nase und eine breite, hohe Stirne wurden durch eine Mund- und Kinnpartie von seltener Weichheit gleichsam dementirt. Das merkwürdigste an diesem Kopf waren aber jedenfalls die Augen: wahre Kindesaugen in einem Greisenangesicht, blaßblaue Augen voll Treuherzigkeit, Entgegenkommen und Offenheit; ich glaube, man hat in diese Augen nicht schauen können, ohne dem Manne, der Einen so hinterhaltslos und liebevoll anblickte, gleich von ganzem Herzen gut zu sein." Andersen sagte zu Nordau: „Seit anderthalb Jahren schwer leidend, fühle ich mich im Innern ganz gesund und jugendfrisch. Wenn ich nur erst wieder ein wenig zu Kräften gelange, will ich wieder arbeiten. Ich will „Das Märchen meines Lebens" bis zur neuesten Zeit weitererzählen. Aber glauben Sie nicht, daß ich's thue, um die Welt wieder auf mich aufmerksam zu machen; aber ich habe vielen Menschen für die Liebe und Güte, die sie mir erwiesen, zu danken und es drängt mich, diese Gefühle auszusprechen." Diese Absicht konnte nicht mehr verwirklicht werden. Bei allen Leiden wußte er es zu ermöglichen, noch einige Male das Theater zu besuchen. Sein anhaltendes Interesse für dieses, sowie die Gedichte, die er in den letzten Monaten seines Lebens schrieb, beweisen, daß er bis ans Ende seine volle Geisteskraft besaß. Auch trug er bis eine Woche vor seinem Tode täglich einige Zeilen in sein Tagebuch ein, das ebenfalls noch nicht veröffentlicht werden darf. Ferner las er ziemlich viel, namentlich Werke über morgenländische Geschichte. Dagegen bekam er eine große Abneigung gegen das Schreiben und Empfangen von Briefen, während er früher der denkbar fleißigste Korrespondent gewesen war.

Bereits anfangs 1875 wurde eine öffentliche Subskription für ein im Königlichen Schloßgarten — allwo täglich hunderte

von Kindern verkehren — zu errichtendes Andersen-Denkmal eingeleitet. Wir glauben nicht, daß es jemals in irgend einem Lande irgend einem anderen Dichter passirt ist, daß man ihm zu seinen Lebzeiten ein Monument errichten wollte. Und noch dazu in demselben Schloßgarten, in welchem Andersen — wie ändern sich doch die Zeiten und wie seltsam spielt oft der Zufall! — ein halbes Jahrhundert vorher, als es ihm noch schlecht ging, sich zu verstecken pflegte, um sein Stück trockenen Brotes zu verzehren. Groß und Klein, Arm und Reich betheiligte sich an den Sammlungen. Als ein kleines Mädchen, das eines Tages in der Schule unaufhörlich weinte, von der Lehrerin nach der Ursache seiner Thränen gefragt wurde, antwortete es: „Es kränkt mich, daß ich noch nichts habe zur Andersen-Statue beitragen können." Infolge einer Ausschreibung gingen vier Entwürfe ein, die aber Andersen sämmtlich mißfielen. Er hielt mit seiner Ansicht nicht hinter dem Berge und nach seinem Tode verwarf der Beurtheilungsausschuß denn auch alle vier Skizzen und übertrug die Ausführung des Standbildes dem Bildhauer Saaby. Der Grundstein wurde im Juli 1871 gelegt und die Enthüllung erfolgte am Andersen-Tage (2. April) 1881. Ein anderer rührender Beweis der großen Verehrung, deren er sich allgemein erfreute, wurde Andersen kurz vor der Einleitung der Denkmal-Subskription zu Theil. Er erhielt von einem Kinde aus Newyork einen Brief, enthaltend einen Dollar und einen Ausschnitt aus einem gedruckten Zeitungsartikel, in welchem die amerikanische Jugend aufgefordert wurde, ihre „Schuld an den alten Kinderfreund" abzutragen und einen Nothpfennig für ihn zu sammeln. Bald darauf ging ihm von einer Dame aus Amerika die Mittheilung zu, daß ihre sämmtlichen Kinder fleißig arbeiten, um Geld für ihn zu verdienen. Man glaubte offenbar, er sei unversorgt. Als er in amerikanischen Blättern diesen Irrthum aufklärte, kaufte man ihm für diejenigen Gelder, die noch nicht an ihn abgegangen waren, das vielbändige illustrirte Prachtwerk „Picturesque America".

Die Kiste, in der es ihm gesandt wurde, traf gerade an seinem siebenzigsten Geburtstage bei ihm ein.

Dieser Tag — der 2. April 1875 — brachte ihm zahlreiche Huldigungen und Ovationen. Viele Deputationen — darunter eine vom Denkmal-Komitee und eine von der Stadt Odense entsendete — machten ihm ihre Aufwartung; im Hoftheater fand eine Festvorstellung statt; der König überreichte ihm persönlich die Insignien des Kommandeurkreuzes des Dannebrog-Ordens erster Klasse; der Großherzog von Weimar sandte ihm das Kommandeurkreuz seines Hausordens vom Weißen Falken; an seinem Geburtshause zu Odense brachte man eine Gedenktafel an; der Verein „Berliner Presse" schickte eine von Auerbach verfaßte, prächtig ausgestattete Adresse; aus allen Richtungen liefen unzählige Telegramme und Briefe ein und eine ganze Reihe rührender Ueberraschungen wurde veranstaltet. Andersen schwamm in Glückseligkeit. Aber die Aufregungen und Anstrengungen des Tages überstiegen seine Kräfte und er konnte sich lange nicht erholen. Im Mai sehnte er sich wieder nach seinem alten Wanderleben: er wollte namentlich in die Schweiz gehen und machte allerlei Reisepläne. Im Juni bezog er einstweilen die Villa „Rolighed", wo er von Melchiors, wie immer, sorgsam gepflegt wurde. Aus den projektirten Reisen konnte nichts werden, weil er kaum im Stande war, das Zimmer zu verlassen. Dennoch ließ er — einen Monat vor seinem Tode — seinen Koffer packen und bestellte neue Wäsche, einen neuen Reiseanzug und 200 Visitenkarten. Auch trug er sich mit der Absicht, eine Villa zu bauen, die ein „Märchenhaus" werden und im maurischen Stil gehalten sein sollte; im Garten sollten die Büsten Thorwaldsen's und der berühmtesten Dichter stehen und in deren Mitte wollte er sitzen und dichten. „Glauben Sie mir", sagte er, „das würde zu etwas führen!"

All' diese schönen Pläne mußten unausgeführt bleiben, denn am 4. August 1875 schied Andersen aus dem Leben. Der vom

Verein „Berliner Presse“ zum Begräbniß gesandte Kranz trug die Inschrift:

„Du bist nicht tot, schloß auch dein Auge sich;
Im Kinderherzen lebst du ewiglich.“

Ja, in seinen „Märchen“ und „Geschichten“ wird er fortleben; diese Ergebnisse seines eigensten Wesens werden sein Andenken stets in zahllosen Herzen aufrecht halten. Als er starb, trauerten um ihn Millionen von Lesern, in deren Gemüth er Licht und Sonnenschein gebracht. Kaum ein zweiter zeitgenössischer Autor hat sich ein so weitverbreitetes Publikum erworben wie er, — einen Leserkreis, der, wie Strodtmann bemerkt, „die Kinderwelt aller Länder des indo-germanischen Sprachstammes von der höchsten Spitze Norwegens bis Indien hinab und von den rauchgeschwärzten Waldhütten Dalekarliens bis zu den eisernen Kaufmannspalästen San-Franzisko's“ umfaßt.

Zum Dank für die ungemessenen Wohlthaten und wichtigen Liebesdienste, die Andersen fast sechzig Jahre hindurch von der Familie Collin empfing, hinterließ er derselben testamentarisch sein ganzes Vermögen. Er hatte sich ein hübsches Sümmchen erspart, besaß aber seit dem Tode seiner Mutter keinen Blutsverwandten auf der Erde.

So oft Andersen während seiner letzten 40 Lebensjahre in Gesellschaft speiste, las er nach Tische einige seiner Märchen vor. Seine dänische Aussprache war sehr schön und einnehmend, sein Organ aber schwach, wenn auch nicht klanglos. Bei ihm erhielten seine Helden — Menschen, Thiere und leblose Gegenstände wie z. B. der Zinnsoldat, die Stopfnadel, die Puppe, der Halskragen u. s. w. — stets Leben und Gestalt. Las er seine Märchen in deutscher Sprache vor, so verlieh sein fremder Accent den betreffenden Pièces eine erhöhte Kindlichkeit und Naivität, die es erklärlich erscheinen läßt, warum gerade die Damen von seinen deutschen Vorlesungen entzückt waren. Man hat ihm Eitelkeit vorgeworfen, weil er nicht müde wurde, seine Märchen immer

wieder vorzulesen. Man könnte ihn damit entschuldigen, daß er zu gutmüthig war, um den vielen Bitten der Leute, denen seine Vorlesungen Vergnügen bereiteten, widerstehen zu können. Am liebsten las er vor, wenn er etwas Neues geschrieben hatte. Er selbst führte einmal zu seiner Entschuldigung einen anderen als den soeben vorgebrachten Grund an: „Habe ich etwas geschrieben, so lese ich es sehr oft Anderen laut vor, um zu erfahren, was daran etwa noch zu ändern wäre. Dann gehe ich nach Hause, schreibe es um, lese es wieder vor und feile so lange, bis ich mir sage, ich könne es nicht mehr besser machen."

Andersen nahm, gleich den meisten dänischen Autoren des neunzehnten Jahrhunderts, seinen Ausgang von den Anregungen und Einflüssen der deutschen Romantiker. In seinen Reisewerken, Gedichten und dramatischen Arbeiten hat er sich stets zu sehr an E. T. A. W. Hoffmann und Heinrich Heine gehalten, als daß diese Werke dauernden Werth haben könnten. Mehrere seiner dramatischen Dichtungen — wie „Ahasverus" oder „Agnete und der Meermann" — waren ausgesprochene Mißgriffe, denn in ihnen ging, wie Strodtmann ganz richtig hervorhebt, „seine Phantasie vollständig mit ihm durch." Dagegen besitzen seine Romane einen nicht unerheblichen Werth. Den größten und eigenthümlichsten Reiz derselben bildet die in ihnen zu Tage tretende Wahrheit und Wärme im Ausdruck subjektiver Empfindungen. In seinen Romanen schildert Andersen warm und ergreifend seine eigenen Jugenderinnerungen und die Kämpfe des Talents mit den Gehässigkeiten und spießbürgerlichen Vorurtheilen der äußeren Umgebung. Mißt man seine Leistungen auf diesem Gebiete mit dem Maßstab der gewöhnlichen Romanschreiberei, so muß man freilich bekennen, daß die Handlung dürftig, die künstlerische Erfindung schwach, die psychologische Entwicklung gering ist. Das Kinderleben wird mit unübertrefflicher Meisterschaft behandelt, man vermißt jedoch die spätere Entfaltung zu gereifter Männlichkeit oder Weiblichkeit. Andersens „Helden" wachsen nur

den Jahren nach heran, während sie an Gemüth, Verstand und Willen zeitlebens hilflose, unentschlossene Kinder bleiben.

Andersens beste literarische Erzeugnisse bleiben seine „Märchen und Geschichten". Die Völker der meisten Länder haben diesen andächtig gelauscht. Die ergreifende „Geschichte einer Mutter" hat den indischen Missionären den Weg gebahnt zur Einführung des Christenthums. Unendlich viel Gutes hat unser Autor durch seine gemüthvollen Erzählungen allenthalben gestiftet. Durch sie hat er nicht nur seinen eigenen Namen, sondern auch den seines Vaterlandes auf der ganzen Erde verherrlicht. Ihre rasche und allgemeine Verbreitung ist wohl hauptsächlich dem Umstand zuzuschreiben, daß er von vornherein mit klarstem Willen für ein ganz bestimmtes Publikum schrieb: für die Kinder. Dadurch war die Wahl möglichst naiver und einfacher Stoffe, sowie möglichst schlichter Behandlung und Sprache bedingt. Dabei aber durfte der Dichter seiner Phantasie den weitesten Spielraum lassen, denn die Phantasie des Kindes ist ja ebenfalls unbegrenzt und diese glaubt alles, was nicht aus seinem Vorstellungskreis fällt. „Um den richtigen Ton für seine Kindermärchen zu treffen," sagt Strodtmann, „brauchte Andersen nur den Eingebungen seiner eignen kindlichen Seele zu folgen." So ist es ihm denn auch gelungen, eine heitere, sanfte, optimistische Weltanschauung zu erzielen, die dem Wesen jedes unverderbten, gesunden und daher sanguinischen Kindes entspricht. Er schlägt nicht den aufdringlichen pädagogischen Ton an, den sich die meisten Jugendschriftsteller zu Schulden kommen lassen, und dennoch wirkt er auf das Gemüth des Kindes wohlthätiger, weil bildender und veredelnder, als alles lehrhafte Moralisiren. Die hohe Kunstvollendung in der Form seiner Märchen und in der vollkommenen Uebereinstimmung der Behandlungsweise mit dem jeweiligen Stoff hat zur Folge, daß auch jeder Erwachsene diese hübschen Leistungen mit Entzücken liest, ohne daß der Verfasser sie für Erwachsene berechnet hätte. Er läßt die Geschöpfe seiner Einbildungskraft

genau so empfinden, reden, denken und handeln, wie es ihre Natur erfordert; wir erinnern nur an den Aegypten schildernden Storch, an den Maikäfer in „Däumelinchen“, an die Stopfnadel, an den Zinnsoldaten.

Die Märchen Andersens stehen in der Mitte zwischen den Kunstmärchen der romantischen Schule Deutschlands und den deutschen Volksmärchen, wie sie von den Brüdern Grimm aufgezeichnet wurden. Während die im letzten Viertel des vorigen und im ersten Drittel des jetzigen Jahrhunderts entstandenen Märchen von Musäus, Hauff, Tieck, Brentano, Fouqué und Eichendorff sich wissentlich an ein nicht-naives Publikum wandten, das sich zwar an den bunten Phantasiebildern ergötzte, aber mit dem Naiven gleichsam ein frivoles Spiel trieb, faßte Andersen sein künstlerisches Spiel mit seinen Märchenstoffen mit heiligem Ernst auf. Selbst ein kindliches Gemüth, wählte er sich die Kinder als Publikum und erzählte ihnen jene gewinnenden Märchen, die sie mit gläubiger Hingebung und gespanntem Interesse vernahmen. Und wie dankbar waren ihm die Kleinen! Wie oft erhielt er die rührendsten Zeichen ihrer Liebe zu ihm! Darüber steht im „Märchen meines Lebens“ gar manche reizende Stelle zu lesen.

Druck von J. Harrwitz Nachfolger Berlin

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

Lit 499.6
Charakterbilder aus dem neunzehnten
Widener Library 005543366
3 2044 079 633 160